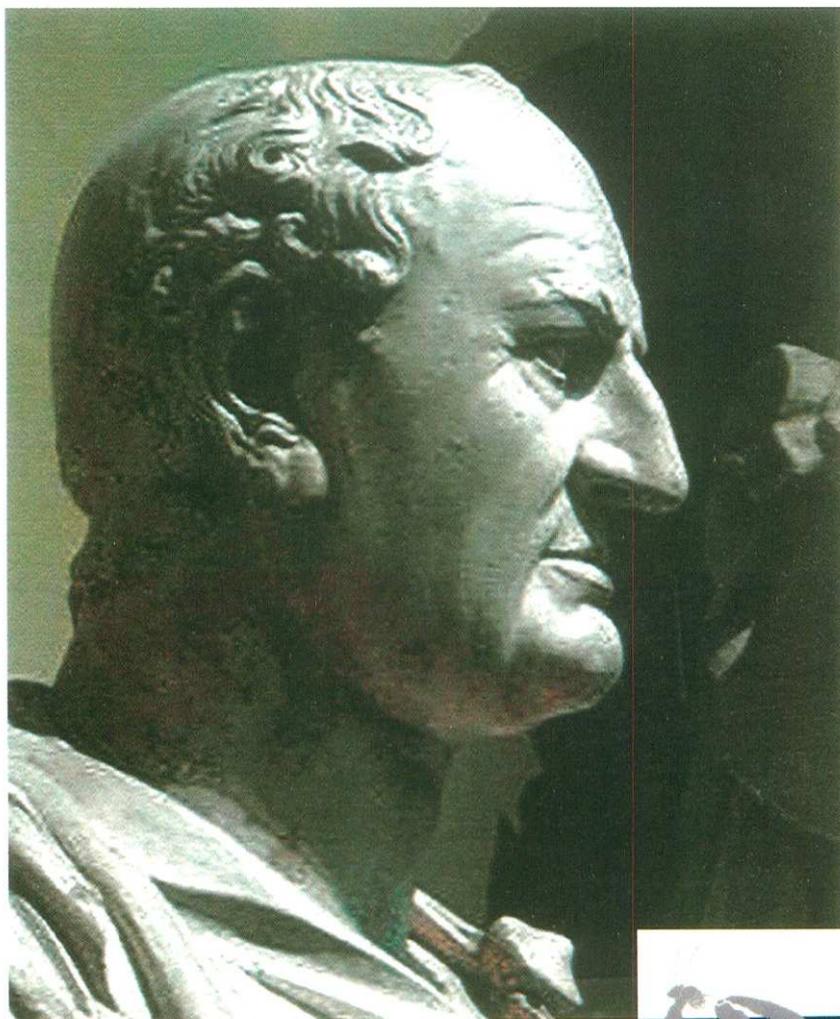


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2017



Jahrg. 29, Heft 1, April 2017, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Büste von Kaiser Vespasian (9–79, reg. 69–79), *Staatliches Museum für Bildende Künste A. S. Puschkin*, Moskau; Kopie in Marmor oder Gips (?) eines Originals im Louvre (?). Zur Illustration der Artikel ab den Seiten 56, 66 und 83 sowie für den Anhang auf S. 97 [wiki → Vespasian].

Impressum

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

Phantomzeit

www.fantomzeit.de

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

Dazu

www.chrono-rekonstruktion.de

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

nach Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2017 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln geliefert werden. Vor 2001 sind noch verfügbar: 2-3/90, 1/91, 2/91, 1/92, 1/93, 1/94, 3/94, 4/94, 3/95, 2/98, 4/98, 3/99, 3/2000, 4/2000.

Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: **2001-2006** je 22,- , **2007-2008** je 38,- , **2009-2014** zu 40,- €, **2015** zu 44,- , **2016** zu 35,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag

IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 29, Heft 1
April 2017

Editorial

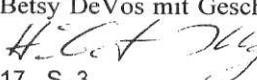
Dreierlei zeichnet dieses Heft aus, wenn wir einmal vom Inhalt absehen: Es ist redaktionell fast einen Monat früher fertiggestellt worden als gewohnt; es enthält zu wenige Abbildungen, weil zu viele 'letzte Neuigkeiten' noch aufgenommen wurden, und die aktuelle Weltpolitik hat sich Eintritt verschafft, wie an diversen Stellen zu bemerken ist.

Dabei will das Geschehen von einem übergeordneten Standpunkt eingeschätzt werden, so wie das Warren Buffet tat, einer der Top-5-Reichen dieser Erde. Der große, integre Kabarettist Gerhard Schramm hat seine Laufbahn beendet, indem er wiederholt aus einem Interview der *New York Times* zitierte. Dort wurde Buffet am 26. 11. 2006 gefragt, was er für den zentralen Konflikt unserer Zeit hält. Und er antwortete: „Richtig, das ist der Klassenkampf, und es ist meine Klasse, die reiche Klasse, die diesen Krieg führt, und wir gewinnen gerade“.

Der Krieg ist mittlerweile endgültig gewonnen, seit ausgerechnet die Ärmere einen vermutlich wirklich Reichen in den USA nach ganz oben gewählt haben. Seinem Kabinett, zur Stunde noch immer nicht ernannt, wird eine ganze Reihe von Milliardären angehören, die einen beachtlichen Teil der amerikanischen Vermögen besitzen. Zum Beispiel Betsy DeVos als Bildungsministerin, die als Superreiche keine öffentliche Schule kennt:

„Alle Eltern sollen sich die Schule ihrer Kinder frei aussuchen können. Sie sollen Gutscheine bekommen, die sie an der Schule ihrer Wahl gegen Unterricht einlösen können. Kritiker warnen davor, dass private Schulen so mit Steuergeldern massiv gestärkt und das staatliche Schulsystem weiter geschwächt würde.“ [*Spiegel-online*, 25. 11. 2016, Klovert, Heike]

Ob die Milliardärskaste deshalb wirklich gebildeter ist oder wird, kann hier offenbleiben. Auf jeden Fall regiert nun das Geld in einem nie gekannten Ausmaß die Welt, es wird neuerlich die Finanzmärkte entfesseln und die Staatsbürger dafür haften lassen, aber es kann selbst an seiner Gier zugrunde gehen. Bis dahin werden wir uns hier trotz Betsy DeVos mit Geschichte und anderen Bildungsfragen herumschlagen. Ihr



„Clovis first“ am Ende!

Fünf Nachweise für noch ältere Amerikaner

Ein Nachruf von Heribert Illig

Nichts ist haltbarer als ein sinnloses Dogma. Das gilt insbesondere für das Dogma der amerikanischen Besiedlung: Der Clovis-Mensch, benannt nach einer neumexikanischen Fundstätte, steht mit seinem präzise festgelegten Alter von -9050 bis -8850 für den unbeirrt propagierten, viel zu langen Fußwanderweg durch die damals trockengefallene Beringstraße, durch die abschmelzende Gletscherwelt Alaskas und Kanadas und durch die großen, teils unwirtlichen Ebenen der USA, wohl, weil es nichts Schöneres gab als Eiseskälte und Polarnacht.

Die primär nordamerikanische Forschergemeinde, die sich diesem Dogma auf Gedeih und Verderb verschrieben hat, bekämpft erbittert alle Versuche, Vorläufer des Clovis-Menschen auf dem Doppelkontinent nachzuweisen, bestünde doch dann die Gefahr, dass ein noch tiefer verwurzelt Dogma ins Wanken geriete: der Isolationismus. Er würde abgelöst durch Einwanderung über die Meere von Ost und/oder West: Diffusionismus. Vor nicht allzu langer Zeit ergab sich in dieser Zeitschrift mehrfach die Notwendigkeit, anlässlich der viel späteren Chachapoya-Kultur über Verteidigungsstrategien der Dogmenschützer zu berichten [Illig 2013; 2016; Otte].

Aus hiesiger Sicht völlig überraschend wurde im Februar im ZDF ein Film von Gisela Graichen und Peter Prestel ausgestrahlt, bei dem primär aus Brasilien Funde präsentiert wurden, deren Alter das der Clovis-Funde doppelt und dreifach übertrifft. Da hier nicht die Clovis-Kultur als solche bestritten wird, sondern nur ihr amerikanisches „first“, wird sie knapp rekapituliert:

Demnach hätte der von Beringstraße einwandernde Mensch binnen 200 Jahren fast den gesamten nordamerikanischen und das nördliche Mexiko besiedelt oder zumindest auf der Jagd durchstreift. Gejagt wurde die mit Eiszeitende aussterbende Großtierfauna. Dafür wurden längere Steinklingen doppelseitig retuschiert. In den letzten zehn Jahren wurde diskutiert, ob die Megafauna durch einen Meteoriteneinschlag ausgerottet wurde; das wird mittlerweile zuverlässig verneint. Clovis wurde gefolgt von der Folsom-Kultur (-8800 bis -8200), in der mit kleineren, flachen Projektilspitzen Jagd auf Tiere vom Kaninchen bis zum Bison betrieben wurde.

Der 'hot spot' für eine deutlich ältere menschliche Besiedlung liegt im Nordosten Brasiliens (Provinz Piauí) in der dortigen *Serra da Capivara*, heute die heißeste und trockenste Region des Landes. Die brasilianische

Archäologin Niède **GUION** hat sich seit den 70er Jahren intensiv mit den Felsbildern und Siedlungsplätzen beschäftigt, sie bekannt gemacht und gegen den harten Widerstand der 'Clovis-first-Scheuklappler' verteidigt. Dank ihr wurde 1979 ein Nationalpark angelegt. Heute sind hier Wissenschaftler aus Frankreich, Italien, Deutschland und natürlich Brasilien bei der Arbeit. Unter Felsüberhängen fanden sich, über ein größeres Gebiet verteilt, bislang ca. 400 Siedlungsplätze und ca. 40.000 Felszeichnungen: Zu sehen sind zahllose Menschen, Tiere, seltsame Strichcodes, ein solitäres Boot, auch der erste dokumentierte Kuss. In diesem Bereich liegen Feuerplätze, deren Holzkohle auf ein Alter von 22.000 Jahre datiert werden konnte. Schönster Fund: der künstlich bearbeitete Zahn eines Riesenfaultieres!

Diese bis zu 6 m langen Tiere lebten damals noch, zusammen mit Mastodonten, Toxodonten und Säbelzähntigern. Die Fauna starb mit dem Clovis-Menschen aus. Deutsche Forscher um Markus **REINDEL** sind dem Klimawandel auf der Spur, vor dem hier tropisch-feuchtes Klima herrschte. Und es gibt zahlreiche Steinklingen, die denen aus dem europäischen Solutrén ähneln. Die 'Clovis-first-Blinden' sprechen trotz Unmengen dieser Werkzeuge davon, dass die Abschläge zufällig durch herabfallende Steine erzeugt worden seien, wie auch die eng begrenzten Feuerplätze lediglich Hinweise auf weitgreifende Waldbrände wären. Mittlerweile sind die Schichten der Feuersteinwerkzeuge von Christelle **LAHAYE** mittels Thermolumineszenz auf -28000 Jahre datiert worden [komprimiert wiki ↔ Serra da Capivara].

800 km südlicher in der Provinz **Bahia** gräbt Carlos **ECHAVARNE**. Hier gibt es weitere Zeichnungen, zum Teil nicht mit Röteln, sondern mit blauer Farbe ausgeführt. Gute Abbildungen sind zu googeln mit „Bahia arte rupestre“.

Schon länger bekannt ist **Monte Verde** in Chile. Tom **DILLEHAY** hat 1986/88 seine Ausgrabungen publiziert: ein Wohnplatz, den wohl 20 bis 30 Individuen benutzten. ¹⁴C-Datierungen erbrachten ein um 2.000 Jahre höheres Alter als 'Clovis', worauf Dillehay das Leben schwer gemacht wurde.

Mittlerweile wird auch in **Florida** nach ältesten Spuren des Menschen geforscht. Hier wurden unter Wasser Steinwerkzeuge in Schichten entdeckt, die mittels ¹⁴C auf 14.500 Jahre datiert werden. Auch Thermolumineszenz-Messungen verweisen auf hohes Alter. 'Prunkstücke' sind Mastodonknochen mit Einschnitten, wie sie beim Ablösen des Fleisches mittels Steinmessern entstehen. Hier ist mit Michael R. **WATERS** sogar ein Amerikaner aus der Clovis-first-Front ausgebrochen. Er hat nicht nur enorme Mengen an Clovis-Artefakten in **Texas** ausgegraben, sondern begann dort 2006 mit dem **Buttermilk Creek Complex**. Mittlerweile sind hier mehr als 15.000 Artefakte geborgen, die 25 cm unter einer Clovis-Schicht liegen und auf -13500 bis -11200 datiert werden [wiki ↔ Michael R. Waters].

Niemand kann übersehen, dass drei der neuen Fundgebiete nahe den amerikanischen Ostküsten liegen. Deshalb wird hier primär an Bootsfahrten gedacht, die in Westafrika ihren Ausgang nahmen. Indizien gibt es reichlich: einen Schädel mit afrikanischen Merkmalen, versteinerte Exkrememente mit typisch afrikanischen Darmparasiten, zahlreiche DNA-Analysen, die nach Osten verweisen, dazu Ähnlichkeiten mit Felszeichnungen in der Sahara. Es war im Film sogar möglich, den Namen Thor **HEYERDAHL** auszusprechen und mehrere Sekunden lang sein Schilfboot „Ra“ auf dem Atlantik zu zeigen.

Unklar ist noch, ob und wo diese Kulturen weiterexistiert haben. Auch die genetischen Verbindungen zu indigenen Indianerstämmen sind noch weitgehend ungeklärt.

„Das Clovis Paradigma ist endgültig begraben“, sagt Eric **BOËDA**, der französische Archäologe, der die Ausgrabungen in der Serra da Capivara leitet und Datierungen von bis zu 30.000 Jahren vertritt; diesen Nachruf sprach er bereits 2014 [Romero]. Beeindruckt von den aggressiven Durchhalteparolen der Clovis-first-Vertreter, haben wir hierzulande nicht bemerkt, dass sich bereits seit einigen Jahren eine grundsätzlich neue Sicht verbreitet. Dieser Dogmenbruch ist sogar bei *Wikipedia* [↔ Clovis-Kultur; gelesen 22. 02.] dokumentiert, doch bezeichnenderweise ohne die Fülle der brasilianischen Funde. Immerhin werden dort weitere prae-Clovis-Fundorte genannt. So sind in der Felsnische von *Meadowcroft*, Pennsylvania, elf Straten nachgewiesen, die von -10000 bis +1300 datiert werden. Betont wird die „für den langen Zeitraum bemerkenswert konsistente Nutzung“ [wiki ↔ Meadowcroft]. Das provoziert den Hinweis, dass ¹⁴C-Datierungen ihre letzte Eichung noch vor sich haben [vgl. Illig 2011, 22-34].

Literatur

- Graichen, Gisela / Prestel, Peter (2017): Sensationsfund in Brasilien · Kam der erste Amerikaner aus Afrika? *Terra X-Sendung*, Erstaussstrahlung ZDF, 19. 02. um 19:30. Sendung in der Mediathek zehn Jahre lang verfügbar.
- Illig, Heribert (2016): Zu den Wurzeln der Chachapoyas · Ein kritischer Rückblick; *Zeitensprünge* 28 (1) 40-44
- (2013): Die Entdeckungen Amerikas zwischen Legenden und Fakten. Eine Sichtung zum Diffusionismus; *Zeitensprünge* 25 (3) 583-598
- (2011): *Die veraltete Vorzeit · Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Mantis, Gräfelting
- Otte, Andreas (2013): Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Hans Giffhorns Buch über das Chachapoya-Rätsel; *Zeitensprünge* 25 (3) 567-582
- Romero, Simon (2014): Discoveries Challenge Beliefs on Humans' Arrival in the Americas; *The New York Times*, 27. 03.
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel

Bernstorf und Nebra

Gefälscht: beides, eines, keines?

Heribert Illig

Bernstorf: Ein Buch voller Gutachten gegen Fälschungsvorwürfe

Gebhard, Rupert / Krause, Rüdiger (2016): *Bernstorf · Archäologisch-naturwissenschaftliche Analysen der Gold- und Bernsteinfunde vom Bernstorfer Berg bei Kranzberg, Oberbayern* (Bernstorf-Forschungen 1, Abhandlungen und Bestandskataloge der Archäologischen Staatssammlung, Bd. 3 zugleich: Frankfurter Archäologische Schriften, Bd. 31; Archäologische Staatssammlung, München, 319 S., [= G/K], vorgestellt am 09. 01. 2017

Ab der ersten Auffindung von Gold am Bernstorfer Berg, 1998, wurden sehr schnell Fälschungsverdachtsmomente lanciert und immer wieder befeuert. Deshalb hat sich die *Archäologische Staatssammlung* München als Eigentümerin der Gold- und Bernsteinfunde 2014 nicht nur dazu entschlossen, den Reinheitsgrad der 'mykenischen Goldfunde' von unabhängiger Seite, von der *Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung* (BAM) in Berlin, untersuchen zu lassen, sondern auch eine Vielzahl weiterer Prüfungen anzustoßen und zu veröffentlichen. Zu Jahresbeginn ist dieser gewichtige Band von Museumsdirektor Prof. RUPERT GEBHARD und Grabungsleiter Prof. RÜDIGER KRAUSE, Frankfurt, präsentiert worden. Dem Freundeskreis des Museums – „freunde der bayerischen vor- und frühgeschichte“ – wurde das Buch von GEBHARD am 19. 01. vorgestellt; der Rezensent konnte zuhören. Vorab: Der technische Untersuchungsaufwand war beträchtlich:

- Elektronenstrahlmikrosonde (Frankfurt, München),
- FTIR-Spektrometrie,
- Laser Ablation Massenspektrometer (Frankfurt),
- Mößbauerspektroskopie (München),
- Neutronen-Aktivierungsanalyse (NAA), München,
- Rasterelektronenmikroskop,
- Röntgenfluoreszenzanalyse mit Synchrotronstrahlungsanregung (BAM),
- Stereomikroskop (Toulouse),
- Thermolumineszenzanalysen.

Die 'Steine' des Anstoßes: 16 teils fragmentierte Goldbleche mit einer Materialstärke von 0,08 bis 0,07 mm und einem Gesamtgewicht von 104,4 g [G/K 165]. Rekonstruiert wurden ein Diadem und eine Goldnadel (Zepter). Weiter

geht es um 56 Bernsteine, sechs durchbohrt, zwei mit Gravuren. Weil der Archäometallurg Prof. ERNST PERNICKA an der Reinheit des Goldes Anstoß nahm und nimmt, während andere Forscher die Bernsteingravuren für Fälschungen halten, werden in dem Buch 18 Fachbeiträge abgedruckt, die mit einer historischen Ausnahme für das Buch in Auftrag gegeben worden sind.

Goldreinheit

Die neuerliche Reinheitsprüfung für das Gold wurde im August/September 2015 von der BAM erstellt. Die Reinheit ist mit 99,99 % [G/K 203, 74, 80] tatsächlich erstaunlich hoch. Allerdings sind bei zwei Proben 98,35 bzw. 99,7 % gemessen worden. Das sollte bei einer modernen, elektrogalvanischen Fertigung mit gleichbleibendem Fertigungslevel nicht passieren, zumal Cadmium und Zink fehlen, obwohl sie in modernem Gold auftreten [G/K 74]. Ab da geht es in vielen Detailschritten weiter.

Zunächst beleuchtet HARALD SCHULZE die Schwierigkeiten mit Fälschungen anhand einer vermeintlich mykenischen Eberjagdszene auf einem Goldblech [G/K 190-194]. Es wurde 2014 im Kunsthandel angeboten; zu dem Angebot gehörte eine archäometallurgische Untersuchung, die ausgerechnet PERNICKA als beigezogener Sachverständiger so resümiert:

„sind weder bei der chemischen Zusammensetzung noch beim äußeren Erscheinungsbild eindeutige Auffälligkeiten erkannt worden, die auf eine Fälschung hinweisen würden. Es handelt sich allerdings um ein auffällig reines Gold“ [G/K 190],

das er jedoch nicht als gefälscht bezeichnet. Mit stilkritischen Begründungen demonstriert SCHULZE, dass hier ein Detail von der berühmten François-Vase auf Metall übertragen worden ist, wobei u.a. die Keramikbeschriftungen übernommen wurden, die jedoch auf Metall nicht üblich waren, dazu grobe Vereinfachungen und mehrfache Missverständnisse der antiken Bildsprache auftraten, so dass erneut das Goldblech geprüft wurde. Nun bewiesen Röntgenaufnahmen, dass es sich um ein modern gewalztes Blech handelt.

„Das Beispiel zeigt, dass die chemische Analyse des Goldes in diesem Falle keine Entscheidung über die Authentizität des Objektes liefern konnte, während die Analyse der handwerklichen und motivischen Elemente ein eindeutiges (in diesem Falle negatives) Ergebnis erbrachte“ [G/K 194].

Im Falle Bernstorff postuliert PERNICKA, das Unterschreiten eines bestimmten Kupfergehalts (0,01 % [G/K 75 f.]) weise automatisch auf eine elektrogalvanische Gewinnung hin, doch das „ist in mehrfacher Hinsicht höchst fragwürdig und in keiner Weise zwingend“ [G/K 21], wie GEBHARD anschließend zeigt. Die Goldreinheitsprüfung ist auch beim Bernstorfer Gold unter Fälschungsaspekten nicht trennscharf. Messungen mit einer Elektronenstrahlmikrosonde erga-

ben, anders als bei elektrogalvanischem Gold [G/K 78], signifikante räumliche Inhomogenitäten bei Silber, Kupfer, Zinn, Antimon, Palladium und Wismut:

„Diese deutlichen Schwankungen im Spurenmetallgehalt bereits in der kleinen untersuchten Probe weist [sic] deutlich darauf hin, dass es sich bei der untersuchten Goldprobe trotz durchaus vergleichbarer Reinheit nicht um auf galvanischem Wege erzeugtes Feingold handeln kann, das eine viel gleichmäßigere Spurenelementverteilung aufweist“ [G/K 203].

Wie kommt dann die hohe Reinheit zustande? Dazu macht GEBHARD Tiegelexperimente, bei denen – bei einer Ausgangslegierung von 90 % Gold, 6 % Silber und 4 % Kupfer [vgl. G/K 186] – der Zementationsprozess mit Alaun und Salzmischungen sehr wohl derart hohe Reinheitsgrade erbrachte, wohlge-merkt bereits bei der ersten Wiederholung einer Zementation [G/K 21, 75].

KARL THOMAS FEHR und RUPERT HOCHLEITNER weisen außerdem darauf hin, dass es in Nieder- wie in Nordbayern praktisch silberfreies Waschgold gibt [G/K 85, 203], auch sehr kupferarmes Flussgold [G/K 22]. PERNICKA selbst hat am Freisinger Domberg gefundene Goldfitter analysiert (2015 publiziert): Ihr Goldgehalt liegt bei 98 bzw. 99 %, der Kupferanteil liegt mit 0,0057 % unter der von ihm bei 0,01 % angesetzten Reinheitsgrenze [G/K 85]!

An Münzen – keltischen Regenbogenschüsselchen – lässt sich zeigen, dass sie im Randbereich, aber nur an der Oberfläche, durch chemische Austauschprozesse mit ihrem Umfeld praktisch reines Gold nahe 100 % aufweisen können [G/K 22; 258], obwohl bei diesem Prozess Gold in den Boden abwandert. (Wer es exotisch will, lässt absolut reines, sogenanntes authigenes Gold durch Bakterien erzeugen [G/K 112].) Da Reinheitsmessungen mit Röntgenfluoreszenzanalyse zerstörungsfrei arbeiten, dringen sie laut MARTIN RADTKES BAM-Bericht nicht in das Prüfmaterial ein [G/K 209], weshalb die Aussagekraft dieser Analysen beschränkt bleibt (auch wenn RADKE von einer Fälschung ausgeht [Rauchhaupt]). Was Erstellung und Bearbeitung angeht, so sind sie für BARBARA ARMBRUSTER einigermäßen frappierend:

„Das Ensemble von Bernstorf ist exzeptionell für die Mittelbronzezeit und seine Echtheitsfrage ist nach wie vor in der Diskussion. Ungewöhnliche und unklare Fundumstände, das hochreine Material, sogar die Objekttypologie und das Fehlen von Vergleichsfunden geben dem Ensemble einen eigenartigen Charakter. Aus der europäischen Bronzezeit sind weder Artefakte aus vergleichbar reinem Gold noch in ähnlicher Machart bekannt. Allerdings können die Werkzeugspurenanalyse und die handwerklichen Merkmale auch keinen Nachweis für eine Fälschung erbringen, da keine modernen Gerätschaften verwendet wurden. Es lassen sich die Verwendung von Blechstreifen und eine schlechte Verarbeitung mit rudimentären Techniken erkennen, was für das mittelbronzezeitliche Goldschmiedehandwerk ungewöhnlich erscheint“ [G/K 174 f.].

Andererseits widersprechen die Oberflächen mit ihren willkürlichen Kratzern [G/K 86], vielleicht durch Steinwerkzeug hervorgerufen [G/K 94], sowohl im makro- wie im mikroskopischen Bereich entschieden einer maschinellen Glättung [G/K 86, 92; Gebhard]. Die mikroskopischen Schneidspuren an den Goldblättern lassen sich mit Silex (Feuerstein) nachvollziehen [G/K 95]. Zu beachten ist, dass frische Kratzer an den Rillen Grate erzeugen, die später wieder abgetragen werden. Maschinelle Glättung hinterlässt regelmäßige Spuren, Glättung von Hand erzeugt hingegen inhomogene, auch kreuzweise Spuren [G/K 86, 91]. Bei den dünnen, gefalteten Goldfolien war mindestens eine Festsinterung festzustellen [G/K 92], die einen Fälscher überfordern würde.

Die Analysen betrafen auch Anhaftungen an den Fundstücken, die von den in Bernstorf anstehenden Böden stammen:

„Bei Gegenüberstellung der Eigenschaften des Fundmaterials weisen alle Parameter darauf hin, dass das Bodenmaterial von den archäologischen Funden ursprünglich aus einer Tiefe zwischen 10 und maximal 25 cm stammt. Da der Prozess der Podsolierung [= Prozess der Umlagerung metallorganischer Verbindungen im Boden durch sickendes Wasser aus dem Ober- in den Unterboden; HI] nicht in einem Zeitraum weniger Jahrzehnte abgeschlossen ist, kann davon ausgegangen werden, dass das Bodenmaterial der Funde autochthon dem Bodenbildungsprozess ausgesetzt war“ [G/K 243].

Es gibt auch Einflüsse, die einem Fälscher mit Sicherheit nicht bewusst gewesen wären, etwa die radioaktive Belastung durch den Reaktorunfall von Tschernobyl. „Die spezifische Aktivität ist in einer Tiefe von 20 cm um etwa einen Faktor 100 geringer als in der obersten Humusschicht des Bodens“, weshalb die Probe der Ummantelung des Goldfundes „am besten zu der Bodenprobe aus dem Tiefenbereich 15–20 cm passt“ [Vier Forscher lt. G/K 247]. Dem entspricht auch die Verteilung der Eisenisotope ⁵⁷Fe [G/K 250].

Ein bislang kaum beachtetes Phänomen ist ein stark erhöhter Goldgehalt in Bodenproben direkt bei den Goldfunden [G/K 257]. Dies bestätigt sich bei einer „noch am Objekt befindliche[n] Sedimentanhaftung aus Bernstorf“ [G/K 259]. Die Ummantelung des Goldfundes zeigt eine Gold-Konzentration vom 96 bis 280-fachen gegenüber einer Standardbodenprobe von ca. 1 für dieses Gebiet [G/K 261], so URSEL und FRIEDRICH WAGNER SOWIE GEBHARD.

Geprüft wird von PAOLA PAOLETTI auch, ob das Zementationsverfahren im Mesopotamien des -2. Jtsd. bereits eingesetzt worden ist. Das lässt sich mit keilschriftlichen Quellen belegen [G/K 177-182].

Altägypten: Die Sargwanne des Echnaton war mit einem goldenen Gitternetz belegt. Bei ihm liegt ein Reinheitsgrad von 97,8 % vor; in mehreren Pro-

ben wurden <99,6 % gemessen [G/K 81]. Erzeugt wurde es mit dem Zementationsverfahren, hier erstmals für Altägypten nachgewiesen. Das Gold wurde in Blättern von bis zu 50 cm Länge aufgelegt, „die bislang größten bekannten Goldfolien des Altertums“ [Grimm in Grimm/Schoske, 72, 85; G/K 102], die sich in Bernstorff wiederholen (hier Länge >44,2 cm [G/K 100 f.]). Aus böhmischen Hügelgräbern sind mittlerweile ebenfalls lange Goldstreifen und -folien bekannt. Prüfungen ergeben einen Goldgehalt von 99,9 % [G/K 105-108].

Ein verkohltes Stabfragment in einem spiralförmig gewickelten Goldblech führte wiederholt zu Fälschungsbehauptungen. Das Holz ergibt ¹⁴C-Datierungen von ca. 1375–1268 [G/K 213]; unterstellt wurde, es sei vom Fälscher aus dem abgebrannten, bronzezeitlichen Wall geholt und in die gedrehten Goldfolien eingesetzt worden, um ihnen eine passende Datierung in der mittleren Bronzezeit zu sichern. Der Altersfrage des Holzes widmen sich BERND KROMER und HELENE HOFFMANN. Zur Fälschungsbehauptung: Eine solche Fundmanipulation ginge wegen seiner großen Zerbrechlichkeit nur nach einer speziellen Tränkung des Holzes. Nun zeigt das Holzstück 11 bis 12 Zurichtungsflächen; außerdem belegen feinkörnige Sedimentreste, dass von dem Holz ein kleines Teil abgebrochen und im Boden gelagert worden ist [G/K 114 f.].

Weiter wurde als vermeintlicher Fälschungsbeweis genannt: Das in Kontakt mit dem verbrannten Holz stehende Gold müsste geschmolzen sein. Dem kann entgegengehalten werden, dass das Gold sehr wohl Brandspuren zeigt [Bilder G/K 111], aber nicht wegen des Holzes, das bei niedrigerer Temperatur verkohlt ist. (Schmelzpunkt des Goldes = 1.064°, in Legierungen niedriger; der Flammpunkt von Eiche liegt bei 270°.) Die Ummantelung dieses Objektes zeigt den dramatisch erhöhten Goldgehalt; sie kann deshalb „als primäre Fundumgebung angesehen werden“ [G/K 118].

Schließlich wurden im *Doerner Institut* organische Reste auf den Goldblechen geprüft:

„Als weiteres Ergebnis ist herauszustellen, dass Bestandteile aus Harzen, Wachsen oder Ölen nicht nachweisbar sind. Diese Feststellung widerspricht eindeutig der These Pernickas, das beobachtete organische Material wäre typisch für moderne Materialien bei der Herstellung“ [G/K 116].

Es kann also den wichtigsten Fälschungsbehauptungen Paroli geboten werden. Nichtsdestoweniger regen GEBHARD und KRAUSE ein interdisziplinäres Kolloquium zur Klärung weiterer Tatbestände an.

Bernsteinprüfung

Wie die Goldfunde werfen auch die beiden gravierten Bernsteine Fragen auf. Baltischer Bernstein ist immer wieder in Bernstorff geborgen worden, vor und nach den spektakulären Funden aus dem Jahr 2000, insgesamt 56 Bernstein-

stücke und -splitter (1997–2005) [G/K 267/272]. Ältere Oberflächen mit längerem Luftkontakt zeigen keine Fluoreszenz mehr.

„Die Beschäftigung mit diesem Phänomen führte nach der Freilegung der Bernsteine von Bernstorf dazu, dass diese kontinuierlich im Dunkeln und unter Wasser aufbewahrt werden“ [G/K 124].

„Die gravierten Rillen zeigen im Gegensatz zu frischen Einritzungen keine Fluoreszenz und sind damit eindeutig verwittert“ [G/K 126].

KATHERINE VERKOOIJEN hat bei Prüfungen sog. „amber dust“ festgestellt, für sie ein Zeichen für moderne Bearbeitung; doch eine Materialanalyse ergab Sedimentreste [G/K 123] bzw. „eindeutige Belege für eine Verwitterung der Gravuren“ [vgl. G/K 148, 265 f.]. Generell ist Bernstein schwer zu prüfen, weil ihn Luftzutritt verwittern lässt, aber Objekte „auch nach langer Bodenlagerung »werkfrisch« sein“ können [G/K 123].

Anfänglich wurde das eingeritzte Bild als unbeholfene Fälschung belächelt, zumal MOOSAUER eine nicht gegebene Ähnlichkeit zur Maske des Agamemnon erkennen wollte. Studien zur Gesichtsdarstellung zeigten, dass lächelnde Gesichter gerade bei mykenischen Idolen auftreten [G/K 129] und sich im archaischen Lächeln fortsetzen.

Klar und eindeutig ist der Befund bei den durchlochten Bernsteinen: Ihre Bohrungen sehen gänzlich anders aus als die scharfkantigen Löcher, die modernes Werkzeug hinterlässt [G/K 130].

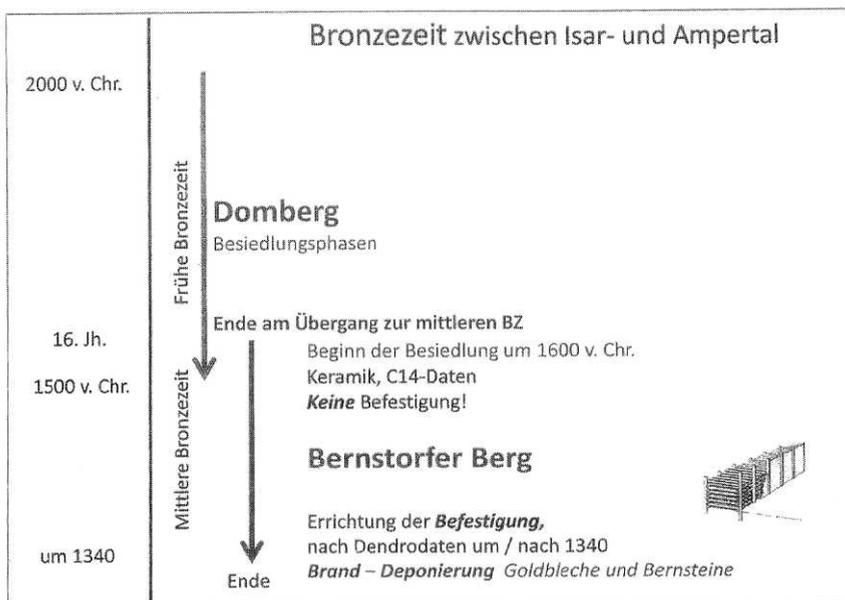
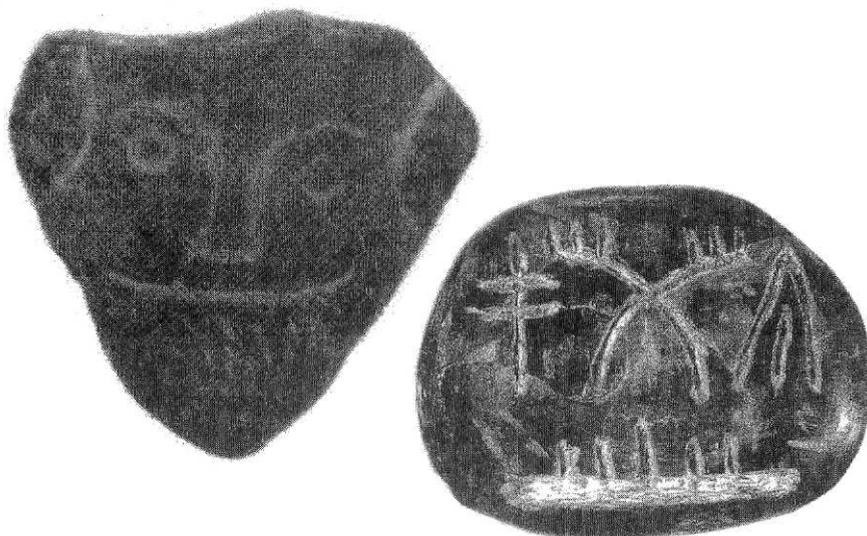
Zwei winzige Goldblechstreifen (Goldlahn) aus dem Bernsteinsiegel, die nur 0,1 bis 0,55 mm breit sind, verbinden Bernstein- und Goldfunde [G/K 98]. Die Oberflächen dieser Goldfunde unterscheiden sich signifikant.

„Die Gleichartigkeit der Bleche und zugleich der Unterschied in den Gebrauchsspuren der Lahnfragmente aus dem Siegel und den Blechen aus dem Goldfund lässt als einzige Schlussfolgerung zu, dass die Herstellung aus denselben Blechen erfolgte, aber die Lahnfragmente aus dem Siegel hinterher im Gegensatz zu dem Goldfund nach der Herstellung kaum beansprucht wurden. Für Goldlahne sind solche Phänomene nicht unbekannt“ [G/K 99 f.].

Man staunt, was ein potentieller Fälscher alles beherrscht haben müsste.

Die Fälschungsvorwürfe

MANFRED MOOSAUER und TRAUDEL BACHMAIER († November 2016) haben bei ihrer Suche nach eisenzeitlichen Verhüttungsplätzen – ab 1994 [vgl. G/K 276] – die „größte bekannte bronzezeitliche Befestigung nördlich der Alpen“ [wiki → Bronzezeitliche Befestigung bei Bernstorf] aufgedeckt und wenigstens Teile von ihr vor dem drohenden Kiesabbau retten können. (Bezeichnenderweise erbrachte die ohnehin schwache Thermolumineszenz-Methode damals ein Alter von



- Die beiden gravierten Bernsteine von Bernstorf [uni]
- „Chronologieschema der bronzezeitlichen Besiedlung zwischen Isar- und Ampertal auf dem Domberg von Freising und dem Bernstorfer Berg bei Kranzberg“ [G/K 48]
- Das Bernstorfer Golddiadem s. Titelseite *Zeitensprünge* [3/2014]

-500 [vgl. G/K 277, dazu auch 279, Fn 22]. Die 1,6 km langen Wälle aus Holz und Erde sind offensichtlich kurz nach ihrer Errichtung aus unbekanntem Grund systematisch niedergebrannt worden. 1998 meldeten die beiden Hobby-Archäologen erste Goldfunde aus Bernstorf. ERWIN NEUMAIR († 2015) kommt die zweifelhafte 'Priorität' zu, als Leiter des *Archäologischen Vereins Freising* und Kreisheimatpfleger 1999 als erster behauptet zu haben, MOOSAUER habe aus Griechenland mykenische Funde eingeschleust [G/K 59, 283, Fn 68]. NEUMAIR hielt selbst die freigelegte bronzezeitlichen Befestigung noch für einen Kohlenmeiler [G/K 16]; vielleicht sah er in ihr Konkurrenz für seine Entdeckung von Wall- und Grabenanlagen auf dem Freisinger Domberg, die „zum wohl bedeutendsten Siedlungspunkt Südbayerns in der Bronzezeit“ gehörten [Goormann-Prugger].

STEFAN WINGHART als Leiter des *Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege* (BLfD) zeigte wenig Engagement, wenn es um den Schutz des Bernstorfer Erdmonuments ging; er sah vermutlich eine groß angelegte Fälschung. 1997 wurde GEBHARD durch einen Kontakt über die Archäometriegruppe am Forschungsreaktor München (Garching) eingebunden; er arbeitete damals in der Restaurierungswerkstatt der *Archäologischen Staatssammlung* München [G/K 280] und übernahm das Museum 2010. Den Ankauf der Stücke hat LUDWIG WAMSER (Direktor 1995–2010) veranlasst. Vor dem Erwerb, 1999, wurden die Goldfunde selbstverständlich geprüft.

2014 trat dann PERNICKA mit der Behauptung vor, Gold- und Bernsteinfunde seien eindeutige Fälschungen [G/K 18].

„Pernicka hat in Absprache mit der Archäologischen Staatssammlung München (ASM), nach einer ersten Analysenreihe am Institut für Geowissenschaften (Frankfurt), eine weitere Messreihe durchgeführt. Dabei kam er zu abweichenden Ergebnissen und hat diese gegen die Absprachen mit der ASM publiziert und nach seinen Vorstellungen ohne die Beteiligung der Archäologen interpretiert. Dabei sind bei Weitem nicht alle notwendigen Kriterien für eine fundierte wissenschaftliche Ansprache und Einordnung berücksichtigt worden und so hat Pernicka den Vorwurf erhoben, dass es sich bei den Bernstorfer Goldblechen um modernes Gold und damit um Fälschungen handeln müsse. Diesen Vorwurf hat er hartnäckig auch zusammen mit Meller mehrmals wiederholt und mit alten und überholten Erkenntnissen zu untermauern versucht“ [G/K 23].

Nur auf seine Messungen als Chemiker und Metallurg gestützt, vertrat er 2016 seine Meinung, diese Funde „unverzüglich aus jeder weiteren Diskussion zu nehmen“ [G/K 18], wie er es 2014 auch vor dem *Archäologischen Verein Freising* und in der *Archäologischen Staatssammlung* München getan hat. Ihr Leiter wirft PERNICKA nun vor:

„Er übernimmt dabei wie so oft zugleich die Rolle des »Archäologen«, die seine scheinbar breit angelegte Kompetenz in dem Beitrag weiter unterstreicht. Beides stellt jedoch eine fatale Fehleinschätzung dar“ [G/K 20].

Obendrein beobachtet GEBHARD [G/K 21]:

„Insofern ist der vermeintlich »naturwissenschaftliche« Versuch zum Schmelzen eines Goldblechs in diesem Zusammenhang sinnlos und dient nur der suggestiven Untermauerung einer in archäologischer Unkenntnis aufgestellten Behauptung. [...] Dieses Beispiel macht deutlich, dass PERNICKA an einer präzisen archäologischen Diskussion nicht teilnimmt.“

Vielmehr geht es ihm „um die Beibehaltung und Verfechtung einer persönlichen Meinung“, auch um „die Einbeziehung fiktiver Behauptungen“ [G/K 19].

So ist PERNICKA der prominenteste wie penetranteste Vertreter der Fälschungsthese. Er fand es gut, die Fälschungsvorwürfe für Bernstorf möglichst breit zu platzieren und gerade auch in Freising (und München) vorzutragen. Rechtzeitig vor dem angekündigten Erscheinen des Bernstorf-Buches wurde in *SPIEGEL-Online* seine Sicht einer Fälschung verbreitet [Neumann, 18. 06. 2016]. Bösertig wurde es, als genau am Tag der Buchvorstellung ein weiterer, sich unabhängig gebender *SPIEGEL-Online*-Artikel erschien. Das neue Buch, soeben erst vorgestellt und von der Autorin bestenfalls entgegengenommen, „birgt keine wirklich[e] Überraschung“ [Neumann, 09. 01. 2017], worauf die Journalistin im Boulevard-Stil fortfährt – „Zu unterhaltsam sind die Gerüchte, die sich darum ranken“ – und die Rufmordkampagne an MOOSAUER unbeirrt fortsetzt. Die Münchner *SZ* gab am nächsten Tag die Quintessenz des Buches und die Leiden der Bernstorf-Forscher wieder:

„Zwei Experten sind nach jahrelanger Forschung sicher: Die Gold- und Bernsteinfunde von der bronzezeitlichen Befestigung Bernstorf bei Kranzberg sind echt. [...] dass mit der Vorstellung ihres Forschungsbandes die Kritiker verstummen werden, glauben auch Gebhard und Krause nicht. »Ein sachlicher Austausch der Argumente wird zunehmend schwierig«, schreiben sie in der Einleitung ihres Sammelbandes, »da die Trennung in zwei sich diametral gegenüberstehende Positionen inzwischen fast 20 Jahre andauert.« [Bernstein].

PERNICKA wird uns unten bei Nebra als Verfechter der Echtheit der dortigen Befunde begegnen.

Resümee für Bernstorf

Aus Sicht von GEBHARD und KRAUSE ist klar:

„Im Fall von Bernstorf sind wir der Meinung, dass auf der Grundlage der durchaus differenzierten Auffindungsgeschichte und der verschiedenen materialkundlichen Untersuchungen und naturwissenschaftlichen Analy-

sen sowie kulturgeschichtlichen Überlegungen eine Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Mitteln und Grundlagen zielführend und lohnend ist“ [G/K 64].

So wurden die Fälschungsargumente PERNICKAS – angeblich bis zu 15, de facto nur vier [G/K 19, 145] – der Reihe nach abgearbeitet:

- „1) Die chemische Zusammensetzung des Goldes;
- 2) Die ¹⁴C-Datierung von organischen Materialien;
- 3) Eine Autopsie der Bernsteinfunde und deren direkter Bezug zum Goldfund;
- 4) Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Finder und ihrer Darstellung der Fundgeschichte“ [G/K 145].

„Fasst man die Diskussion dieser zentralen vier Punkte zusammen, so lassen sich unter den bislang öffentlich vorgetragenen Vorwürfen keine stichhaltigen Argumente finden, die für eine Fälschung sprechen“ [G/K 146].

Um jede Unkorrektheit möglichst auszuschließen, werden im Buch auf fünf nachfolgenden Seiten sämtliche Untersuchungsergebnisse noch einmal angesprochen.

Der „Superfälscher“

Anders als der desavouierende *SPIEGEL-Online*-Artikel hat sich ULF VON RAUCHHAUPT in der *F.A.Z.* mit dem Buch auseinandergesetzt und seine kluge Rezension mit einem Rätselsatz beendet:

„Wenn die Bernstorfer Fundstücke Fälschungen sind, sind sie extrem gut gemacht. Dann war hier kein Laie am Werk, sondern jemand, der sich exzellent mit bronzeitlichem Material auskannte, die Bleche mit bronzeitlichen Methoden bearbeitete und selbst über solche arkanen Details informiert war wie die Tatsache, dass Goldobjekte im Boden mit der Zeit Goldatome an das umgebende Erdreich abgeben, wo sie auch in Bernstorf tatsächlich nachgewiesen wurden. Es wäre jemand, der in der Lage gewesen sein müsste, selbst ausgewiesene Fachleute wie Krause und Gebhard zu täuschen. Wenn man sich die Frage, ob so ein Superfälscher eine plausible Figur ist, nicht stellen möchte, muss man jetzt die anderen Fragen beantworten“ [Rauchhaupt].

Wenn man gleichwohl die Frage nach dem „Superfälscher“ sofort stellt, erübrigen sich möglicherweise die anderen Antworten. Wie dem für die Nebrascheibe zuständige Landesamt für Denkmalpflege „Der Aufwand des Fälschers“ ein eigener Abschnitt wert war [lda ↔ Naturwissenschaftliche Untersuchungen ↔ Echtheit und Datierung], so haben sich auch GEBHARD und KRAUSE öfters die Fälschungsfrage gestellt und zu ihrer Beantwortung eine große Tabelle zusammengestellt [G/K 148], Von ihr wird hier nur die Spalte „Besondere Erfor-

dernisse“ abgedruckt (unter Weglassung des häufig genannten Rasterelektronenmikroskops):

- „hohe Erfahrung in handwerklicher [Gold-]Blechherstellung und Umgang mit einfachen Werkzeugen (Stein, Knochen, Holz) [...]
- Manipulation im Mikrobereich [Zuschnitt des Goldblechs] [...]
- Archäologische Spezialkenntnisse bronzezeitlicher Motive
- Spezialkenntnisse zur Erzeugung von Goldumbildungen im Mikrobereich [...]
- Erzeugung von Mikrospuren [organischer Auflagen auf dem Gold]
- Zugang zu einem bronzezeitlichen, verkohlten Holzstab mit bekanntem ¹⁴C-Datum aus dem 14. Jh. v. Chr.
- Archäologische Kenntnisse bronzezeitlicher Deponierungssitten [Faltung und Teilerstückelung der Goldbleche]
- Bodenkundliche Fachkenntnisse, Detailkenntnisse zum Tschernobyl-Fall-out [...]
- Zuschnitt von Feinstdrähten inkl. Alterung der Schnittkanten [bei dem Bernsteinsiegel mit Goldlahn in Lochung] [...]
- Spezialkenntnisse Mykenologie [beim Beschriften des Bernsteins]
- Spezialkenntnisse zur Fluoreszenz von bearbeiteten Bernsteinen
- Kenntnisse der Ikonographie mykenischer Kultbilder“ [G/K 148].

Auch Manipulationen mit Anhaftungen an den Objekten würden „ohne ausgezeichnete bodenkundliche Kenntnisse“ [G/K 122] nicht möglich sein. Das trifft insbesondere für die erhöhte

„Goldkonzentration in dem untersuchten Sedimentmantel zu, da dieses Phänomen weitgehend unbekannt und unerforscht war, als die Stücke geborgen wurden“ [G/K 122].

Der Fälscher hätte auch wissen müssen, dass Fluoreszenzerscheinungen an Bernstein in einigen Jahren nachprüfbar sein werden [G/K 123 f.], wie er die Gesichtsdarstellung einigermaßen unbekannter Idole mit wohlgerichtetem Werkzeug nachvollzogen hätte [G/K 129, 175], um gegenüber zukünftigen Untersuchungsmethoden gewappnet zu sein. Er hätte auch antizipierend gehandelt, dass bei den Grabungen 2002 und 2010/11 an der Innenseite der Mauer deponierte Keramikgefäße entdeckt würden [vgl. G/K 142]. Da eine Fälschung in die mykenische Epoche passen sollte, würde ein Fälscher eigentlich nicht zu anderen Punzen greifen, als sie von damaligem Schmuck her bekannt sind. Er hätte auch kein lächelndes, ja lachhaftes Gesicht in den Bernstein geschnitzt.

Trotz aller detailbezogener List wäre der Superfälscher aber nicht auf die zentrale Idee gekommen, sich antikes Gold zu besorgen, das im Internet leicht erhältlich ist [G/K 151]. Hinzu tritt die notwendige Arbeitszeit für den fälschenden ‘Superman’. Wenn es darum gegangen sein sollte, das drohende Wegbag-

gern der bronzezeitlichen Wallanlage zu verhindern, dann hätte die Uhr frühestens ab dem 1. April 1998 getickt: Damals stellte das *Bayerische Landesamt für Denkmalpflege* dem weiteren Kiesabbau „nichts in den Weg“ [G/K 294]. Doch darüber wurde noch von Ende April [G/K 295] bis Juli gestritten; der erste Goldfund wurde für den 07. 08. 1998 gemeldet [G/K 150 f.].

„Der enge Zeitrahmen der Ereignisse zeigt, dass auch den Findern für die Anfertigung einer perfekten Fälschung nur ein sehr kleines Zeitfenster von wenigen Wochen zur Verfügung gestanden hätte“ [G/K 151].

All das wirkt sehr plausibel. Gleichwohl blieb die auch hier parteiische *Wikipedia* auf Seiten PERNICKAS: Die Funde „stehen nach verschiedenen Untersuchungen mittlerweile unter erheblichem Fälschungsverdacht“. Ohne Lektüre der 319 Buchseiten rückte der zuständige *Wikipedia*-Autor unter Bezug auf v. RAUCHHAUPTS Rezension nur den Passus ein:

„Eine Veröffentlichung wissenschaftlicher Aufsätze zur Thematik wurde am 9. Januar 2017 der Öffentlichkeit als eine Verteidigungsschrift gegen Pernicka vorgestellt, konnte aber den Fälschungsverdacht nicht ausräumen“ [wiki → Bronzezeitliche Befestigung bei Bernstorf; gelesen am 25. 01. und 20. 02.].

Nun hat die Auffindungsgeschichte der verschiedenen Gold- und Bernsteinfunde ihre bekannten, oft ausgebreiteten Schwächen, die auch in dem Band von GEBHARD/KRAUSE klar dargelegt werden, sogar mit Faksimiles von Protokollen und Berichten. Doch damit steht Bernstorf keineswegs allein.

Nebras dubiose Fundgeschichte

ERNST PERNICKA – „Der Wissenschaftler [...] bewies die Echtheit der Himmelscheibe von Nebra“ [Heidelberg] – hat seinen Ruf mit der umstrittenen Himmelscheibe von Nebra verknüpft und muss es hinnehmen, dass die dubiose Auffindungsgeschichte in Bernstorf mit der noch dubioseren Auffindungsgeschichte in Nebra (alias Sangersdorf alias Kleinwangen bzw. Wangen) verglichen wird.

Im Falle der Himmelscheibe braucht es sehr viel naives Gottvertrauen, um trotz der widersprüchlichen Aussagen der Raubgräber an den Fundort auf dem Mittelberg und an einen Depotfund zu glauben, der neben der Scheibe zwei Schwerter, zwei Randleistenbeile, einen Meißel und zwei Armspiralen umfasste, alles aus Bronze gefertigt, wie HARALD MELLER [= M] sehr schön illustriert [M. 94 f.; dito *lfd*]. Das beginnt schon damit, dass die beiden Raubgräber anfangs davon sprachen, dass der Fundort in der Nähe von Sangerhausen liege – die Ortskerne von Sangerhausen und Nebra liegen jedoch 24 km auseinander. Insofern gibt es im Internet Überschriften „Wie aus der Sternenscheibe von Sangerhausen die Himmelscheibe von Nebra wurde“ [Budnik], während das Standardwerk von Harald MELLER, Landesarchäologe von Sach-

sen-Anhalt, diesen wichtigen Sachverhalt übergeht [vgl. M. 22]. Um gleichermaßen Hortfund und Fundort zu bestätigen, verzichtete man auf die mögliche Prüfung größerer Bodenanhafungen an den Schwertern, nahm eine Bodenprobe und beschränkte sich auf 0,113 g Anhaftung an der Scheibe [G/K 35], von denen die grobe Sand- und Siltfraktion noch das meiste ausmacht [G/K 314]. Die zu erwartende Goldanreicherung im Boden wurde nicht beziffert, doch als „signifikant höher“ bezeichnet [G/K 37]. Die einander diametral widersprechenden Aussagen der Raubgräber wurden souverän auf ein Loch am Mittelberg bezogen, das wohl MELLER in die Diskussion einbrachte und durchsetzte [Müller-Straten, 22]. Hier gibt es einen flachen, 160 m durchmessenden Ringwall, allerdings ein volles Jahrtausend jünger, und mit einigem Abstand zwei gerade Wälle, wohl älter als die ominöse Datierung -1600 [ebd.].

GEBHARD und KRAUSE zeigen, wie aus einer undatierbaren Scheibe ein frühbronzezeitliches Weltwunder, ein Weltdokumentenerbe gemacht wurde: indem man die Versionen der Raubgräber über einen datierungsgebenden Hortfund akzeptierte. Dagegen hatte selbst PERNICKA Einwände erhoben:

„Die Bleiisotopenverhältnisse sind allerdings sehr unterschiedlich, so dass eine gleichzeitige Herstellung aller Teile des Hortfundes sehr unwahrscheinlich ist“ [Pernicka lt. Riederer, G/K 312].

Wenn wenigstens die Metallbefunde gestimmt hätten. Aber Edelmetallurge PERNICKA musste mehrfach nachbessern: Stammte das Gold nach seinen ersten Analysen aus Siebenbürgen [Pernicka in M. 37], sah GREGOR **BORG** 2010 ein Gemenge „aus thüringischem Seifengold, Edergold und Siebenbürgischem Gold“ [G/K 38]. 2014 änderte PERNICKA für alle Goldapplikationen der Scheibe die Herkunft auf Cornwall [vgl. Illig 2014, 639 f.]. Hatte er 2006 noch verlautbart: „Es deutet daher alles darauf hin, dass die Himmelsscheibe aus regional verfügbaren Metallen in Mitteleuropa hergestellt wurde“ [Pernicka in M. 37], stammt nur noch das Kupfer aus Tirol oder Salzburg, während Gold und Zinn aus Cornwall stammen. Damit ist die Scheibe zu einem 'Exoten' geworden, dessen Ingredienzien rund 1.100 km Luftlinie über Meer und Land importiert werden mussten.

Bezüglich des Zinns gibt es eine weitere Erkenntnis aus dem Hause PERNICKA: Die Zinn-Isotopen-Forschung hat sich überschätzt, denn sie kann gar nicht z.B. zwischen Zinn aus Cornwall und Zinn aus dem Erzgebirge unterscheiden [Marahrens/Pernicka u.a. 2016] (vgl. S. 54 bei Heinitz). PERNICKA hat damit seine früheren Regionalzuweisungen für Zinn selbst widerlegt.

Bei der Herkunft wurde bereits früher ein massives Problem gesehen, das sich mit Cornwall noch viel gewichtiger auftürmt:

„Dass sich die Fälscher unverdächtige Ro[h]materialien beschafft haben könnten, belegt auch der Nachweis, dass das Kupfer der Scheibe aus den

salzburger Alpen (Mitterberg bei Bischofshofen), das Gold aus den Karpaten kommt. Da es in den salzburger Alpen reichlich Gold gibt (Tauerngold) ist es unverständlich, warum an einem angeblich echten Objekt nicht Kupfer und Gold aus der gleichen Region vorkommt. In Ungarn/Rumänien gibt es reiche Kupferlagerstätten, so dass es ebenso undenkbar ist, dass eine Scheibe, die mit Gold aus den Karpaten verziert ist aus alpinem Kupfer hergestellt ist“ [Maschinengetippte Stellungnahme von Prof. Josef Riederer von 2005, im Faksimile mit Schreibfehlern; G/K 308].

Laut MELLER [23] gab es in Nebra keine Probleme:

„Die erste und prinzipielle Frage nach der Echtheit der Himmelscheibe und ihrer Beifunde wurde durch naturwissenschaftliche Untersuchungen in kürzester Zeit positiv geklärt. Gleiches galt für die Zusammengehörigkeit des Fundkomplexes aufgrund der identischen Bodenanhafungen. Da das Alter der Beifunde archäologisch gut zu bestimmen ist, ergab sich somit für die Niederlegung der Himmelscheibe ein Datum um 1600 v. Chr.“

Es brauchte nur deshalb „kürzeste Zeit“, weil lediglich geprüft wurde, ob die Scheibe messbare Radioaktivität enthielt. Wenn sie fehlt, muss das Metall vor mehr als 100 Jahren verhüttet worden sein [Pernicka in M. 34]. Sie enthielt keine. Doch was besagt dies? Wenn ein Fälscher sich altes Material besorgt hat, was in Zeiten des Internets nicht schwer ist, dann kann er die Scheibe ein paar Jahre zuvor gegossen und geschmiedet haben, ohne sich wegen radioaktiver Spuren Sorgen machen zu müssen. Es könnte selbstverständlich auch eine keltische Scheibe sein – hat doch JOSEF M. MAYER [2014] auch zahlreiche Vergleiche zu keltischer Kunst angestellt, aber die Datierung der Scheibe bestätigt –, die irgendwo gefunden und durch die Schwerter veraltet worden ist.

Bei den Beifunden fiel auf, dass die beiden Schwerter Chloridpatina zeigen, der Meißel hingegen Edelpatina, was gemeinsame Lagerung praktisch ausschließt [G/K 32 f., Fn 56]. Ebenso fiel die Malachitpatina der Scheibe auf, die senkrecht im Boden gestanden haben soll, nur „3-5 cm unter der Oberfläche“ [G/K 27] (und nur 40 cm vom Rand eines neuzeitlichen Kohlenmeilerplatzes entfernt [G/K 42]).

c. „Am Mittelberg liegt über dem Verwitterungsboden eine 15 - 20 cm dicke Humusschicht. Wenn die Scheibe 5 cm unter dem Boden lag, dann befanden sich 1/3 der Scheibe im Humus (der aus verwittertem Laub, Gras und ähnlicher Vegetation entstanden ist), 2/3 im völlig andersartigen alten Boden. Dies hätte bewirken müssen, dass sich auf der Scheibe diese Grenze abzeichnet,

d. wäre sie nie vollständig vergraben gewesen, da sich die 15 cm Humusschicht durch Verwitterung der Blätter usw. erst nach der Bronzezeit und

nach der bronzezeitlichen Nutzung des Mittelberges gebildet hat“ [Riederer-Stellungnahme 2005 in G/K 129].

Ob eine Malachitpatina künstlich erzeugt werden kann, ist strittig. Während nach Laboruntersuchungen von WUNDERLICH die Herstellung möglich ist [G/K 308], vertritt man in Halle die Ansicht, dass es bislang nicht möglich sei [Ida → Echtheit und Datierung].

Ganz unklar ist der Umstand, wie die Goldapplikationen auf einer bronzenen, also goldfarbenen Bronzescheibe hätten wirken sollen, anders als auf der heutigen dunkelgrünen Malachitpatina (aus basischem Kupfercarbonat und Kassiterit = Zinnstein [Ida]), die sich sogar auf wie unter den Goldeinlagen gebildet hat. Um zum zwingend notwendigen Kontrast zu kommen, muss für die ursprüngliche Scheibe „eine dunkelbraune bis schwarze Färbung“ unterstellt und auch für den Andenkenladen rekonstruiert werden; sie ist jedoch nicht nachgewiesen [M. 23]. „Sind ähnliche Materialkombinationen aus der Vorgeschichte bekannt? Nein“ [M-S 24]. Kunsthistoriker CHRISTIAN MÜLLER-STRATEN spricht deshalb von „restauratorisch-archäologischer Selbsttäuschung“ [ebd.].

Überraschend schlecht ist die Fundlage bei den Bodenproben, die vom vermuteten Raubgrabungsloch, von einem der Schwerter und zu einem späteren Zeitpunkt von einem der Beile genommen worden sind. Davon gibt es auch zehn Jahre nach den Prozessen noch keine detaillierten Angaben.

„Da bis zum jetzigen Zeitpunkt die beiden Abschlussberichte trotz mehrfacher Ankündigungen nicht vorliegen, kann die Vorgehensweise derzeit nur anhand der in den Gerichtsverfahren vorgelegten Dokumente dargestellt werden“ [G/K 33].

Ein weiterer Befund hat keine Beweiskraft:

„In einem der Griffe der Schwerter fanden sich Reste von Birkenrinde, die einst offenbar zur Fixierung des Griffes genutzt worden ist. Die Rinde konnte mit der Radiokohlenstoff-Methode auf die Zeit zwischen 1500 und 1650 v. Chr. datiert werden. Damit ist die Himmelscheibe mindestens so alt wie Schwerter und Beile, wahrscheinlich aber um einige Zeit älter; worauf die mehrfachen Veränderungen in antiker Zeit hindeuten“ [Ida → Echtheit und Datierung].

Nachdem der zeitgleiche Hortfund bislang nicht bestätigt ist, hilft auch diese Information bei der Datierung der Scheibe nicht weiter. An der Scheibe konnte eine Anhaftung im Gewicht von 0,113 g (= 113 Milligramm) geprüft werden, mit der niemals zu beweisen ist, dass der Fund allein vom Mittelberg stammen könne [G/K 35]. Ganz im Gegenteil hat ein Gutachten erbracht, dass die Scheibe und ein Schwert nicht aus demselben Boden stammen [G/K 35]. Da zudem die beiden Abschlussberichte zur 2002 begonnenen Grabung bis heute

nicht vorliegen, lässt sich klar sagen: Es gab nie einen Hortfund, der aus Scheibe, zwei Schwertern und einigen anderen Teilen bestanden hätte! Das ist nicht neu, hat doch Prof. JOSEF RIEDERER – bis 2004 Direktor des *Rathgen-Forschungslabors* in Berlin – bereits 2005 in seiner Stellungnahme u. a. darauf hingewiesen und angefügt:

„Mein persönlicher Eindruck ist, dass Herr Meller selbst ahnt, dass die Objekte nicht zusammengehören, da er zahlreiche Gutachten (22 Gutachten von 18 Naturwissenschaftlern) und die unnötige Radiokarbonanalyse an der Birkenrinde des unzweifelhaft und nie bestritten 3600 Jahre alten Schwertes in Auftrag gegeben hat, um den Anschein der wissenschaftlichen Seriosität zu erwecken, wobei die Gutachten lediglich die bronzezeitliche Herkunft, die ihm von vorne herein klar war, beweisen, nicht aber die Zusammengehörigkeit des Fundes und die Herkunft aus Mitteldeutschland“ [G/K 310].

Mangels ausreichender Anhaftungen und mangels gesicherter Beifunde kann das Alter der Scheibe nicht bestimmt werden. Sogar auf der Website des Landesamts für Denkmalschutz wird eingeräumt: „Die Himmels scheibe selbst kann weder typologisch noch naturwissenschaftlich direkt datiert werden“ [Ida → Echtheit und Datierung; M-S 27], zumal die Machart der Scheibe viel gröber ist als die der Schwerter, die wiederum weniger in Mitteldeutschland, sondern im Karpatenbecken und in Nordeuropa verbreitet waren [G/K 32]. Seltsamerweise hat MELLER in seinem groß angelegten Himmels scheiben-Werk auf 207 Seiten zwar Aufsätze über Stabdolche oder über nordische Krummschwerter, aber keinen über Aunjetitzer Schwerter aufgenommen. Man hätte doch gerne gewusst, wo solche „Prunkwaffen, die nicht zum Kampf genutzt wurden“ [M. 23] außer bei Nebra noch gefunden worden sind. Die beiden einzigen Schwerter, die MELLER [139 f.] abbildet, sind keine Prunkwaffen, sondern eine korrodierte Schwertklinge aus dem thüringischen Sachsenburg und die Klinge eines Kurzschwertes aus Sangerhausen. Drei vergleichbare Prunkdolche aus Schottland stammen aus der Zeit zwischen -2050 und -1700, „sind also älter als die Nebra-Schwerter und können nicht direkt mit ihnen in Verbindung gebracht werden“ [M. 176]. Auf der Website des zuständigen Landesamtes wird vermerkt:

„Die Schwerter von Nebra bilden nach ihrer Form eine Eigenschöpfung, eine Mischung aus südost- und nordeuropäischen Elementen, wie wir sie in einigen weniger kostbaren Waffen aus Deutschland zwischen 1700 und 1500 v. Chr. kennen“ [Ida].

Dem wäre also durchaus nachzugehen gewesen. 2006 deutete für PERNICKA noch alles darauf hin, „dass die Himmels scheibe aus regional verfügbaren Metallen in Mitteleuropa hergestellt wurde“ [M. 37]. So auch Archäoastronom WOLFHARD SCHLOSSER:

„Die Materialien sind hier im Prinzip auch zu Hause, das Kupfer könnte man aus dem Mansfelder Land nehmen, das Gold könnte man aus der Unstrut heraus waschen, und auch das Zinn ist im Erzgebirge vorhanden. Nur, wie die Kollegen in der Metallurgie festgestellt haben, sind diese Metalle offensichtlich nicht lokal gewonnen worden“ [Mack].

Mehr als nur erwähnenswert: Die Aunjetitzer Kultur wird östlich der Weser gefunden, entlang von Elbe und Oder bis ins Karpatenbecken und bis Esztergom an der Donau. Damit war PERNICKAS Hinweis auf Siebenbürgen für das Gold der Scheibe [Pernicka in M. 37] leidlich kompatibel. Mittlerweile müssen bislang unbekannte Handelsbeziehungen zwischen dem bronzezeitlichen Cornwall und dem Gebiet an Unstrut und Elbe postuliert werden, um die Herstellung der Scheibe zu erklären.

Das angeblich rituelle Vergraben hätte in der Bronzezeit an einem Ort stattgefunden, an dem nichts Zeitgleiches zu finden war. Ergo „ist zu vermuten, dass der Schatz in einem umhegten heiligen Bezirk niedergelegt worden war“ [Iff]. Das lässt sich nur glauben. Das Ausgraben von 8.900 m² auf dem Mittelberg erbrachte

„die Reste neuzeitlicher Kohlenmeiler und eisenzeitliche Funde. Die Wallanlage datiert ebenfalls in die Eisenzeit. Bronzezeitliche Funde und Befunde liegen nicht vor oder sind nicht veröffentlicht“ [G/K 42, Fn 112].

Das wird zu Recht als Manko empfunden. Vielleicht wurde deshalb 2015 von MELLER eine neue Sensation in Umlauf gebracht: ein direkter Bezug zum bereits 1874 ausgeraubte Grabhügel Bornhöck bei Dieskau, von dessen vermutlich 13 Goldobjekten noch fünf erhalten sind und seit Kriegsende in Moskau liegen.

„Auf einem Feld bei Dieskau in Sachsen-Anhalt haben Archäologen möglicherweise das gut 3800 Jahre alte Grab des Herrschers entdeckt, der die Himmelscheibe von Nebra besaß. »Gewissheit, dass hier der ‘Vater der Himmelscheibe’ lag, wird die Auswertung der Goldanalysen der Grabbeigaben bringen«, sagte Landesarchäologe Harald Meller an der Grabungsstelle. »Sollte die Zusammensetzung des Goldes identisch mit dem der Himmelscheibe sein, ist der komplette Beweis erbracht.« Das Ergebnis werde Anfang 2016 erwartet“ [SZ].

Es geht auch noch pseudo-konkreter [Schöne]:

„So ergaben zum Beispiel in Dieskau (Saalekreis) Grabungen am dortigen Fürstengrab, dem sogenannten »Bornhöck«, dass der dort bestattete Herrscher einst die über 3.600 Jahre alte Himmelscheibe von Nebra in Auftrag gegeben hatte – also quasi der »Vater der Himmelscheibe« ist“.

Hier möchte man sogar Auftraggeber und Vater kennen. Das 30 km von Nebra entfernte Hügelgrab Bornhöck scheint passend, weil der Hügel ur-

sprünglich 15 m hoch war und einen Goldfund enthielt. Der komplette Beweis ist bislang nicht gelungen, zumal Materialanalysen nur einen Werkstoff charakterisieren können [G/K 39, Fn 92]. MELLER teilte ein halbes Jahr nach dem von ihm erhofften Termin, im August 2016 mit: „Direkte Beweise fehlen zwar, aber die These stehe auf guten Füßen. »Weitere Untersuchungen laufen noch«, so Meller“ [mdr]. Es geht sogar noch ‘präziser’:

„Metallurgische Untersuchungen des für die Scheibe verwandten Goldes zeigen, dass es aus der gleichen Mine in Cornwall stammt wie die Schmucknadeln, die in zwei anderen, deutlich kleineren Hügelgräbern gefunden wurden, in Leubingen (Thüringen) und in Helmsdorf (Sachsen-Anhalt). Aus dem Tumulus von Dieskau haben sich keine Nadeln erhalten, sodass eine Isotopen-Analyse nicht möglich ist. Wohl aber hat diese bei den Armringen aus allen drei Grabhügeln ergeben, dass ihr Gold ebenfalls eine gemeinsame Quelle hat. Offenbar achteten die Eliten jener Zeit darauf, dass Formen und Werkstoff ihrer kostbaren Stücke eine Einheit bildeten. Die verlorenen Schmucknadeln von Dieskau, sagt Meller, dürften daher aus dem gleichen Gold gewesen sein wie die übrigen – und die Himmelscheibe“ [Seewald].

Nun zeugen sogar nichtexistente Schmucknadeln für den Fürst von Goseck. Ein anderer bezweifeltes Zeuge ist die Goldscheibe von Moordorf bzw. Aurich. Auch bei ihr hat PERNICKA 2016 eine Fälschung wegen des feinen Goldes unterstellt [vgl. G/K 83 f., 139]; hier kommt hinzu, dass beim Kopieren vielleicht sogar das Original vertauscht worden ist [G/K 83 f., 139]. Wäre dann die eine Scheibe vor 1910, die andere vor 1998 gefälscht worden? [vgl. G/K 141]. Andererseits tauchten damals im Antiquitätenhandel entsprechende Scheiben auf, die zu einer Neubewertung führen könnten [Internet-Seiten ohne allgemeinen Zugang]. Es gilt:

„Artefakte aus sehr reinem Gold können keinesfalls allein auf der Grundlage einer Analyse als modern gewonnenes Gold und damit als Fälschung abgetan werden. Die Erklärung, wie dieses Gold hergestellt wurde, bedarf einer umfangreicheren Analyse aller Faktoren, wie sie in diesem Band vorgenommen wird“ [G/K 141].

Ein abschließender Vergleich

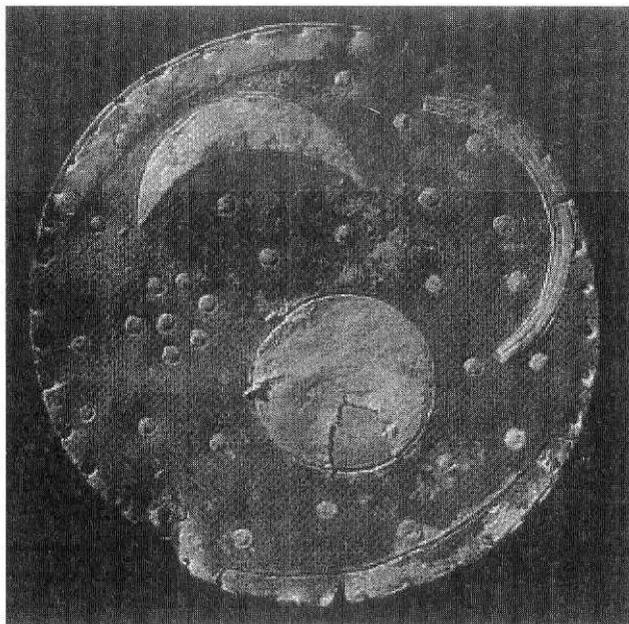
Wer im Falle Bernstorf die Fundauffindung für fälschungsträchtig hält, der muss nach den 19 Nebra-Seiten aus dem Buch von GEBHARD und KRAUSE [G/K 25-43] zur Kenntnis nehmen, dass die Fundauffindungsumstände für Nebra noch fragwürdiger sind, die Echtheit der Himmelscheibe also mindestens ebenso zweifelhaft ist wie die der Bernstorfer Funde. Dazu die Abschrift eines Vergleichstableaus [G/K 43]:

	„Bernstorf	»Himmelscheibe« und Beifunde
Funddatum	Zeitabschnitt Aug.-Okt. 1998, mehrere Auffindungstage, protokolliert	04.07.1999
Fundmeldung	am ersten Werktag nach Fund	nein
Anzahl der Finder	2 Amateurarchäologen des Archäologischen Vereins Freising (Nachuntersuchung durch mehr als sechs Personen)	2 Raubgräber
Kontakt zwischen Archäologen und Findern	am ersten Werktag nach Entdeckung	nach ca. 4 Jahren
Aussagen der Finder	übereinstimmend, eidesstattliche Erklärung	nicht übereinstimmend
Bezug zur Archäologie	ehrenamtliche Mitglieder des Archäologischen Vereins Freising	Raubgräber
Entdeckung durch Metallsonde(n)	nein	ja
Dokumente zur Auffindung	Foto, Video, Tagebuch	»vernichtet«
Fundart	Lesefunde	Raubgrabung
Funde gereinigt	Entfernung loser Anhaftungen, teilweise ungereinigt, Sedimentmengen > 20 Gramm	teilweise gereinigt, Rückseite der Scheibe zur Hälfte ungereinigt, bekannte Menge des analysierten Sediments von der Scheibe 0,1 Gramm
Objekte als Ensemble bewertbar	ja	nein, unterschiedliche Fertigungstechniken und Zweifel an den Fundumständen
Zeitlicher Bezug zum Fundort	gleichzeitige Siedlungsphase und Befestigung der mittleren Bronzezeit	keine gleichzeitigen Funde am angegebenen Fundort
Geschlossener Fund	nein, aber Ensemble	ungeklärt, widersprüchliche Aussagen der Finder. Angaben beruhen auf Händler Stadtmüller und Finder Westphal
Fundort	eindeutig, Kontext durch große Befestigung der mittleren Bronzezeit	ungeklärt, widersprüchliche Aussagen der Finder. Angabe beruht auf Händler Stadtmüller u. Finder Westphal
Direkte Datierung	Vier ¹⁴ C-Messungen an verbranntem Eichenholzstab mit Goldblechumwicklung = mittlere Bronzezeit	Datierung der Scheibe unklar, kann auch in die Eisenzeit oder in historische Zeit datieren".

Christian MÜLLER-STRATEN hat bereits im Jahr 2015 massive Zweifel an dem Weltdokumentenerbe angemeldet. Der Unterschied liegt darin: Im Falle der Sternenscheibe gab es angesichts der rätselhaften Darstellung [vgl. Mayer] trotz beliebig vieler Einbaumöglichkeiten relativ wenige Zweifler, zumindest keine penetranten, während es im Falle von Bernstorff vorwiegend Zweifler gab, von denen einige äußerst penetrant sind. Für die Nebra-Scheibe hat sich das zuständige Landesamt Gedanken über eine mögliche Fälschung gemacht:

„Einige der oben angeführten Kriterien für einen echten Fund könnte ein intelligenter Fälscher vielleicht mit gewissem Aufwand umgehen, andere nach bisherigem Kenntnisstand (z. B. Korrosion) nicht. Auf jeden Fall müsste der Fälscher, damit sein Werk allen hier angewandten Prüfkriterien gerecht wird, einen immensen Aufwand betreiben. Nicht ein kleinster Fehler dürfte ihm dabei unterlaufen. Machen wir einmal das Gedankenexperiment:

Eine »alte Legierung« ließe sich evtl. noch aus Altfunden zusammenschmelzen, die aber eine eindeutige Herkunft haben müssen, d. h. alle z. B. aus der Mitterbergregion [corr. Mittel-; HI] stammen. Aus neuem Erz gleicher Herkunft (die Lagerstätte ist aber leider abgebaut) kann er das



Scheibe im Zustand wohl von 2002 [*nebra*]

Metall nicht zusammenschmelzen, denn dann würde der Blei210-Test versagen. Dann muss er natürliche Goldnuggets der richtigen Region besorgen, die Himmelscheibe mit prähistorischer Technik schmieden und die Bleche einlegen. Um ein komplexes astronomisches Programm zu entwickeln, empfiehlt sich die Beratung mit mehreren erfahrenen Archäoastronomen. Dann werden in ebensolcher Weise die Beifunde hergestellt. Frühbronzezeitliche Birkenrinde, deren 14C-Alter vorher korrekt bestimmt wurde, werden [sic] in die Schwertgriffe gesteckt. Man kann aber auch ein 14C-Alter fälschen: Dazu wird ein Gewächshaus errichtet, mit Birkensämlingen bestückt und mit einer isotopisch korrekten 14C-Kohlendioxid-Mischung begast. Nach 20 Jahren Wachstum in 14C-Bronzeluft kann die bronzezeitliche Birkenrinde geerntet werden. Dann werden die Funde künstlich korrodiert, mit dicht kristalliner Malachitpatina. Das geht nach heutigem Kenntnisstand nicht, ebensowenig kann man dabei auf die Schnelle die Bodenanhafungen vom richtigen Fundort in die Korrosion einwachsen lassen. Den Fundort hat man nach den astronomischen Besonderheiten geschickt ausgewählt. Ist der Fund dort vergraben, dotiert man die umliegende Erde noch gleichmäßig mit Spuren von Gold und Kupfer und harrt geduldig der Entdeckung“ [Ida ↔ Echtheit und Datierung].

Trotzdem kann die Scheibe antik sein (Patinabildung), muss aber weder aus einem Hortfund noch aus dem Grabungsloch auf dem Mittelberg stammen. Plausibler erschiene die keltische Zeit ab dem -3. Jh., wenn die Kelten der britischen Insel mit denen auf dem Festland in enger Verbindung stehen.

Das postfaktische Zeitalter auch der Naturwissenschaftler

In der Enzyklopädie *Wikipedia* ging der Daumen sofort nach unten. Während das Buch über Bernstorff als solches ignoriert wurde, reagierte man unmittelbar auf v. RAUCHHAUPTS Rezension und klinkte den Passus mit dem nicht ausgeräumten Fälschungsverdacht ein (s. o. S. 16). Ohne zeitaufwendige Buchsichtung wurde aus den von RAUCHHAUPT formulierten Fragen souverän geschlossen, dass der Fälschungsverdacht bleibe (seit 25. 02. relativiert). Wer dagegen den entsprechenden *Wikipedia*-Artikel über die „Himmelscheibe von Nebra“ aufschlägt, erfährt von keinerlei Zweifeln zum Hortfund oder gar zur Echtheit. Dabei wird in beiden Fällen gleichermaßen mit einem gewaltigen Instrumentarium gearbeitet und argumentiert. Die Technik stellt ständig bessere Werkzeuge zur Verfügung; sie erlaubt deshalb problemlos ganz neue Antworten – etwa die Goldherkunft nicht von Siebenbürgen, sondern aus Cornwall –, ohne dass der sich selbst Kritisierende beschämt sein muss. Alle Beteiligten stehen vor einem Wust an Ergebnissen, die sich je nach vorgefasser Meinung sauber integrieren lassen.

„Interpretationen aufgrund naturwissenschaftlicher Messungen werden im Allgemeinen von den Fachkollegen immer als »sicher« angesehen, da ihnen ja Messungen und konkrete Zahlen zugrunde liegen. Meist wird dabei allerdings übersehen, dass hier vor allem das Umfeld der Messungen breit angelegte quellenkritische Prüfungen verlangt, angefangen bei der Repräsentanz der Probenauswahl, der Probenaufbereitung, über Messfehler und bis hin zur Qualität des Vergleichsmaterials etc.“ [G/K 19].

Daraus lässt sich ein unangenehmer Schluss ziehen: Je mehr Daten und Fakten nicht zuletzt mit naturwissenschaftlichen Methoden gewonnen werden, desto schwieriger werden die Vergleiche bei zwei fraglichen Objekten. Damit wird der Zustand erreicht, den der Laie dank des Internets und seiner Ableger bereits kennt: Datenüberflutung ohne jede Chance der Gewichtung. Bevor dieser Umstand vertieft wird, wollen wir prüfen, wie schwierig die Wahrheitsuche bei den 'sciences' geworden ist.

Hier darf daran erinnert werden, dass sich das Ehepaar Larsson, mit Dendro- und archäoastronomischen Daten für ihre Phantomzeit in der Spätantike argumentierend, klar dafür ausgesprochen hat, zu einer Altersbestimmung möglichst ganz ohne jede historische Betrachtung zu kommen [vgl. Illig 2016b] – also ausschließlich naturwissenschaftliche Daten ohne historisch-kulturellen Hintergrund. Ist das realistisch?

Dazu haben zwei Wissenschaftler ein Pamphlet verfasst: *Archäologie als Naturwissenschaft?* STEFANIE SAMIDA und MANFRED EGGERT [= S/E] als emeritierter Professor für Ur- und Vorgeschichte sind dafür prädestiniert, haben sie doch auch das Standardwerk *Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie* [2009] verfasst. Sie kennen (die Ägyptologie noch gar nicht einbezogen) sieben archäologische Einzelfächer [S/E 15], greifen aber ihr eigenes Fach heraus.

„Die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie, so die Kernthese der Autoren, gerate immer stärker in den Bann eines positivistisch-szientistischen Paradigmas“ [Klappentext zu S/E].

Obwohl der Mensch laut ARNOLD GEHLEN von Natur aus ein Kulturwesen ist [S/E 18], halten Archäologen

„die Frage, ob ‚die‘ Archäologie denn nun als ein Fächerkomplex kultur- oder naturwissenschaftlicher Prägung anzusprechen sei, für nicht mehr zeitgemäß: für sie ist die Archäologie sowohl das eine wie das andere. Man könnte versucht sein, dieser Auffassung zu folgen, gäbe es nicht klare inhaltliche Gesichtspunkte, die zur Vorsicht mahnen“ [S/E 23].

Es ließe sich auch von einer Auf-, ja Überbewertung der 'Hilfswissenschaften' sprechen [S/E 26].

„Unsere Kritik zielt jedoch nicht nur auf die weitverbreitete unzureichende Praxis archäologisch-naturwissenschaftlicher Zusammenarbeit.

Uns geht es darüber hinaus um die positivistische Gewissheit, mit der Archäologen nur allzu häufig naturwissenschaftliche Ergebnisse akzeptieren“ [S/E 40].

Als historisches Beispiel führen sie mit KURT BITTEL den Hattuscha-Ausgräber und damaligen Präsidenten des Deutschen Archäologischen Instituts an, dem bereits 1966 weniger die Kulturwissenschaft am Herzen lag, als das Aufgreifen der modernsten naturwissenschaftlichen Mittel [S/E 36 f.]. Damit verglichen lebten die Mediävisten noch 1996 in einer vorsintflutlichen oder zumindest mittelalterlichen Welt, nahm doch JOHANNES FRIED als einer ihrer Vordenker beim Blick ins 21. Jh. das Wort Archäologie noch nicht in den Mund [Fried 1996]. Mittlerweile glauben die Mittelalter-Archäologen bedingungs- und bedenkenlos jede naturwissenschaftliche Datierung.

Obwohl also SAMIDA und EGGERT zur Vorsicht gegenüber naturwissenschaftlichen Datierung mahnen, vergessen sie ihren eigenen Standpunkt, wenn sie mit dem Deutsch-Jugoslawen VLADIMIR MILOJČIĆ (1918–1978) einen standhaften Verfechter des kulturellen Primats kritisieren [S/E 54]. Er

„wehrte sich dagegen, [...] dass der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie von einer »fachfremden Disziplin die zeitliche Einordnung archäologischer Kulturen diktiert werden sollte«. Er betrachtete dies als eine Frage der »Deutungshoheit«: Archäologisch relevante Phänomene, also auch deren zeitliche Einordnung, fielen nach seiner Meinung in die Zuständigkeit der Archäologie und nicht in die der Kernphysik. [...] Wir wissen inzwischen, dass seine damals auf archäologischem Wege erstellte absolute Datierung des europäischen Neolithikums nach heutigem, naturwissenschaftlichem Ansatz einen Gesamtfehler von rund 2000 Jahren aufwies.“

Indem sie diesen „Gesamtfehler“ als mittlerweile herrschende Meinung akzeptieren, fällt es ihnen leicht, anschließend kritisch zu bleiben:

„Wenn wir versuchen, die Summe aus den bisherigen Ausführungen zu ziehen, wird klar, dass wir als Archäologen trotz des naturwissenschaftlichen ‚Buchs mit sieben Siegeln‘ bei der archäologisch-naturwissenschaftlichen Kooperation nicht mehr von einem ‚Milojčić’schen Grundzweifel‘ geplagt sind – wir sind lediglich, wie es sich für jeden guten Wissenschaftler gehört, kritisch“ [S/E 56].

Der Rezensent vertritt nun hinsichtlich der Vor- und Frühgeschichte seit langem die These, dass die zweite Radiokarbonrevolution den Datierungsrahmen der vorchristlichen Jahrtausende völlig verzerrt hat [Illig 1988, 18-29; 2005, 22-34]. Insofern staunt er, dass dieser Rahmen sogar von den beiden Pamphletisten SAMIDA und EGGERT übernommen worden ist.

Trotz dieses Kottaus vor Radiokarbondatierungen bleiben sie bei archäoastronomischen Ergebnissen sehr skeptisch, gerade auch bei WIL-

FRIED MENCHIN, der bei 'seinem Goldhut' vom kalendarischen Saulus zum Paulus geworden ist und 2009 feststellt, dass

„»noch vor circa zwanzig Jahren Forscher, die sich mit Ortung und Kalendersystemen befasst haben, als ‚Spinner‘ bezeichnet wurden«. Inzwischen sei die ganze Angelegenheit aber »hoch wissenschaftlich« geworden, und er freue sich, dass durch die Sicherstellung der ‚Himmelscheibe von Nebra‘ die Forschung zu Kalendersystemen und darüber hinaus intensiviert worden sei“ [S/E 60].

„Die Kalenderthese, die Menghin anhand des ‚Berliner Goldhutes‘ aufstellte, hielt einer kritischen Prüfung [durch Mark Schmidt 2002; HI] allerdings nicht stand. [...] Erstaunlicherweise verhalte die Kritik damals. Der ‚Berliner Goldhut‘ wird einem großen und internationalen Publikum im Neuen Museum in Berlin weiterhin als goldener ‚Zeremonialhut‘ mit kalendarischer Rechenfunktion präsentiert“ [S/E 67 f.].

Auch wenn die Deutung des Goldhutes nicht trägt, schließt sie andere Deutungen nicht aus. Doch hier setzen SAMIDA und EGGERT vorsorglich das „Ignoramus et ignorabimus“ von EMIL HEINRICH DU BOIS-REYMOND aus dem Jahr 1872 [S/E 75 f.]:

„Die Wissenschaft, soviel steht fest, kann die Bedeutung der Scheibe für die Menschen der Bronzezeit nicht mehr rekonstruieren. Oder anders ausgedrückt: Ihr Kode kann nicht mehr entziffert werden – er ist uns fremd“.

Sie postulieren diese Unmöglichkeit vielleicht deshalb, weil es sie beunruhigt, dass sogar die peer-review gestützte Deutung eines Prähistorikers wie CHRISTIAN SOMMERFELD einen „pseudoreligiösen Duktus“ zeigen kann: In der Scheibe manifestiere sich die »Offenbarung des Göttlichen im Mysterium des Lichts« [Sommerfeld, 127 f. lt. S/E 76 f.]. Und

„man versucht, prähistorische Objekte mit Methoden der Astrophysik zu analysieren – das Ergebnis wird jedoch nicht aus den Analysen gefolgert, sondern steht von vornherein fest“ [S/E 69 f.].

„Zählen neuerdings nur noch ‚abstrakte‘ Rechenleistungen – also über Software erzeugte Zahlenoperationen, deren mathematischer Hintergrund nicht nachvollziehbar ist?“ [S/E 90].

Das würde einen neuen Positivismus bedeuten, der aber gleichzeitig ins Esoterische ableiten kann. Als Beispiel dafür dient ihnen MELLER:

„Er stellte fest, dass unser archäologisch-naturwissenschaftliches Wissen momentan explodiere, sich in immer kleinere Einheiten auflöse und daher kaum noch zu überblicken sei. Es sei daher wichtig, das Wissen zu bündeln und sich über die zentralen Fragen – »was kann man machen, zu welchem Zweck, was ist überhaupt sinnvoll und was ist meine kulturgeschichtliche Aussage, was will ich eigentlich damit« – Klarheit zu ver-

schaffen. Wir können uns diesen Worten nur anschließen, müssen aber zugleich feststellen, dass es sich in diesem speziellen Fall doch zu einem erheblichen Maß um ‚Augenwischerei‘ handelt. Wie dagegen die Realität aussieht, haben wir am Beispiel der ‚Himmelscheibe‘ zu zeigen versucht. Generell wird man sagen dürfen, dass in der Archäologie von Anbeginn eine ungewöhnliche artefaktorientierte Fixierung vorgelegen hat; sie ist inzwischen im Begriff, in eine Art positivistische Sammelwut naturwissenschaftlicher Daten umzuschlagen“ [S/E 101].

Damit können wir den engen Rahmen der Vor- und Frühgeschichte verlassen. Denn das Explodieren von Wissen ist nicht auf die Archäologie beschränkt. Nur ein aktuelles Beispiel: Das Wissen über Krebserkrankungen verdoppelt sich jeweils binnen zweier Jahre [Schäfer]! Darüber hinaus berühren derartig enorme Zunahmeraten dank dem Internet auch das tägliche Leben. Leider hat schon aus Zeitgründen kein Mensch die Möglichkeit, sich – außer in einigen wenigen Fällen – eine gediegene Meinung nach Abwägung vieler divergierender Aussagen zu bilden. So sind wir wie fast immer schon aufs Glauben zurückgeworfen. Ausdruck dafür ist das Wort des Jahres 2016: „postfaktisch“, mit seinem englischen Pendant „post truth“. Am 22. 01. dieses Jahres gebar das selbstverliebte Lügen Seiner Eitelkeit eine weitere Dimension: Der Sprecher des Weißen Hauses, SEAN SPICER, wurde von Präsidentenberaterin KELLYANNE CONWAY dahingehend interpretiert, dass er „alternative Fakten“ bringe, die zu berücksichtigen seien [bild]. Wir sollen also (wieder einmal) klar erkennbare, aufoktroyierte Lügen glauben. Um selbst ungestört lügen zu können, hat das Weiße Haus mit dem ‚eigentlichen Präsidenten‘ Stephen Bannon der „Lügenpresse“ den Krieg erklärt. Nur zur Erinnerung: Als Humanisten die kirchlich gesetzten Grenzen durchbrechen wollten, drohte ihnen der Scheiterhaufen; als die Restauration der Aufklärung entgegentrat, genügten Hinweise auf alte Glaubensinhalte, um den Neuerern den Weg zu erschweren.

Die großen Marktteilnehmer sind da schon weiter. Sie gönnen jedem seine eigene, durchaus unmaßgebliche Meinung. Sie lässt sich über Suchalgorithmen ermitteln, selbst wenn sie der Betroffene selbst noch gar nicht kennt. Dann spielt man ihm die Informationen zu, die er eigentlich erwartet. So kann sich jedermann und jedefrau in seiner Meinung bestätigt fühlen. Die Anbieter werden ihn mit entsprechenden Waren und Dienstleistungen versorgen. Geht es doch einmal um Weltanschauung und Wahrheit, dann werden die Aufklärung, der gesunde Menschenverstand, die eigene Meinung in der Informationsflut ertrinken, während der Glaube fröhliche Urständ feiert. Das tendiert dann zu einem scheinbar banalen Witz: „Ist ein Sandwich wissenschaftlich belegt, wenn es mir ein Professor macht?“

Weitere Literatur

- Bernstein, Martin (2017): Archäologie · Gold- und Bernsteinfunde von Bernstorf sind echt; *SZ*, 10. 01.
- bild* (2017): Trump-Beraterin Kellyanne Conway · „Wir sehen uns genötigt, alternative Fakten zu präsentieren“, *BildPlus*, 26. 01.
- Budnik, Bernd (2004): „Eine Exkursion in die Bronzezeit“ oder „Wie aus der Sternenscheibe von Sangerhausen die Himmelsscheibe von Nebra wurde“;
<http://www.mandel0.de/privat/Himmelsscheibe/himmelsscheibe.htm>
- Fried, Johannes (1996): Vom Zerfall der Geschichte zur Wiedervereinigung · Der Wandel der Interpretationsmuster; in Oexle, Otto Gerhard (Hg. 1996): *Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*; Wallstein, Göttingen, 47-72
- Gebhard, Rupert (2017): *Bernstorf – Ergebnisse der Echtheitsprüfung*; Vortrag vor den „freunden der bayerischen vor- und frühgeschichte“; Archäologische Staatssammlung, München, 19. 01.
- Goormann-Prugger, Birgit (2015): Trauer um Erwin Neumair · In der Fachwelt eine feste Größe; *SZ.de*, 11. 11.
- Grimm, Alfred / Schoske, Sylvia (Hgg. 2001): *Das Geheimnis des goldenen Sarges · Echnaton und das Ende der Amarnazeit*; Staatliches Museum Ägyptischer Kunst, München
- heidelberg (2014): https://www.uni-heidelberg.de/presse/news2014/pm20140827_ernst-pernicka-auf-stiftungsprofessur-berufen.html
- Heinitz, Volker (2017): Gedankensplitter zu antikem Glas – Teil 2, mit einer Ergänzung zum Zinn; *Zeitensprünge* 29 (1) 46-55
- Illig, Heribert (2016b): Phantomzeit der Larssons oder Der Anspruch der „sciences“; *Zeitensprünge* 28 (3) 329-338
- (2016a): Bernstorf auf der Zielgeraden · Archäometallurg auf dem Holzweg? *Zeitensprünge* 28 (2) 132-135
 - (2014): Neues aus Bernstorf, Nebra und Cornwall. „Bayernkrimi“, Gold und Pernicka; *Zeitensprünge* 26 (3) 631-644
 - (2005): Bernstorf: ‚Bayrisch-Mykene‘ · Rezension; *Zeitensprünge* 17 (3) 507-510
 - (¹1988): *Die veraltete Vorzeit · Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Eichborn, Frankfurt (³2011, Mantis, Gräfelfing)
- Krause, Rüdiger (2014): *Bernstorfer Berg im Ampertal, seine außergewöhnlichen Befestigungen und Funde – ein Bayernkrimi?*, Vortrag in der Archäologischen Staatssammlung München, 04. 12.
- lda = Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt · Landesmuseum für Vorgeschichte [Halle] · *Himmelsscheibe von Nebra*; website
http://www.lda-isa.de/himmelsscheibe_von_nebra/
- M. s. Meller
- Marahrens, Janeta / Berger, Daniel / Brüggemann, Gerhard / Pernicka, Ernst (2016): Vergleich der stabilen Zinn-Isotopenzusammensetzung von Kassiteriten aus europäischen Zinn-Lagerstätten; in *Archäometrie und Denkmalpflege, METALLA, Sonderheft 8*, 190-193
- Mayer, Josef M. (2014): *Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge · Astronomie*

- und Mythos in der Bronzezeit; Mantis, Gräfelting*
 mdr (2016): Ausgrabungen am Grabhügel von Dieskau · Neue Hinweise auf Vater der Himmelsscheibe; mdr, 24. 08. <http://www.mdr.de/kultur/themen/fuerstengrab-bornhoeck-himmelsscheibe-nebra-100.html>
- Meller, Harald (Hg. 2006): *Der geschmiedete Himmel · Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren*; Theiss, Stuttgart (= M.)
- Müller-Straten, Christian (2015): Das sog. Weltkulturerbe von Kleinenwangen an der Unstrut; *Museum Aktuell · Die aktuelle Fachzeitschrift für die deutschsprachige Museumswelt*; Nr. 225, 21-30
- nebra = http://atlantisforschung.de/images/Nebra_Himmelsscheibe.jpg
- Neumann, Conny (2017): Fälschungsvorwürfe · Archäologen halten Bernstorfer Ornat für echt; *SPIEGEL-Online*, 09. 01.
- (2016): Das Wunder von Bernstorf · Der Goldschatz von Bernstorf könnte eine Fälschung sein; *SPIEGEL-Online*, 25. 06.
- Pernicka, Ernst (2014): Zur Frage Echtheit der Goldfunde von Bernstorf; Vortrag auf der Münchener Tagung: Die bronzezeitliche Befestigung von Bernstorf, Archäologische Staatssammlung, München, 12.-15. Oktober
- (2013): Zur Frage der Echtheit der Bernstorfer Goldfunde. In: *Metalle der Macht – Frühes Gold und Silber. Metals of Power – Early Gold and Silver*. 6. Mitteldeutscher Archäologentag vom 17. bis 19. Oktober 2013 in Halle (Saale). Hrsg. von Harald Meller, Roberto Risch und Ernst Pernicka. Tagungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle, Band 11, 2014, S. 247–256
- Rauchhaupt, Ulf von (2017): Reinstes Gold · Seit Jahren tobt ein Streit um die Echtheit eines bronzezeitlichen Schatzes in Bayern. Jetzt haben die damit befassten Archäologen eine ausführliche Verteidigungsschrift vorgelegt. Aber es bleiben Fragen; *FAZ*, 16. 01.
- Samida, Stefanie / Eggert, Manfred (2013): *Archäologie als Naturwissenschaft? Eine Streitschrift*; Vergangenheitsvlg., Berlin (= S/E)
- Schäfer, Ulrich (2017): Doktor Offline; *SZ*, 01. 02.
- Schmidt, Mark (2002): Von Hüten, Kegeln und Kalendern oder Das blendende Licht des Orients; *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift* 43 (4) 499-541
- Schöne, Thomas (2016): 460 Grabungen im Jahr 2016 · Sachsen-Anhalt – das Eldorado der Archäologen; *Mitteldeutsche Zeitung*, 26. 12.
- S/E s. Samida/Eggert
- Seewald, Berthold (2016): Deutschlands erste Fürsten starben wie Pharaonen; *Welt N24*, 29. 08.
- Sommerfeld, Christoph (2012). ... Sterne mal Sterne durch Sonne ist Mond · Bemerkungen über die Nebra-Scheibe; in *Praehistorische Zeitschrift* 87 (1) 110-131
- SZ (2015): Archäologie · Wo der „Vater der Himmelsscheibe“ begraben liegt; *SZ Online*, 18. 08.
- uni = https://www.uni-frankfurt.de/47318544/Wiggering_Abb_-2.jpg
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Ugarit - Velikovskys Stütze fällt

Heribert Illig

Claude Frédéric-Armand Schaeffer hat die Katastrophen der Bronzezeit gewissermaßen ausgegraben. Er war als Archäologe in dem Stadtstaat Ugarit (Ras Schamra) tätig und bezog in seine Überlegungen viele weitere Ausgrabungen im Vorderen Orient ein. Da er Immanuel Velikovsky persönlich kannte und schätzte, gab er ihm entscheidende Anregungen. *The Velikovsky Encyclopedia* hält dies unter dem Stichwort „Claude Schaeffer“ fest.

Demnach führte Schaeffers Entdeckung von Schriftzeichen in einer Schicht für 1550–1200, die sonst früher als im -10. Jh. auftraten, zu Velikovskys Verkürzung der ägyptischen Chronologie um ca. 500 Jahre. (Die Zahl ist nicht direkt vergleichbar mit den 500 Streichjahren des Autors [Illig 2015a] bei Griechenlands dunklen Jahrhunderten, weil Velikovsky einige Dynastien umgestellt und dabei auch mehr als 800 Jahre gekürzt hat.)

Weiter entdeckte Schaeffer eine Reihe von katastrophischen Zerstörungen im östlichen Mittelmeerraum, der Levante, Anatolien und im Kaukasus, die sich bis zum Ende der Bronzezeit („Seevölker“) hinziehen. Er neigte dazu, sie als seismische Aktivitäten zu interpretieren. Darauf stützte Velikovsky seine Thesen von großen Katastrophen in historischer Zeit, verursacht durch Störungen im Sonnensystem [vgl. *The Velikovsky Encyclopedia* → Claude Schaeffer]. Gunnar Heinsohn bezog sich bei seiner Rekonstruktion für Südmesopotamien direkt auf Aussagen von Schaeffer und Moses Finley:

„Unsere Untersuchung hat erbracht, daß diese aufeinanderfolgenden Krisen, welche die Epochen des 3. und 2. Jahrtausends einleiteten und beendeten, nicht durch Menschenhand herbeigeführt wurden. Im Gegenteil. Verglichen mit dem Umfang dieser allumfassenden Krisen und ihren tiefgreifenden Folgen wirken die Großtaten militärischer Eroberer und die Anschläge politischer Führer gänzlich unbedeutend“ [Schaeffer 1948, 565, lt. Heinsohn, 175].

„Auch für den ägäisch-ionischen Raum ist diese rätselhafte Katastrophensequenz inzwischen gut belegt:

»In regelmäßigen Abständen ereigneten sich Katastrophen, daher die fünf Schichten, die sich deutlich voneinander abgrenzen. [...] Archäologische Forschungen bringen Katastrophen ans Licht, können uns aber nicht sagen, was dazu geführt hatte« [Finley lt. Heinsohn, 176].

„Gleichwohl stehen wirklich plausible Rekonstruktionen dieser Kataklysmen noch aus. Die Szenarien und Daten Velikovskys werden dabei nicht das letzte Wort sein“ [Heinsohn, 176].

Die heutige Sicht

Es gibt neue Befunde und die Wiederentdeckung alter Schaeffer-Befunde, die zum Teil in hartem Kontrast stehen zu der letzten großen Studie von Eric Cline [2015; vgl. Illig 2015b]. Denn bereits 1968 hatte Schaeffer in Ugarit „ohne jeden Zweifel, eine Periode extremer Hitze und Trockenheit am Ende der Existenz Ugarits“ um -1200 festgestellt [Sommer 2017, 49]. Obwohl bereits eine weitere Trockenschicht um -2000 bekannt war, ging dem niemand nach.

„Ein Grund mag darin liegen, dass Schaeffer selbst keine weitgehenden Schlussfolgerungen aus ihnen zog. Zwar gab er unter dem Eindruck nachgewiesener Trockenzeiten den seit 1939 vertretenen Gedanken einer Zerstörung Ugarits durch die Seevölker auf, nicht aber die denkbare Ursache eines Erdbebens“ [ebd. 51].

Mittlerweile ist die Dürreperiode auch in Ugarits Umgebung und bis zum See Genezareth nachgewiesen, für die „gesamte nördliche Levante“ [ebd. 51]. Mit verbessertem Rüstzeug („Evidenzklassifikation“) sucht man nach den Ursachen für den Niedergang einer Region: Naturkatastrophen (Erdbeben, Tsunamis), Handelsrückgang, Waffentechniksveränderungen („Seevölker“) und/oder Seuchen.

„Angesichts der reichhaltigen Archive, z. B. in Ugarit, Alalah, Emar und auch Hattusa, ist das schweigende Übergehen solch einschneidender Ereignisse nicht vorstellbar. Wenn man davon ausgeht, dass das archäologische Fundglück nicht genau bei diesen Inhalten versagt hat, bedeutet das Schweigen der Texte: In der fraglichen Zeit gab es in der Region keine Naturkatastrophen, deren Auswirkungen so zerstörerisch gewesen wären, dass sie die Aufgabe einer ganzen Region gerechtfertigt hätten – mit Ausnahme der Klimaveränderung mit Trockenheit“ [ebd. 53].

Gegen Erdbeben spricht entschieden, dass die Bewohner von Ras Shamra noch Zeit hatten, „wertvolle Objekte unter Fußböden und in Mauern zu verbergen“ [ebd. 54]. Gegen Angriffe der Seevölker sprechen auch die fehlenden Kampfspuren und -opfer [ebd.]. Entscheidend ist: Selbst wenn man den unabweisbaren Angriff feindlicher Schiffe unterstellen wollte,

„blieben keine Eroberer vor Ort zurück und es wurden keine neuen Machtstrukturen ausgebildet. Ras Shamra und Umgebung blieben nach 1190 v. Chr. über Jahrhunderte hinweg bis in die achämenidische Zeit [ab -6. Jh.; HI] weitgehend menschenleer“ [ebd. 54]. „Die Archive hören einfach auf zu sprechen – plötzlich und endgültig“ [ebd. 57]

Das Ergebnis dieser Untersuchung: kein Erdbeben, kein Seevölkersturm, kein Wechsel von der Bronze zum Eisen, keine Handelsveränderungen. Stattdessen bezeugen 46 ausgewertete Schriftquellen für Nordsyrien und das Hethiterreich eine große Dürre; Briefe aus Palästina und Ägypten signalisieren

auch dort Hungersnöte. Ein Schreiben des hethitischen Herrschers weist die Richtung: „Die Sonne geht zugrunde (KTU 2.39).“ Das weist auf dramatische Verfinsterung und Luftverschmutzung durch einen Vulkan hin – eine hinreichende Erklärung für weit ausgreifende Hungersnöte, während Sommer selbst nur vom nicht besiegbaren Feind „Klima“ spricht [ebd. 57].

Von Cline ist das alles bereits diskutiert worden. Er kämpft um Kontinuität, sieht deshalb die Städte nicht abrupt, sondern zwischen -1225 und -1130 deutlich langsamer von der Bildfläche verschwinden [Cline, 247; Illig, 555] und nach 100 oder 300 Jahren wieder aus dem Geschichtsdunkel hervortreten [Cline, 33; Illig 2015b, 556], weshalb er Rhys Carpenter tadelt, der von einem dramatischen Bevölkerungsrückgang spricht [Cline, 206; Illig 2015b, 556]. Der heute diskutierte „Klimawandel“ wird gerne auch ans Ende der Bronzezeit projiziert.

Und wie steht es nun um Velikovskys Thesen? Mit den Erdbeben, die für ihn durch eine planetare Nahbegegnung induziert waren, verliert er die naturwissenschaftlichen Indizien für seine Venus-Mars-Erde-Annäherungen und wird auf die Mythen zurückgeworfen, die weit mehr als nur seine Deutungen zulassen. Der Autor hat bereits 2013 seine Schlüsse gezogen. Er sieht in der Region auch eine Weiter- oder schnelle Wiederbesiedlung, da er die hier einsetzenden „dark ages“ um 500 Jahre kürzt [Illig 2015a].

Appendix

Rezensionen füllen in der SZ normalerweise keine Spalte, nur bei großen Werken ein Drittel oder die Hälfte einer Seite. Wenn aber gleich zwei Seiten eingeräumt werden – davon jedoch 1,5 Seiten mit riesigen Zeichnungen ohne entsprechende Aussagen –, dann muss ein ganz außergewöhnliches Buch erschienen sein [Siefer]. Vielleicht war es das auch, aber es ist auf Deutsch nicht auffindbar. Eberhard Zangger, der sich hinsichtlich der Chimäre Troia = Atlantis harte Kritiken eingehandelt hat [Diebitz; Illig], spricht diesmal von einem luwischen Staat, wohl mit der Hauptstadt Troia. Deshalb bringt die SZ ein Relief von Ramses III. mit Darstellung von Seevölker-Kriegern. Doch Zanggers zugehöriges Buch *Die luwische Kultur · Das fehlende Element in der ägäischen Bronzezeit* war noch Ende Februar erst angekündigt.

Soweit der Inhalt erschließbar ist, sieht Zangger in Anatolien neben den Hethitern eine luwische Großmacht, da er aus wenigen Sprachzeugnissen gleich ein zusammenhängendes Reich imaginiert – ein gravierender Verstoß für Historiker –, das aber bislang unbekannt ist. Indem er 'seine' Luwier mit den „Seevölkern“ identisch setzt und diese vom Hethiterland bis Ägypten erfolgreich Krieg führen sieht, hängt er wohl noch der Theorie einer kriegerischen Auslöschung von Stadtstaaten an. Zanggers Thesen dürften sich mit den aktuellen Befunden in der Levante erledigen.

Literatur

- Cline, Eric H. (2015): *1177 v. Chr. · Der erste Untergang der Zivilisation*; Theiss, Stuttgart
- Diebitz, Stefan (1999): Der Einstein der Antike · Anmerkungen zu Methodik und Stil eines Erfolgsautors [Zangger]; *Zeitensprünge* 11 (2) 200-206
- Heinsohn, Gunnar (²2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Mantis, Gräfelfing (¹1988)
- Illig, Heribert (2015b): Vom Ende der Bronzezeit · Rezension des Buches von Eric H. Cline; *Zeitensprünge* 27 (3) 547-557
- (2015a): Griechenlands Dunkle Jahrhunderte. Eine Zeitbestimmung; *Zeitensprünge* 27 (1) 45-74
 - (2013): Satan oder Lucifer · Eine grundsätzliche Velikovsky-Kritik; *Zeitensprünge* 25 (3) 539-561
 - (1999): Zangger und ein Ende; *Zeitensprünge* 11 (4) 554-559
- Schaeffer, Claude (1948): *Stratigraphie comparée et chronologie de l'Asie occidentale (III^e et II^e millénaires)*; London
- Siefer, Werner (2016): In dunkler Zeit; *SZ*, 26. 11.
- Sommer, Klaus Georg (2017): Eine Klimakatastrophe? Der Untergang Ugarits am Ende der Spätbronzezeit; *Antike Welt · Zeitschrift für Archäologie und Kulturgeschichte* 1/2017, 49-57
- (2016): *Der 21. Januar 1192 v. Chr.: Der Untergang Ugarits?* Utz, München
The Velikovsky Encyclopedia: http://www.velikovsky.info/Main_Page
- Velikovsky, Immanuel (1978): *Welten im Zusammenstoß*: Umschau, Frankfurt a. M. (¹1950: *Worlds in Collision*)
- Zangger, Eberhard (2016): *The Luwian – The Missing Link in the Aegean Bronze Age*; Ege Yayınlar, Istanbul

Rechteck und Herd

Phänomenologie und Strukturalismus in der Vorgeschichte der Kultur

Stefan Diebitz

Sommer, Manfred (2016): *Von der Bildfläche. Eine Archäologie der Lineatur*; Suhrkamp, Frankfurt am Main [= S.]

Vernant, Jean-Pierre (2016): *Mythos und Denken bei den Griechen. Historisch-psychologische Studien*. Aus dem Französischen von Horst Brühmann, Konstanz [= V.]

Geschichte besteht weder aus einer bloßen Abfolge von Reichen mit ihren Herrschern und Schlachten noch aus den Erzeugnissen der Hochkultur, aus Dramen, Tempeln oder Epen; Geschichte lässt sich auch nicht reduzieren auf die Entwicklung der Wirtschaft oder die Umgestaltung der Natur, sondern Geschichte ist alles dies und noch vieles mehr, ein lebendig bewegtes, dicht ineinander verflochtenes Geschehen – nicht zuletzt auch die Veränderung und Gestaltung der Seele, „eine gewisse Veränderung des menschlichen Geistes“ [Ranke, 7], seines Charakters und seines Verhaltens. Und vielleicht ist es nichts mehr als das, weil die zuerst genannten Aspekte nur der Ausdruck der Seele sind, so dass die eigentliche Geschichtsschreibung immer eben darauf zielen sollte: also auf etwas, das es nach der Meinung vieler überhaupt nicht gibt und das sich auf jeden Fall direkt niemals fassen lässt – und indirekt ja vielleicht auch nicht. Wie ließe sich eine solche Geschichte schreiben? Vor allem für die Frühzeit der Menschheit, für die es an schriftlichen Quellen fast vollständig mangelt, scheint die Problematik fast unlösbar.

Im letzten Jahr sind zwei bemerkenswerte Bücher erschienen, welche sich eben mit den allerersten Anfängen der Kultur beschäftigen, und sie sind nicht allein aufgrund ihrer hohen Qualität, sondern vor allem wegen ihrer gegensätzlichen Methodik interessant. Der bedeutende französische Ethnologe und Althistoriker Jean-Pierre Vernant (1914–2007) beschäftigt sich mit Mythos und Denken bei den Griechen, der Philosoph Manfred Sommer (* 1945) mit dem Beginn der Kultur, die er in der rechteckigen Form von Acker und Bild findet.

Vernant geht vor allem von literarischen Texten aus, insbesondere von dem Werk des um -700 geborenen Hesiod. An seiner Hesiod-Interpretation demonstriert Vernant im Eingang des Bandes, wie er die strukturalistische Methode von Claude Lévi-Strauss auf sein eigenes Arbeitsgebiet überträgt.

Dabei zielen seine Studien nicht auf bloße Gelehrsamkeit, sondern auf anthropologische Einsichten. Das entspricht der Interessenlage Sommers, aber dessen methodisches Vorgehen ist dem seines französischen Kollegen entgegengesetzt. Zwar zieht auch er immer wieder Texte aller Art heran – darunter Hesiod –, aber diese Texte besitzen in seiner Argumentation nur eine ganz untergeordnete Rolle, und ihnen kommt nicht mehr als eine unterstützende Funktion zu. In der Hauptsache versucht Sommer, sich der Problematik mit den Methoden der Phänomenologie und der Gestaltpsychologie zu nähern, um „zu idealtypischen Formen zu gelangen, zu Lineaturen und Charakteren, schematischen Prozessen und repetitiven Mustern.“ [S. 121] Weil wir über kein „empirisches Wissen“ [S. 129] verfügen, müssen wir (muss der Phänomenologe) sich mit „Typisierungen, Stilisierungen, Idealisierungen“ behelfen, er muss mit „anschaulichen Evidenzen und sinnvollen Erwägungen“ [S. 218] argumentieren. Er, der Phänomenologe, überlegt also, wie es gewesen sein kann oder besser, wie es gewesen sein muss, weil die Sache es gebietet.

Dabei sieht er ganz konsequent von allem Nebensächlichen und Zufälligen ab, versucht damit den Kern eines Sachverhaltes oder eines Geschehens zu erfassen und argumentiert so im Grunde wie ein Mathematiker. Begründer der Phänomenologie war Edmund Husserl, dessen erste Arbeiten sich ja auch mit den Grundlagen der Mathematik beschäftigten. Seine Philosophie zielte auf eine Theorie des Bewusstseins, indem es alles nur noch als den Gegenstand dieses Bewusstseins betrachtete, ganz gleich, ob es real existierte oder nicht. Die Epoché (Einklammerung) der Existenz bedeutet eben dies: Etwas wird nur als Phänomen behandelt, indem von seiner konkreten Erscheinung abgesehen wird. So richtet sich die Aufmerksamkeit auf das Allgemeine (das Ideale), nicht auf das Besondere (Reale). Es leuchtet ein, dass sich ideale Gegenstände wie Zahlen für eine solche Methode besonders anbieten und dass sich umgekehrt ein Individuum oder ein einmaliges Geschehen nicht sinnvoll auf ihren idealen Kern reduzieren lässt. So muss es also fraglich sein, ob es eine phänomenologische Geschichtswissenschaft geben kann.

Die phänomenologische Methode kann in historischen Zusammenhängen wohl überhaupt nur dann funktionieren, wenn man es mit den einfachsten Grundelementen einer jeden Kultur zu tun hat. Das eben ist in SOMMERS Buch der Fall. Seine Ausgangsfrage lautet:

„Wie hat sich aus kulturtechnischen Fertigkeiten, die im Neolithikum neu entstehen, die Bildfläche in ihrer Rechteckform herausentwickelt?“ [S. 11]

Der Autor beginnt mit dem Beweis, dass der erste Acker eckig gewesen sein muss, nicht rund – er führt diesen Beweis, indem er den Bewegungen des pflügenden Bauern folgt; und dann fährt er fort und sucht Ähnlichkeiten mit dem Haus, dem gewebten Tuch und schließlich auch dem Bild. Sein Fazit lautet entsprechend: „die Geometrie hat im Feld ihre Grundlage und verdankt

dem Haus ihre Ausgestaltung zu einer universalen Mathematik.“ [S. 11] Insofern ist das Pflügen mit seiner Bewegung des Hin und Her Ursprung und Vorbild der gesamten Kultur, wie man nicht zuletzt beim Schreiben sehen kann. Denn auch bei der griechischen Schrift spricht man vom „boustrophedon“ (vom „Ochsenwendigen“), weil es nämlich dieselbe Bewegungsgestalt ist, mit der Bauer und Ochse die Furche ziehen und der Mensch mit seiner Hand schreibt. In den Abschlusskapiteln kann Sommer zeigen, dass auch die Fahrt des Weberschiffchens bei der Herstellung von Tuchen diesem Schema folgt: von links nach rechts und wieder zurück. Die Gestaltpsychologie, eine der großen und vielversprechenden, leider halb oder ganz vergessenen Richtungen der Zwanziger Jahre, bildete hierfür dem Fachterminus von der „Transponierbarkeit der Gestalt“, und es ist eben diese Übertragbarkeit, der Sommer in alle Winkel unserer Kultur folgt.

Dabei bedient sich der Autor der verschiedensten Methoden, ohne darüber großartig zu verhandeln. Immer wieder greift er auf antike Mythen zurück oder zitiert aus archäologischen Darstellungen, und er analysiert zusätzlich unser heutiges Verhalten – im Zusammenhang mit dem von ihm behaupteten Parallelismus von Pflügen und Schreiben zeigt er zum Beispiel, dass wir „mit unserem ganzen Leib“ schreiben, keinesfalls allein mit der Hand: „So wird der Leib insgesamt ein Schreibinstrument.“ [S. 222]

Aber vor allem ist Sommer Phänomenologe. Wenn er das Bild „auf reine Ikonik“ [S. 32] reduziert, dann enthält er sich zunächst aller, also nicht etwa nur aller voreiligen, Deutungen und Mutmaßungen, um sich ganz auf das zu konzentrieren, was er sieht. Bei Höhlenmalereien kommt er deshalb mit keinem Wort auf deren mögliche Funktion im Rahmen eines Jagdzaubers oder als Teil einer religiösen Zeremonie zu sprechen, sondern er beschäftigt sich mit dem buckligen Untergrund im Unterschied zur späteren glatten Wandfläche. Eine derart naive Beschreibung kann dann als Ausgangspunkt weiterführender Überlegungen dienen, mit deren Hilfe das allmähliche Entstehen so elementarer Formen wie des Ackers, des Hauses und des Tuchs erklärt werden kann.

Sommer versucht schrittweise und behutsam das Geschehen einer Zeit zu rekonstruieren, von der wir direkt so gut wie nichts wissen. Sogenannte Evolutionspsychologen pflegen Szenarien zu phantasieren, indem sie menschliches Verhalten auf eine einzige Variable reduzieren. Auf diese schlichte Weise glauben sie, manche unserer Eigenschaften herleiten zu können; aber vielleicht sind nur sie selbst etwas zu schlicht gestrickt. Sommer argumentiert viel vorsichtiger und macht immer wieder darauf aufmerksam, dass wir eben nichts oder doch wenigstens nur sehr wenig direkt wissen, und außerdem spricht er nicht über den unendlich komplizierten menschlichen Charakter oder die Entstehung von Moral, Kunst oder dergleichen, sondern über die bei-

den ganz einfachen Grundelemente der Geometrie, den rechten Winkel und die Linie. Da darf, ja da muss man von allem Nebensächlichen absehen, um zu idealtypischen mathematischen Formen zu gelangen.

Am Anfang unseres Referates der Überlegungen Sommers hieß es, sie behandle die Grundlagen „jeder“ Kultur. Stimmt das wirklich? Denn insgesamt scheint Sommers Argumentation doch etwas eurozentrisch, wenn man bedenkt, dass zumindest in einigen Teilen der Welt beim Hausbau nicht die Linie und der rechte Winkel am Anfang standen – sowohl in Afrika als auch in beiden Amerika waren und sind runde Häuser weit verbreitet, und dennoch hat man zur Kultur gefunden. Und wie steht es mit dem Terrassenanbau in Gebirgen, der besonders in Südamerika am Beginn der Kultur gestanden zu haben scheint? Dort gab es bis zur Ankunft der Europäer keinen Pflug, sondern nur den Grabstock, und es fällt schwer, die rechteckigen Ikonen der Mayaschrift als eine lineare Schrift anzusehen. Schließlich wurden die meisten Texte „von links nach rechts und von oben nach unten in Zweierreihen gelesen.“ [Gunsenheimer / Schüren 295]

Könnte also die Abwesenheit unserer Geometrie in Südamerika als Beweis dafür dienen, dass wirklich der Pflug bzw. das Hin und Her des Pflügens zwar nicht der Ursprung einer jeden Schrift, wohl aber der linearen Schrift gewesen sein muss?

Ein extremes Beispiel ist die Knotenschrift der Inka, aber vielleicht finden sich noch andere, die ebenso wenig oxsenwendig sein können. Lassen sich die Überlegungen Sommers auch auf die chinesische Schrift übertragen? Denn schließlich lässt sich dort manches von oben nach unten lesen, aber doch nicht umgekehrt von unten nach oben!

So überzeugend die Argumentation Sommers mit ihren idealtypischen Ergebnissen also auf den ersten Blick auch ist, und so beredt er sie auch vorträgt, so scheint sie also doch gewisse Lücken zu haben und nicht alles erklären zu können.

VERNANTS Argumentation ist viel komplizierter; zwar geht es auch ihm um die Anfänge der Kultur, aber weniger um deren Grundelemente. Eigentlich setzt er einen kleinen Moment später ein, wenn er bei den Griechen der Zeit Hesiods zweierlei zeigen möchte. Zunächst geht es ihm um die „klare Unterscheidung zwischen der Welt der Natur, der Welt des Menschen und der Welt der sakralen Kräfte“ und sodann um die Überwindung der polaren Gegensätze, die das sakrale Denken bestimmen [V. 13], so dass er von vornherein auf einem höheren Level der Entwicklung einsetzt. Seine ganze Argumentation ist einerseits farbiger, vielschichtiger und in gewisser Weise auch interessanter, wogegen Sommer andererseits eine fast schon durchsichtige Klarheit und Folgerichtigkeit seiner Überlegungen in Anspruch nehmen darf.

Vernants Buch gliedert sich in sieben Teile, deren Gemeinsames im Ausgang von einer subtilen Interpretation der griechischen Mythen besteht. Wichtigste Quelle dieses Buches ist das Werk Hesiods, so wie überhaupt die Zeit vor der griechischen Klassik im Mittelpunkt der Darstellung steht. An seiner Hesiod-Interpretation demonstriert Vernant im Eingang dieses Bandes, wie er die strukturalistische Methode von Claude Lévi-Strauss auf sein Arbeitsgebiet überträgt.

Im zweiten Teil, in dem er „mythische Aspekte von Gedächtnis und Zeit“ (Kapitelüberschrift) diskutiert, wird das besonders deutlich. Vernant erläutert Mnemosyne (Erinnerung) und unterscheidet sie von Mneme (Gedächtnis) und Anamnesis (Wiedererinnerung), einem Begriff, der besonders für die platonische Philosophie wichtig ist. Aber Vernant geht von älteren als den platonischen Texten aus und beschreibt zusätzlich die kultische Praxis der Orakelstätten, wie sie sich teils aus alten Mythen, teils aus Inschriften oder viel jüngeren Berichten ergibt. Deren Darstellung und Deutung lässt auf das Verständnis der historischen Zeit einerseits, der kosmischen Abläufe andererseits schließen, und eben darum geht es dem Autor. So, auf vielen komplizierten Umwegen, können wir vielleicht wirklich Einblick in die Seele eines untergegangenen Menschentums bekommen.

Ähnliches geschieht im vierten Teil, in dem es um „Arbeit und technisches Denken“ geht und in dem Vernant die griechische Klassifikation menschlicher Tätigkeiten und die Verachtung des Handwerkers an einer ganzen Reihe von Texten vorführt. Es geht nicht einfach darum, dass der Handwerker wenig oder überhaupt nicht angesehen war (das ist seit langem bekannt und wurde besonders in Hannah Arendts Hauptwerk *Vita activa* dargestellt), sondern um die Gründe dafür.

Andere Themen sind das Verhältnis von Mythos und Philosophie und das erste Auftauchen des menschlichen Bildes. Worin die strukturalistische Methode besteht, wird vor allem im dritten Teil deutlich, der „Die Organisation des Raumes“ überschrieben ist. Es geht dem Autor hier darum, die Verhältnisse, die im Mythos oder in einem Text geschildert werden, in den sozialen Gegebenheiten wiederzufinden, unter anderem in den Heiratspraktiken und den der Geburt folgenden Riten. Zusätzlich erfolgen genaue Analysen der einzelnen Wortbedeutungen und ihres Wandels. Wie zuvor für Claude Lévi-Strauss als den Begründer des Strukturalismus, in dessen Tradition Vernant sich selbst sieht, so stehen für den Jüngerer die Verwandtschaftsstrukturen im Mittelpunkt des Interesses. Ein eigener Aufsatz ist der Göttin des Herdfeuers, Hestia, gewidmet, in dem der Autor den Zusammenhang mit der angenommenen Jungfräulichkeit ihrer Priesterinnen darstellt und schließlich auch ein Licht auf die Eumeniden des Aischylos wirft.

Vernants Methode (oder nur seine eigene Gelehrsamkeit?) bewährt sich

besonders in der Darstellung und Ausdeutung der Raumerfahrung, in der sich eine Polarität findet, die sich sowohl in der Kosmologie als auch in der politischen Philosophie ausdrückt. Es handelt sich dabei um ein Widerspiel von Zentripetal- und Zentrifugalkraft, das sich im Gegen- und Miteinander von Hestia und Hermes, der unbeweglich im Zentrum stehenden Göttin des Herdfeuers und des ruhelos umherirrenden Gottes der Diebe und Boten ausdrückt. Eine ähnliche Polarität findet der Autor später in Prometheus, denn auch dieser Gott ist wie sein weibliches Gegenspiel Pandora sowohl Wohltäter als auch Übeltäter. Insofern sind beide Götter von einer „Art fundamentaler Ambiguität“ [V. 60] geprägt. So entsteht ein Widerspiel, das die gesamte Raumerfahrung des griechischen Menschen und damit seine Weltsicht prägt und das Vernant in der Mythologie wie in der Philosophie und natürlich auch in dem bewohnten und belebten Raum aufsucht, denn die neue Raumkonzeption findet ihren Ausdruck „auf einer ganzen Reihe von Ebenen zugleich“ [V. 226]. Wenn der griechische Philosoph über den Kosmos nachdachte, dann hatte er die Stadt vor Augen, in deren Mittelpunkt die agorá (der Hauptplatz) als ihr Mittelpunkt lag, auf den sich das ganze Leben hin organisierte. Die agorá steht, „als Mittelpunkt in Opposition zu dem ganzen übrigen städtischen Raum“ [V. 277], aber gleichzeitig ist der Raum mit Blick auf sie organisiert.

Die Untersuchung des kosmischen wie des politischen bzw. städtischen Raums ist noch wesentlich vielfältiger, als es hier angedeutet werden kann, denn auch das Haus mit seinem Herd erfährt eine ausführliche und sehr differenzierte Ausdeutung; ja vielleicht ist nichts an diesem Buch gelungener als der Aufweis der vielfältigen Beziehungen zwischen dem mykenischen Haus (vor allem seinem Herd) und verschiedenen, teils sehr archaischen Ritualen, welche insbesondere die Geburt begleiteten. Was für M. Sommer der Acker ist – der Quellpunkt der Kultur –, das ist für Vernant der Herd des Megaron, des mykenischen Hauses:

„Für die Gemeinschaft des Hauses stellt der Mittelpunkt, der unter Hestias Schutz steht, genau den Punkt des Bodens dar, der es erlaubt, die Weite der Erde zu stabilisieren, zu begrenzen und zu besiedeln; aber er stellt auch, damit verbunden, den vorzüglichen Ort des Übergangs dar, den Weg, über den sich der Austausch zwischen den getrennten und gesonderten Ebenen des Kosmos vollzieht. Für die Mitglieder des oikos bezeichnet der Herd [...] den Weg des Austauschs mit den unterirdischen und den himmlischen Göttern, die Achse, die alle Teile des Weltalls von einem Ende zum anderen miteinander verbindet. So kann der Herd auch das Bild eines Mastbaums evozieren, der tief ins Deck eingelassen ist, um sich senkrecht bis zum Himmel zu recken.“ [V. 209]

Kann man also sagen, dass sich – bei aller Verschiedenheit der Methoden – Vernant und Sommer darin treffen, das Ähnliche im Verschiedenen aufzusu-

chen? Oder trifft es die Sache mehr, wenn man festhält, dass sich Sommer, wie es ein Mathematiker tut, auf den im Grunde zeitlosen Kern einer Sache konzentriert, wogegen sich Vernant mit dessen sich wandelnden Erscheinungsformen beschäftigt? Und sind es nicht erst die verschiedenen, in ihrer Vielzahl unerschöpflichen Eigenschaften, die eine Erscheinung zu etwas Historischem machen?

Von beiden Autoren werden also Ähnlichkeiten aufgesucht und auch gefunden, aber doch wohl in einem sehr verschiedenen Sinne.

Das alte Griechenland gilt als Europas Ursprung, und unter diesem Gesichtspunkt verdienen die Aufsätze des fünften Teils in Vernants Buch besondere Beachtung, in dem die Entwicklung und Bedeutung der Mensendarstellung in Statuen behandelt wird. In diesen beiden Studien wird deutlich, wie archaisch und für uns ganz und gar unverständlich die Griechen dachten, denn sie waren in Vorstellungen gefangen, die uns geradezu steinzeitlich erscheinen und es vielleicht auch wirklich waren. Wenn sie Statuen aufstellten, dann ging es in ihnen um die Seinsweise der Verstorbenen. Vernant spricht über den „kolossós“, eine grob behauene, einem Verstorbenen gewidmete Steinfigur, die entgegen unserem Sprachgebrauch gar nicht riesig groß zu sein brauchte. Die kolossoi – nach Vernant sehr gut übersetzbar als „stellvertretende Figurinen“ [V. 347] – waren das Gegenstück zur Psyche – keine Nachahmung, nicht ihre ähnliche Darstellung, sondern ihre Doppelgänger und Widerparte.

„Über den kolossós gelangt der Tote wieder ans Tageslicht und führt den Lebenden seine Anwesenheit vor Augen. Eine ungewöhnliche und zweideutige Anwesenheit, die auch das Zeichen einer Abwesenheit ist. Indem er sich über dem Stein zeigt, erweist sich der Tote zugleich als nicht von dieser Welt.“ [V. 343]

Vernant gibt sich nicht mit der Darstellung der Riten zufrieden, sondern weist noch auf einige andere Aspekte hin. Zunächst ist es ihm wichtig, dass „der Tod als Versteinerung aufgefaßt“ [V. 349] wurde – eine Sichtweise, die auch ihre Spuren in der Etymologie hinterließ. Zusätzlich ist das über dem Toten lastende Schweigen wesentlich – Musik wurde nicht gespielt, und die Priesterrinnen wurden die „Schweigsamen“ genannt –, und die Erweckung einer Statue zum Leben, wie sie der Mythos schildert, „heißt ihr eine Stimme eingeben, eine phoné“ [V. 350].

Bei dieser Gelegenheit wird man an Julian Jaynes denken müssen und an seine Theorie, nach der Statuetten aus einer sehr frühen Zeit (ca. -9000) Stellvertreter verstorbener Häuptlinge oder Könige gewesen sind. Jaynes vermutet,

„daß der auf sein hölzernes Ruhekissen aufgestützte tote König in den Halluzinationen seines Volkes noch immer Befehle ausgab [...] und daß

die Anlage als solche [...] ein Quellpunkt der Halluzinationen und Imperative war, die das soziale Leben in der Welt des mesolithischen Ain Malaha steuerten.“ [Jaynes 178]

Auch nach Jaynes spielt die Stimme des Verstorbenen also eine wesentliche Rolle, wenngleich ihr Befehlscharakter in der Vorstellung Vernants keine Funktion besitzt.

So wichtig aber auch die Stimme sein mag, der nach Vernant wesentliche Gegensatz von Tod und Leben ist der „des Sichtbaren und Unsichtbaren“ [V. 350]. Der Autor geht diesen vielfältigen, einander meist ergänzenden, gelegentlich aber auch widersprechenden Bestimmungen in einer ganz undogmatischen und offenen Weise nach und presst keine seiner Beobachtungen in ein vorgegebenes Schema. So gelingt ihm eine außerordentlich lebendige Darstellung eines fremden und fernen Menschentums, und so gewinnt seine Darstellung trotz einer klaren Argumentation einen schillernden, uneindeutigen Charakter, der sie nur zu sehr von der schon fast linearen, sehr zielstrebigem, wenngleich immer behutsamen und sorgfältigen Argumentation Sommers unterscheidet. So überzeugend Sommers Buch auch ist (seine Lektüre ist dank einer sehr schönen Sprache und dank des Humors des Verfassers ein schieres Vergnügen), so argumentiert es doch insgesamt etwas zu eindeutig und vereinfachend.

Im letzten Abschnitt des Buches erzählt Vernant die Entstehungsgeschichte der Philosophie und zeigt, wie der Philosoph aus dem „Seher“ entstanden ist, einer Art Prophet. Ebenso wichtig ist sein Hinweis auf die gleichzeitige Entstehung des Bürgers, denn diese Parallelität zeigt uns die Bedeutung der öffentlichen Rede für den einen wie den anderen Bereich.

„Tatsächlich verwirklicht die pólis auf der Ebene der sozialen Formen jene Trennung von Natur und Gesellschaft, die die Ausübung eines rationalen Denkens auf der Ebene der mentalen Formen voraussetzt. Mit der pólis hat sich die politische Ordnung von der kosmischen Organisation gelöst.“ [V. 412]

Literatur

- Gunsenheimer, Antje / Schüren, Ute (2016): *Amerika vor der europäischen Eroberung*; S. Fischer, Frankfurt am Main
- Jaynes, Julian (1988): *Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*. Deutsch von Kurt Neff; Rowohlt, Reinbek bei Hamburg
- Ranke, Leopold von (1954): *Über die Epochen der neueren Geschichte. Vorträge, dem Könige Maximilian II. von Bayern gehalten*; Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt

Gedankensplitter zu antikem Glas – Teil 2, mit einer Ergänzung zum Zinn

Volker Heinitz

In „Frühes Zinn und kobaltblaues Glas“ [2014] schrieb ich über John DAYTON und seine Auffassung zur „Erfindung“ kobaltblauen Glases. Er ging davon aus, dass kobalthaltige Silber- und Kupfererze beim Ausschmelzen kobaltblaue Schlacken erzeugten. Bei Selbstversuchen mit entsprechenden Erzen aus dem Erzgebirge konnte er im Labor solche Schlacken erzeugen:

„Außerdem standen damals Dayton 36 Mineralien aus dem Erzgebirge durch viel Glück zufällig zur Verfügung [Dayton, 1980, 58] die für andere Wissenschaftler – so sie sich denn mit dem Problem auseinander gesetzt hätten – schwierig zu beschaffen waren. Während des ‘Kalten Krieges’ war eine Mineralienbeschaffung aus dem Bereich der Uranförderung für die Sowjetunion in der DDR für westliche Wissenschaftler praktisch unmöglich“ [Heinitz 2014, 471].

Der Zufall, der DAYTON in den Besitz dieser Erze verhalf, heißt Siegfried FLACH. FLACH stammt aus Chemnitz, lebt aber in Norddeutschland. Anlässlich von Verwandtenbesuchen in den 70er Jahren in der DDR in Chemnitz kam er in Kontakt mit ‘Wismutkumpeln’. Diese Bergarbeiter ‘schmuggelten’ interessante Mineralien aus den Uranbergwerken des Erzgebirges. FLACH – selbst Mineraliensammler – kaufte den Bergleuten solche Mineralien ab und verbrachte sie in die Bundesrepublik. Auf Mineralienmessen traf DAYTON auf FLACH und war von dessen Mineralien begeistert. Genau solche hatte er gesucht, um seine These zur Entstehung des kobaltblauen Glases im Erzgebirge zu untermauern. Ein **Glanzstück** aus der Sammlung von FLACH war ein Stück kobaltblauer Schlacke, das er mit folgender Herkunftsangabe kaufte:

„Bei Bauarbeiten in Chemnitz-Harthau wurde in einer Baugrube dieses Stück Schlacke gefunden. Es war Bestandteil eines größeren Schlackehaufens einer mittelalterlichen Kupferschmelzhütte, welche sich im Besitz von Georgius Agricola befunden haben soll.“

In der heimatkundlichen Arbeit von Andrea KRAMARCYK findet sich dazu:

„Vor knapp 450 Jahren schrieb GEORGIUS AGRICOLA (1494–1555): »die- weil die schriefft gar viel lenger weret, da nirgent ein Metall, Marmel oder ander gestein.« Man sollte meinen, die Tatsache der ausführlichen Behandlung der Chemnitzer Kupfersaigerhütte in AGRICOLAS Standardwerk über das Berg- und Hüttenwesen »De re metallica« (Basel 1556) und die internationale Aufmerksamkeit, die das Buch in der Folgezeit erlangte,

müssten Existenz und Bedeutung des Hüttenstandortes Chemnitz hinlänglich bekannt gemacht haben. Stattdessen ist der spätmittelalterliche Betrieb sogar in Chemnitz fast in Vergessenheit geraten. Das mag daran liegen, daß die Chemnitzer Hütte zum Zeitpunkt des Erscheinens von »De re metallica« dabei war, ihre einstige Bedeutung zu verlieren und daß am originalen Standort im Chemnitzer Stadtpark gar nichts Oberirdisches mehr zu erkennen ist. Was übrig blieb, sind etwa 90 Jahre nahezu unbeschriebener Hüttengeschichte (von 1470 bis um 1560) sowie Fundamentreste und Kupferschlacken im Boden. Sinn und Zweck dieses Beitrages ist es, auf dieses doppelte Desiderat aufmerksam zu machen.“

In der Arbeit von KRAMARCZYK wird die Kupferschmelzhütte in Chemnitz nicht im Stadtteil Harthau wie bei FLACH, sondern im Chemnitzer Stadtpark verortet. Kanalbauarbeiten hatten diesen Standort im Stadtpark entdecken lassen.

Agricola hatte die Tochter des Ulrich Schütz geheiratet und war damit wohl in den Besitz der Kupfersaigerhütte gekommen. Nicht geklärt ist bisher das Problem der unterschiedlichen Standortangaben. Dass zwei verschiedene Kupferhütten unterschiedlicher Besitzer gleichzeitig im spätmittelalterlichen Chemnitz betrieben wurden, erscheint nicht wahrscheinlich.

Sogenannte Kupfersaigerhütten wurden zur Aufkonzentrierung des Kupfers genutzt. Das Rohkupfer wurde zusammen mit Blei geschmolzen. Kupferbegleitstoffe reicherten sich aufgrund des Dichteunterschiedes im Blei an und wurden damit vom Kupfer getrennt. Unedle Begleitstoffe wurden von porösen Schmelzriegeln aufgenommen, die edlen Begleitstoffe (Silber) wurden durch Oxidation des Bleis in einem zweiten Schritt ebenfalls angereichert, bis endlich nur noch das Silber übrig blieb. Das aufwendige Verfahren war insofern für die Kupferhütten-Betreiber interessant, weil das dabei gewonnene Silber frei auf dem Markt verkauft werden konnte.

Kameogläser der Antike – ein technologischer Irrtum?

Als ein berühmtes Beispiel für Kameoglas gilt die sogenannte *Portland Vase*. Zur Technik ihrer Herstellung wird vermerkt:

„Das eigentliche Gefäß besteht aus dunkelblauem Glas und wurde mit einer Schicht weißen Glases überzogen. In diese weiße Schicht wurden in Kameentechnik die Bilder eingeschnitten. Im heutigen Zustand ist die Portlandvase etwa 25 cm hoch; möglicherweise besaß sie ursprünglich den bei einer Amphore zu erwartenden spitzen Fuß und bekam nachträglich eine Bodenplatte eingesetzt“ [wiki ↔ Portland Vase]

– so die gängige Auffassung bei den Glaswissenschaftlern. AXEL VON SALTERN [2004] schreibt über Kameoglas Folgendes:

„Über die Art, wie der weiße (bzw. andersfarbige) Überfang auf die Grundmasse aufgelegt wurde, ist in der Literatur viel diskutiert worden. Drei Techniken bieten sich an: (1) Ein schalenförmiger Posten aus weißem Glas wird vorgeformt. In die erwärmte Hülle wird ein Posten aus heißem, blauem Glaseingeführt und das Ganze dann durch Blasen erweitert. (2) ein blauer Glasposten wird wiederholt in den Ofen eingeführt, um dort von weißem Glas umfangen zu werden. Wiederum muß das heiße, zweischichtige Glas auf der Platte [...] gewälzt werden [...] (3) Bei manchen Kameogefäßen wird der Überfang vermutlich durch Auflegung von weißen Streifen erfolgt sein. [...]

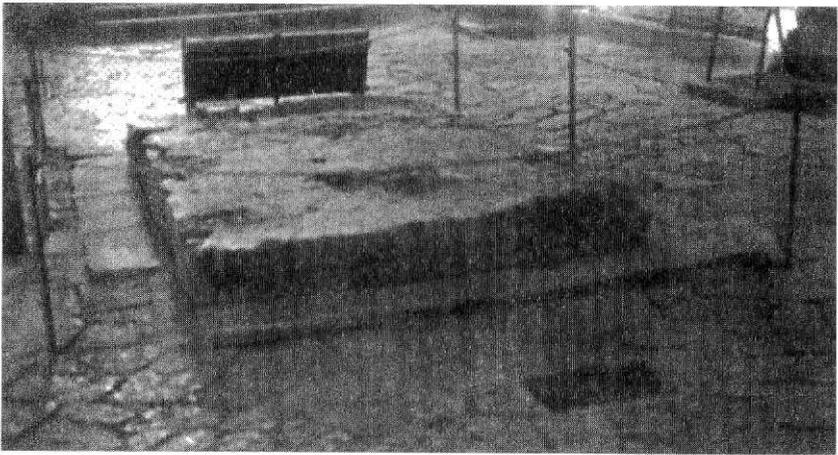
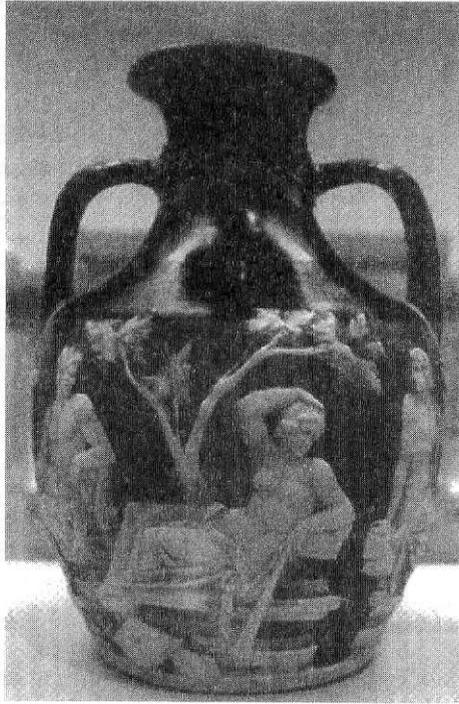
Die ikonografische Bedeutung der Portland Vase und ihre wechselseitige, ausreichend bekannte Geschichte hat Kunstliebhaber und Archäologen seit ihrer Auffindung beschäftigt; ihre handwerkliche und technische Verarbeitung erregt heute noch Bewunderung. [...]

Die Vase wurde sehr wahrscheinlich in einem Sarkophag gefunden, der 1582 auf dem Monte del Grano südöstlich der Porta San Giovanni in Rom in einem kaiserlichen Hügelgrab entdeckt wurde. Dieses gehört der Zeit um 250 an und ist fast sicher die endgültige Grabstätte des Kaisers Severus Alexander, der 235 in Mainz ermordet und dessen Asche wahrscheinlich nach Rom überführt wurde.“ [Saldern, 203-205]

Nach v. SALDERN erfolgte die Herausarbeitung des Bildes mittels Schleifen durch den Glasschneider – bei *Plinius dem Älteren diatretarius* genannt, obwohl er die Veröffentlichungen von Rosemarie LIERKE in seinem Literaturverzeichnis aufführt. Diese Außenseiterin kommt in ihrem Buch *Antike Glastöpferei – ein vergessenes Kapitel der Glasgeschichte* zu einer gänzlich anderen Erkenntnis. Da man sich schon wunderte, wie die Römer beim Kameoglas ohne heute verfügbare Werkzeuge das angebliche Überfangglas wegschleifen konnten, ohne eine Spur des Schleifwerkzeuges auf dem z. B. blauen Kernglas zu hinterlassen, ging LIERKE einen anderen Weg. Ihrer Auffassung nach wurden diese Gläser auf einer Töpferscheibe produziert. Das Kameomuster wurde nicht aus dem Überfangglas herausgeschliffen, sondern mittels Formen auf den Glaskörper aufgeschmolzen. Dabei wurde bei dem aufgeschmolzenen Glas ein hoher Bleioxidanteil festgestellt, der niedrigere Schmelzpunkte als beim Kernglas möglich machte.

LIERKE befasste sich auch mit der frühen Glasentwicklung. Unter Bezug auf Plinius den Älteren, der die Legende überlieferte, führte sie aus:

„Nicht weit von dieser (syro-palästinensischen) Küste, im Norden Israels, ungefähr 15 km vom Meeresufer entfernt, machte man in den sechziger Jahren einen sensationellen Fund. Man entdeckte in einer Höhle mit einem kaminförmigen Schacht in der antiken Nekropolis Beth She'arim eine riesige, fast neun Tonnen schwere Glasplatte (BRILL/WOSINSKY 1965; BRILL



Portlandvase aus augusteischer Zeit [wikimedia]. Riesige Glasplatte in einer Höhle der antiken Nekropolis von Beth She'arim, Israel; ca. 3,40 x 1,95 x 0,45 m [Lierke, 8]

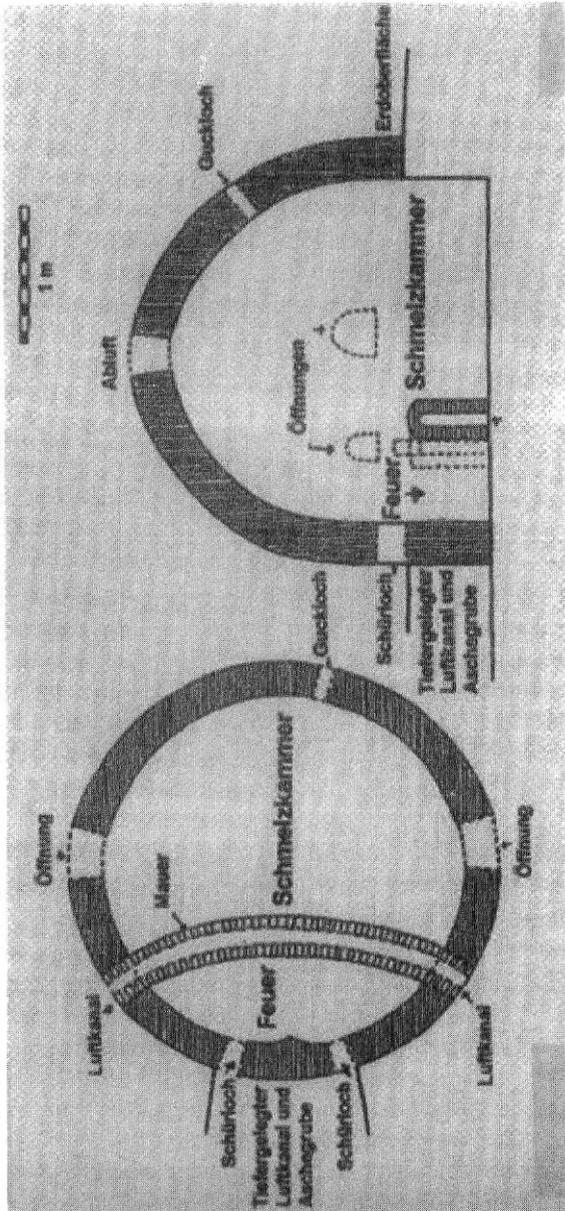
1967), die – vermutlich weil die Schmelze nicht gelungen war – noch heute an der Stelle liegt, an der sie irgendwann zwischen dem 4. und 7. Jh. n.Chr. entstanden ist“ [Lierke, 9].

Ohne jeden Zweifel wurde hier Glas aus seinen Grundzutaten erschmolzen. Noch bis ins +4. oder sogar bis ins 7. Jh. wurde also Glas unabhängig von einer gleichzeitigen Weiterverarbeitung als Rohglas produziert.

Archäologische Überreste von ungefähr einem Dutzend antiker Glaswerkstätten aus verschiedenen Jahrhunderten konnten in der engeren und weiteren Umgebung dieses Fundes ausgemacht werden [Perrot 1988]. Alle Werkstätten und Glasfunde sind nicht weit vom antiken Flüsschen Belus entfernt, an dessen Mündung *Plinius* die oft zitierte Geschichte von der Erfindung des Glases ansiedelt: In der Glut eines Lagerfeuers soll sich aus Sand des Flüsschens Belus und Natronsteinen aus Ägypten das erste Glas gebildet haben [NH 36, 191]. Diese Geschichte ist sicher eine hübsche Legende, doch sie hat einen realen Kern. Mit dem kalkhaltigen Belussand und Wadi Natrun-Soda konnte Hans LÖBER [1976] in einem modernen Ofen bei 1200°C ein passables Glas schmelzen. Auch für eine sehr wesentliche Voraussetzung der Glasherstellung, das nötige Feuerungsmaterial, war in der Umgebung der Belus-Mündung gesorgt.

Plinius erwähnt ausdrücklich, dass Glas viele Jahrhunderte hindurch nur in einem 500 Schritt breiten Landstreifen im Mündungsgebiet des Flüsschens Belus hergestellt wurde: »quingentorum est passum non amplius litoris spatium, idque tantum multa per saecula gignendo fuit vitro“ [NH 36, 191]. Das Fortdauern der Glasherstellung in der unmittelbaren Nachbarschaft dieses Gebietes über weitere Jahrhunderte nach *Plinius*' Lebzeiten – auf eine bisher nicht vorstellbare Art und Weise! – unterstreicht allein schon plastisch, dass hier die Rohglasproduktion ein hoch spezialisiertes Gewerbe, wahrscheinlich sogar ein Monopol gewesen sein muss. Wo sonst gibt es eine vergleichbare Konzentration von Hinweisen auf eine Glasproduktion von jahrhundertelanger und – für die damalige Zeit – weltweiter Bedeutung: die Erwähnung in alten Papyri, der Rohglastransport des -14. Jh. von dieser Küste [gemeint ist das Schiff v. Uluburun, V.H.], der Bericht des *Plinius* über die Erfindung oder ausschließliche Herstellung des Glases in diesem Bereich, die Spuren von mindestens einem Dutzend antiker Werkstätten in der Umgebung und schließlich der Fund der riesigen Glasplatte von Beth She'arim. Auch wenn man daraus noch keinen wissenschaftlichen Beweis konstruieren kann, so stärken diese Fakten doch den Verdacht, dass hier, an der syro-palästinensischen Küste, auf dem Gebiet des heutigen Staates Israel, tatsächlich die Wiege des Glases stand... [nach Lierke, 9]

Dass nicht nur in der Antike Rohglas separat geschmolzen wurde, belegt ein Fund aus Indien Anfang des 20. Jh.:



Ein ertümlicher Erdgruben-Glasschmelzofen für ca. 2 t Rohglas im Jalesar/Indien
 [Lierke, 9]

„Überraschenderweise wurde noch in unseren Tagen, zumindest in einem kleinen Ort in Nordindien, auf ähnliche urtümlich einfache Art Rohglas geschmolzen. Jan Kock und Torben Sode (1994) fanden in Jalesar, einem kleinen Ort zwischen Purdalpur und Fizorabat, drei seit zehn Jahren stillgelegte runde Kuppelöfen von ca. 3 m Durchmesser und 2 m Höhe, etwa einen halben Meter in die Erde versenkt. Den vertieften Innenraum eines dieser Öfen trennte eine Wand in Feuerungs- und Schmelzkammer. Eine Schür- und Ascheöffnung erlaubte die kontinuierliche Beschickung mit Heizmaterial während des Schmelzvorgangs, der nach Angaben der Dorfbewohner ganze zwei Wochen gedauert haben soll. Andere Öffnungen sorgten für den nötigen Zug – darunter auch eine größere Öffnung im Zentrum der Kuppel, die an den Schacht in Beth She'arim erinnert. Ein Ofen fasste maximal 2,5 Tonnen Rohstoffmenge, die als gebrauchsfertige Mischung aus Sand, Kalk und Soda in den weiten unfruchtbaren Überflutungsebenen des Ganges aufgegeben werden konnte. Heute wird in Jalesar kein Rohglas mehr hergestellt, doch Kock und Sode fanden in einem Ofen noch Überreste einer 1,5 bis 2 Tonnen schweren Glasplatte, von der erst ein Teil herausgehackt und vermutlich in den lokalen Glaswerkstätten zu Perlen und Armreifen verarbeitet worden war“ [Lierke, 8 f.].

Keilschriftontafeln aus Ninive (Bibliothek des Königs Assurbanipal, 668–627) überliefern Texte, bei denen es sich um Rezepturen zur Herstellung und Färbung eines glasartigen Materials handelt. Vermutlich beziehen sich die Texte auf echtes Glas.

„Die mesopotamischen Handwerker schmolzen ein Rohglas in einem zweistufigen Schmelzprozess: Dabei entstand zuerst Fritte, aus der sie in der zweiten Stufe Glas schmolzen“ [Stern/Schlick-Nolte 1994, 20].

Durch Zerkleinern von Flusskieseln oder Quarzsand mit Muschelschalen als Ca-Lieferant und (gemischt)alkalihaltinger Pflanzenasche bereitete man die Ausgangsstoffe für den langwierigen Sinterprozess vor, bei dem bei ca. 850°C [Farbe reifer (roter) Trauben] eine Feststoffreaktion ablief. Die Ca-Zugabe der Muschelschalen – wenn auch vermutlich zufällig – verbesserte die chemische Stabilität des Glases. Als Brennmaterial wurde trockenes Holz genutzt. Nach Ablauf des Sinterprozesses wurde die entstandene Fritte erneut zerkleinert und in einem zweiten Brand bei 1000 – 1100 °C (Hitze, die goldgelb glüht) zu einem geläuterten Glas geschmolzen. Hier mussten zur Temperaturerreichung sicher Blasebälge eingesetzt werden [ebd. 20].

Auch in Europa gefundene (spät)bronzezeitliche Glasperlen enthalten gemischtes Alkali (Na, K), welches aus Asche salzliebender Pflanzen gewonnen wurde [nach Lorenz, 41].

Bronzezeitliche Glasperlen Mitteleuropas

Stephanie MILDNER et al. [2013] untersuchte bronzezeitliche Glasperlen zwischen der Ostsee und dem Alpenhauptkamm:

„Die Anfänge der Glasherstellung lassen sich in Europa bis in die Bronzezeit zurückverfolgen. Das gehäufte Auftreten von Glasperlen in reich ausgestatteten Gräbern der Hügelgräber- und Urnenfelderzeit (14. – 9. Jh. v. Ch.) zeigt, dass es sich um wertvolle Objekte handelte, die hinsichtlich ihrer Exklusivität und Kostbarkeit mit Bernstein und Gold vergleichbar waren. Gegenüber der bunten und vielgestaltigen Palette eisenzeitlicher Glasfunde bleibt das Form und Farbspektrum des bronzezeitlichen Glases begrenzt, eine Entwicklung zum hallstattzeitlichen Glas ist erst in späten Formen wie zum Beispiel einfachen Augenperlen deutlich erkennbar. Zunächst sind es allerdings meist einfarbige kugelige bis ringförmige Perlen, die während der späten Mittelbronzezeit (Bz C2, P II, im 14. Jh. v. Ch.) sowohl im südlichen als auch im nördlichen Mitteleuropa das Einsetzen dieser Schmuck- und Trachtbestandteile markieren. Deutlich umfangreicher und mannigfaltiger wird das Spektrum an überlieferten Glasfunden in der Urnenfelderzeit und in der jüngeren Nordischen Bronzezeit (Bz D - Ha B, P III-V des 13. – 9. Jhs. v.Chr.). Neben den teils in großen Serien produzierten kleinen Ringchenperlen, größeren Ringperlen und kugeligen Perlen finden sich nun auch erste zweifarbige Perlentypen. Am häufigsten und vereinzelt bis ins nördliche Mitteleuropa verbreitet sind dabei die so genannten Pfahlbauperlen, tönchen-förmige Perlen mit weißer Spiralfadeneinlage. Seltener kommen blau-weiße Noppenperlen und rundliche oder röhren-förmige Perlen mit gerader oder gewellter streifenförmiger Fadeneinlage aus weißem Glas vor. Der Übergang zu eisenzeitlichem Glas zeigt sich neben den Augenperlen auch in einfarbigen gerippten Perlen, die zu den späteren Melonenperlen überleiten. Die meisten Perlen bestehen aus durchscheinend blauem Glas, das jedoch in zahlreichen Schattierungen aus unterschiedlichen Farbtönen vorkommt. Die Bandbreite reicht von grünblau über hell- und dunkelblau bis hin zu violettblau. Perlen mit gelber, brauner, schwarzer oder grüner Grundfarbe sind ebenso wie farbige Verzierungen nur vereinzelt zu finden. Dekorative Verzierungen sind fast ausschließlich weiß oder farblos ausgeführt“ [Mildner, 1].

Bei den archäometrischen Untersuchungen spielte einerseits das verwendete Alkali als auch die Analyse Seltener Erden in den verwendeten Sanden eine wichtige Rolle, um eine geografische Zuordnung der Perlen zu vermuteten Herstellungsregionen zu erzielen.

Die Perlen des nördlichen Mitteleuropa sind überwiegend HM-Gläser (hoch Magnesium-haltig), die Spuren- und Seltene-Erden-Daten lassen zwar

eine Herkunft aus dem Nahen Osten oder Ägypten vermuten. Die Elementverteilung von Chrom, Lanthan, Titan und Zirkon der verwendeten Sande erlaubt aber eine regionale Typisierung der Gläser. Die Regionen von Süd-/Nordmesopotamien und Ägypten können deutlich unterschieden werden. Das mitteleuropäische Glas ist demnach weder mit dem mesopotamischen, noch mit dem ägyptischen HM-Glas vergleichbar [nach Mildner et al., 4].

Ergänzung zum Zinn

Im meinem oben aufgeführten Artikel [2014] zum frühen Zinn und kobaltblauen Glas wurde der Hoffnung Ausdruck verliehen, mit der Zinnisotopen-Analyse den Zinnanteilen in Bronzegegenständen Erzlagerstätten zuordnen zu können. Genährt wurde die Hoffnung durch die Analysen von HAUSTEIN und PERNICKA an der Himmelscheibe von Nebra. Dort schien es gelungen zu sein, bestimmte Zinnisotopen-Verhältnisse den jeweiligen Erzlagerstätten von z. B. Cornwall oder dem Ort Grupka (CZ-Erzgebirge) zuzuweisen. Inzwischen hat sich allerdings diese Hoffnung erheblich eingetrübt. MARAHDRENS ET AL. [2016] konnten zeigen, dass der Streubereich der Zinnisotopen-Verhältnisse bei entsprechend hoher Anzahl der Proben vom Erzgebirge und von Cornwall so groß ist, dass nicht mehr zwischen den Lagerstätten unterschieden werden konnte. Eine exakte Zuordnung der Lagerstätten und Bronzeartefakte ist damit vermutlich nicht mehr möglich. Zusätzlich wurde festgestellt, dass sowohl beim Zinn als auch beim Kupfer eine Isotopen-Fraktionierung beim Verhüttungsprozess in Richtung Verbleib schwererer Isotope in der Schmelze und Verlust leichter Isotope auftritt. Allerdings blieben diese Abweichungen noch innerhalb des Streubereiches der Lagerstätten [Berger et al. 2016; Rose et al. 2016].

Literaturverzeichnis

- Berger, Daniel / Brüggemann, Gerhard / Figueiredo, Elin / Pernicka, Ernst (2016): Zinnisotopenverhältnisse von Verhüttungsprodukten von Kassiterit und ihre Bedeutung für die Herkunftsbestimmung von Zinn; in *Archäometrie und Denkmalpflege – METALLA Sonderheft 8*, 194-197
- Dayton, John (1980): Geological evidence for the Discovery of Cobalt blue glass in Mycenaean Times as a By-Produkt of Silver smelting in the Schneeberg Area of the Bohemian Erzgebirge, XX. Symposium d'Archéométrie Paris, Revue d'Archéométrie, Volume III
- (1993): *The discovery of glass*, Harvard University, Cambridge, Massachusetts
- Heinitz, Volker (2014): Frühes Zinn und kobaltblaues Glas; *Zeitensprünge* 26 (2) 471-485
- (2015): Gedankensplitter zu antikem Glas; *Zeitensprünge* 27 (2) 260-266

- Kramarczyk, Andrea (2003): *Die Kupfersaigerhütte des Ulrich Schütz in Chemnitz. Unternehmensgeschichte, Dokumentation, Perspektiven eines Bodendenkmals*; Chemnitz. www-user.tu-chemnitz.de/~fna/agricola12.pdf
- Lierke, Rosemarie (1999): *Antike Glastöpferei*; Main am Rhein
- Lorenz, Andrea (2006): *Der spätbronzezeitliche Hortfund von Stadtallendorf unter besonderer Berücksichtigung seiner Gläser*, Deutsche Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, Archäologische Berichte 20, Bonn
- Marahrens, Janeta / Berger, Daniel / Brüggemann, Gerhard / Pernicka, Ernst (2016): Vergleich der stabilen Zinn-Isotopenzusammensetzung von Kassiteriten aus europäischen Zinn-Lagerstätten; in *Archäometrie und Denkmalpflege, METALLA, Sonderheft 8*, 190-193
- Mildner, Stephanie: *Glasperlen in der Bronzezeit – Handelsgut und Prestigeobjekte der Pfahlbausiedler. Ein Vorbericht*;
https://www.academia.edu/31255617/Glasperlen_in_der_Bronzezeit_Handelsgut_und_Prestigeobjekte_der_Pfahlbausiedler_Ein_Vorbericht
- Mildner, Stephanie / Schüssler, Ulrich / Falkenstein, Frank / Brätz, Helene: *Bronzezeitliches Glas - Erste Ergebnisse einer archäometrischen Bestandsaufnahme*, www.academia.edu/documents/32478857/Mildner_et_al.2013.pdf
- Rose, Thomas / Morgenstern, Gunter / Stelter, Michael / Klein, Sabine (2016): *Fraktionierung von Kupferisotopen während der Verhüttung*; in *Archäometrie und Denkmalpflege Metalla Sonderheft 8*, 198-201
- Saldern, Axel von (2004): *Antikes Glas, Handbuch der Archäologie*; München
- Stern, E. Marianne / Schlick-Nolte, Birgit (1994): *Frühes Glas der alten Welt*, Sammlung Ernesto Wolf; Stuttgart
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

volker.heinitz@web.de

„Denken statt Glauben“

Roland Weber erweitert Joseph Atwills Ansatz

Eine Rezension von Heribert Illig

Weber, Roland (2016): *Denken statt Glauben · Wie das Christentum wirklich entstanden ist · Eine Spurensuche in den biblischen Texten und der christentumskritischen Literatur*; Books on Demand, Norderstedt, 410 S. [= W]

Im letzten Heft hat Herbert **FIESSINGER** den religionskritischen Ansatz von Joseph **ATWILL** [2008] vorgestellt. Ihm zufolge wurde das Christentum von den Flaviern zur Befriedung des jüdischen Aufstandes erschaffen. Den Messias oder Jesus Christus hat es als historische Gestalt nicht gegeben; er wurde von Josephus Flavius erfunden. Gerade weil dieses Buch nicht mehr tauftrisch war, erstaunte es mich umso mehr, von Roland Weber als einem Abonnenten dieser Zeitschrift sein ganz aktuelles Buch [2016] als Fortführung von Atwills Gedanken zugeschickt zu bekommen. Umso lieber rezensiere ich es.

Der Jurist **WEBER** folgt dabei Karl **MARX**, demzufolge man mit der christlichen Religion erst fertig wird, wenn „man den Ursprung und ihre Entwicklung aus den historischen Bedingungen zu erklären versteht, unter denen sie entstanden und zur Herrschaft gekommen ist“ [Marx lt. W. 5]. Deshalb liegt ihm daran, neben dem Neuen Testament möglichst viele kritische Quellen zu sichten und gegenseitig abzuwägen, eine detailreiche Studie. Stutzig machen ihn zunächst 28 sich ihm aufdrängende Fragen, darunter etwa

- „• Warum will Jesus so offensichtlich nichts von seiner Familie und erst recht nichts von seiner Mutter wissen?
- Warum halten diese ihn für von Sinnen – obwohl Maria doch verkündet worden ist, dass sie den Sohn Gottes gebären sollte?“ [W. 12]

Um antworten zu können, führt er im Sinn von **ATWILL** den Begriff „Römische Schreibstube“ ein, zu der primär der griechisch schreibende Josephus Flavius gehört, benannt nach dem Kaiserhaus, Geburtsname Josef ben Mathitjahn ha Kohen [vgl. W. 20, 30]. Da **ATWILLS** Thesen sauber referiert werden, muss die Lektüre dieses Buches nicht zwingend vorausgehen. Der Kerngedanke:

„Es soll damit gezeigt werden, wer als geistiger Schöpfer hinter den Evangelien und dem Anfang des Christentums steht.

Kurz: Das Christentum hat sich nicht aufgrund einer neuen Religiosität aus dem Judentum heraus entwickelt, sondern wurde aus den Interessen der römischen Besatzer heraus geschaffen. Genau diese These gilt es im Folgenden anhand der Texte zu belegen“ [W. 19].

Dafür liefern die Evangeliumstexte beliebig viele rätselhafte Stellen. Etwa

- „• Die damals prägenden Volksgruppen der Zeloten oder Essener kommen merkwürdigerweise überhaupt nicht vor.
- Keiner der Evangelisten war ein Jünger, Apostel oder Zeuge der Ereignisse, über die er berichtet.
- Die Evangelien wurden schon in ihrer Erstfassung in Griechisch, der Sprache der gebildeten Römer, geschrieben.
- Keines der Evangelien wurde in Palästina geschrieben“ [W. 21].

Hinzu tritt ein unüberbrückbares Missverhältnis zwischen der erstaunlichen Römerfreundlichkeit des NT und der unbedingt vorauszusetzenden jüdischen Umgebung, hätte doch ein Jude seine Religion niemals so interpretieren können:

„ein Wundertäter der keine Spuren hinterlässt, ein neuer (zumindest Halb-)Gott auf Erden, Bluttrinken und Leibverspeisen, aggressives Verhalten ausgerechnet gegen Pharisäer, Geringschätzung von Mutter und Geschwistern, Aufhebung der Speisegesetze und der Sabbatgebote, und nicht zuletzt das gänzliche Verschweigen einer auch aus religiösen Gründen als qualvoll empfundenen Besatzung“ [W. 25].

Wir können hier dank FIESSINGERS [2016] vorausgegangenem Beitrag die Bezüge zu ATWILLS Thesen übergehen, aber auf zwei Unterschiede hinweisen. Für WEBER stammt das Johannesevangelium nicht aus dieser Schreibstube [W. 28], und für ihn sind die Paulusbriefe deutlich nach den Evangelien geschrieben. (Dass der Rezensent Teile des Buches Daniel ebenfalls in der römischen Schreibstube entstanden sieht, wird hier ab S. 82 dargestellt.) Diese Schreibstube arbeitete für Vespasian (69–79) und seinen Sohn Titus (79–81), den Sieger über Jerusalem (70), der bereits in Rom triumphierte, bevor Masada (73/4) gefallen war (dazu dessen Bruder Domitian, 81–96).

„Die römische Schreibstube tat alles, um einen jüdischen Messias sterben und alles, um einen römischen Christus auferstehen zu lassen. So erklären sich viele vermeintliche Widersprüche ganz von selbst“ [W. 29].

„Jesus verkündete vor allem das nahe Reich Gottes, und zwar noch in seiner Generation. Aber die Römische Schreibstube karikierte ihn dabei als scheiternden jüdischen Messias. So wird auch verständlich, warum sich der Messiasanwärter stets und nachdrücklich nur an die Schafe Israels wendet. Der auferstandene Christus, wie wir ihn als Kaisersohn [Titus] kennenlernen werden, wandte sich dagegen an die gesamte römische Welt“ [W. 36].

WEBER beschäftigt sich mangels anderem mit der kirchlichen Überlieferung. Dabei fällt ihm u. a. auf, wie noch immer in offiziellen Bibelausgaben am Textsinn gearbeitet wird. Nur drei Jahre auseinander liegen zwei Übersetzun-

gen für ein Schriftwort im Matthäus-Evangelium [Mt 10,34]. In der älteren steht das harte, ja skandalöse, Jesuswort: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“, in der jüngeren hingegen nur der beschwichtigende Halbsatz: „sondern Streit“ [W. 47; die beiden Bibelausgaben W. 40]. Dagegen bringt diese jüngere Ausgabe das alte Wissen darum, dass Pilatus zwischen zwei Personen namens Jesus die Wahl hatte: „Jesus Barabbas oder Jesus, der auch Christus genannt wird“ [Mt 27,15; W. 53].

ATWILLS Thesen können das Mysterium erklären, warum in den Evangelien die Verantwortung für Jesu Tod „den Juden und nicht den Römern zugewiesen wird“ [W. 55]. Die Römische Schreibstube wollte die römische Besatzungsmacht entlasten und die Juden als Anstifter zur Hinrichtung Jesu darstellen. In diese Richtung zielt auch die falsche Übersetzung von Messias mit Christus. Ein Messias war nach jüdischem Verständnis nicht Gottessohn und Jenseitsherrscher, sondern ein Mensch, „der notfalls mit Gewalt auf Erden eine jüdische Gottesherrschaft herstellt“ [W. 57]; er wäre von Gott gesandt, um die weltliche Oberhoheit des Judentums gegen die Römer wieder herzustellen [W. 87]. Als Christus war er der Gesalbte; das Wort „christos“ beginnt mit den berühmten Buchstaben χρ, die Konstantin I. als sein Zeichen für seinen Kriegsgott gewählt hat, den er dann 325 auf dem Konzil von Nicäa zum Gott erheben ließ [W. 88]. Dieser wurde klug erfunden: jüdisch legitimiert, aber über-jüdisch, auch griechischen Göttervorstellungen angepasst, Vertreter der Obrigkeit und der Steuerepflicht, Vertröster der Unterschicht aufs Jenseits, ergo kein Aufrührer [W. 97].

Wenn ein Mensch so gut ins Herrschaftsgefüge eingepasst ist, stellt sich einmal mehr die elementare Frage, ob er überhaupt gelebt hat. Dafür bezieht sich WEBER auf zahlreiche Autoren, deren Bücher er oft sehr detailliert würdigt. Dabei berücksichtigt er Arbeiten von 1927 bis zur Gegenwart. Dies zeichnet das Buch auch in seinem weiteren Verlauf aus: WEBER beschäftigt sich mit einer Fülle ganz unterschiedlicher, aber stets kirchenkritischer Arbeiten und findet heraus, welche ihrer Details mit seinem Schema konform gehen oder sogar übernehmbar sind, was sich sperrt und wo sich neue Argumentationsstränge eröffnen: bei Rudolf AUGSTEIN, Gustaaf Adolf van den BERGH van Eysinga, Franz BUGGLE, Francesco CAROTTA, Chaim COHN, John D. CROSSAN, Hermann DETERING, Earl DOHERTY, Arthur DREWS, Bart EHRMAN, Lena EINHORN, Elmar GRUBER, Bernd KOLLMANN, Werner KUBITZA, Gerd LÜDEMANN, Hyam MACCOBY, Steve MANSON, Heinrich MUNK, Michel ONFRAY, Nick PAGE, Stefan PFEIFFER, Uta RANKE-HEINEMANN, H. D. SCHLOSSER, Michael SCHMIDT-SALOMON, Harald SPECHT, Dimitri SPECK, James D. TABOR und Herbert ZIEGLER.

So beschäftigt er sich auch mit CAROTTAS Buch *War Jesus Cäsar?*, das uns bald nach seinem Erscheinen interessiert hat [Illig 1999, nachfolgend Beiträge

mehrerer Autoren]. Es hatte die verblüffende Volte, dass aus der Totenfeier für Julius Cäsar und der Zurschaustellung des geschundenen Leichnams ein Jesuskult entstanden sein könnte – doch ohne motivieren zu können, warum ausgerechnet ein Staatskult fast 300 Jahre lang nicht durchsetzbar war. Vermutlich ist diese These deshalb wieder in der Versenkung verschwunden. Für WEBER gibt es die Möglichkeit von Verbindungen, weil nicht zuletzt H. D. SCHLOSSER darauf hinweist, dass uns von den Büchern des Josephus Flavius „ausgerechnet jenes Buch [fehlt], durch das die Juden von der Religion des Cäsarenkults überzeugt werden sollen“ – also die Vorlage für die Evangelien? [W. 266 f.] Für die Nicht-Existenz Jesu ist ihm Harald SPECHT – *Jesus? · Tatsachen und Erfindungen* – der wesentliche Zeuge.

WEBER weiß natürlich um die Brisanz all dieser Überlegungen: Ohne Jesus keine Auferstehung, ohne Auferstehung „ist die Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos“ [vgl. Paulus in 1 Kor 15,13; W. 100]. Hier schließt sich gleich eine weitere Frage an [W. 104]:

„Ob eine hohe Ethik zu Recht den Mangel der Wahrhaftigkeit ersetzen kann, darüber kann man sicherlich philosophieren. Eine hohe Ethik könnte selbstverständlich einen Glauben stützen. Aber so ist es gerade nicht. Sehen wir uns also einmal die Texte und ihre ethischen Aussagen an.“

Es folgen 45 Seiten, in denen Aussagen des NT gebracht und kommentiert werden. Den Rezensenten hat die Frage nach der Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Konfession 15 Jahre lang umgetrieben. In dieser Zeit hat er sich mit allen greifbaren Argumenten auseinandergesetzt, um schließlich die Kirche zu verlassen. Das wäre einfacher gewesen, wenn ihm diese 45 Seiten bereits vorgelegen hätten. Hier sind 100 Beispiele versammelt, die mehr als nur zu denken geben. Ich greife zwei heraus und zitiere sie vollständig.

„Ihr habe gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber jemand tötet, soll dem Gericht verfallen sein. Ich aber sage euch: Jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, soll dem Gericht verfallen sein; und wer zu seinem Bruder sagt: Du Dummkopf!, soll dem Spruch des Hohen Rates verfallen sein; wer aber zu ihm sagt: Du (gottloser) Narr!, soll dem Feuer der Hölle verfallen sein (Mt 5,21 ff.)“

E[thischer Aspekt]: Beeindruckend und wohl unverständlich gilt diese Höllendrohung für eine Banalität. Wenn man Derartiges zum durchgängigen Maß aller Bestrafungen machen wollte, so säßen wohl alle im Gefängnis bzw. in der Hölle. Vollkommen unverhältnismäßig und damit unethisch. Mit einer Glaubens-, Meinungs- und Redefreiheit ist es bei einem derart radikalen Kritikverbot nicht mehr weit her.

R[ömische Schreibstube; ihre Absicht]: Mit ihren Forderungen betont die Schreibstube die Radikalität und Anmaßung eines Messias Kultes“ [W. 109].

Ein Aspekt wird meistens ignoriert, weil er uns heute nicht mehr bewegt. Aber er müsste uns bewegen, weil die Sklaverei nicht nur damals zum römischen Alltag gehört hat, sondern bis in die Gegenwart zur Menschheit gehört.

„(Gleichnis vom unnützen Sklaven) Bedankt er (Anm.: der Herr) sich etwa bei dem Sklaven, weil er getan hat, was ihm befohlen wurde? So soll es auch bei euch sein: Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen wurde, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Sklaven; wir haben nur unsere Schuldigkeit getan. (Lk 17,9)

E: Nicht nur, dass das Sklaventum keinerlei Einwänden begegnet und ganz offensichtlich akzeptiert wird, es wird auch nicht einmal ein Dank für nötig gehalten. In der Überschrift wird der Sklave absurderweise auch noch als unnützlich bezeichnet. Welches Menschenbild haben wir denn hier vor uns? Man wende nicht ein, dass dies alles der Zeit geschuldet sei. Sonst bleibt nämlich gerade eine erforderliche Zeitbetrachtung, die Verhältnisse unter einer Besatzung, strikt unbeachtet. Es handelt sich um Aussagen, die nach offizieller kirchlicher Leseart bis heute als göttlich inspiriert und vorbildhaft zu gelten haben. Also Schluss mit diesen Ausreden!

R: Erwartet keine Dankbarkeit. Wir sind die Herren und ihr die Sklaven. Hoffentlich glaubt ihr auch das noch. Dann ist unser Sieg endgültig unwiderruflich“ [W. 132].

Mit dieser harten Demonstration und Dokumentation, wie schlecht wir Gelesenes erfassen, wenn wir bereits indoktriniert sind, degeneriert der ethische Anspruch des NT zur leeren Hülle.

Oben wurden bereits etliche der vielen kritischen Jesus- und Christentums-Bücher genannt, die WEBER herangezogen hat. An allen diesen Publikationen schärft er immer wieder die eigene Sicht, etwa bei KUBITZA:

„In einem Punkt bin ich allerdings ganz anderer Meinung: Nicht Christen schufen sich ihren Gott, sondern die Römische Schreibstube schuf den Juden und ihren Sympathisanten einen neuen Gott“ [W. 154].

Diese Methodik führt innerhalb des Buches wiederholt zu Redundanz, hilft aber dem eigenen Verständnis; darüber hinaus gibt es weitergreifende Erkenntnisse. Z. B. kommt er bei AUGSTEINS *Jesus Menschensohn* von 1972 zu einer betrüblichen Feststellung [W. 156]: Manche Bücher verschwinden schnell in der Versenkung.

„Geradeso, als hätten Bücher ein kurzes Verfallsdatum. Erst wenn man eines dieser Bücher in den Händen hält, erkennt man, dass inzwischen der Wissenstand offensichtlich wieder weit hinter das zurückgefallen ist, was einmal fast als Allgemeinbildung bezeichnet werden konnte. Vieles wird durch Zeitablauf nicht falsch, sondern vergessen und fahrlässig ignoriert.“

Bei der Lektüre fühlte er sich bestätigt, dass der als einziger Evangelist ohne jedes Gleichnis schreibende Johannes nicht dieselben Intentionen hat wie die Römische Schreibstube [W. 162]:

„Für mich wird deutlich, dass man Johannes aus der jüdisch-sarkastischen Sicht der Römer herausnehmen muss. Er hasst als Grieche die Juden einfach so, wie es dem hellenistischen Zeitgeist entsprach. Er versucht eine weitergehende Deutung mit seinem Evangelium und er korrigiert offenkundige Fehler, die er bei seinen Vorschreibern entdeckt hat.“

Der sog. Völkerapostel Paulus

ATWILL beschäftigt sich nur mit den Anfängen des Christentums, wie er es entstehen sieht. Die weitere Entfaltung und Ausbreitung kann er nicht mehr schildern. So wird auch die Rolle von Paulus kaum ausgeleuchtet. Hier entwickelt WEBER in Bezugnahme auf das Paulus-Buch von MACCOBY die notwendigen Korrekturen an Leben und Einfluss des Paulus. In seiner Sicht

„war Paulus als fiktive Figur nur das trojanische Pferd der Apostelgeschichte, das den Hellenisten klar machen sollte, dass jetzt auch sie gemeint sind“ [W. 173].

Warum fiktiv? Nun, Paulus beschäftigt sich mit einer einzigen Ausnahme nicht mit dem historischen Jesus. Diese Ausnahme ist das letzte Abendmahl.

„Da soll doch der Jude Jesus seine Anhänger für die Zeit nach seinem Tod zum Trinken von Blut und der Verspeisung seines Fleisches zu seinem Gedenken aufgefordert haben. Solche heidnischen Opferkulte wären jedem Juden ein verabscheuungswürdiger Gräuel gewesen und konnten sich deshalb auch nur im hellenistischen Ausland durchsetzen“ [W. 174].

Das beschäftigt WEBER noch einmal zu Ende seines Buches, weil ein Paulus um das Jahr 50 in einem unauflöselichen Widerspruch zur These einer Römischen Schreibstube stünde [W. 365], doch er kann sofort zeigen, dass der „Eckpfeiler der Pauluschronologie“ frei in der Luft steht [s. W. 366].

„Paulus rechtfertigt so gesehen nur sein neues Christentum gegenüber den jüdischen Wurzeln und der Legitimation aus dem Judentum. Das passt nicht vor 70, aber bestens nach 100“ [W. 368].

Da geht es neuerlich um „die Lehre des Paulus mit seinem Blut-Opfer-Auferstehungs-Erlösungsmythos“ [W. 365]. WEBER unterscheidet deshalb den Paulus der Reisen, entworfen in der Apostelgeschichte, von einem Paulus der Briefe [W. 175, 180, 369], bei denen besonders unklar ist, wer sie gesammelt und um 140 in den Kanon der Evangelienchriften eingeführt hat [W. 221]. Da ging ausgefeilte Theologie an Bauern und Analphabeten wie die Galater [W. 376].

„Der Briefepaulus kennt übrigens auch keine jungfräuliche Geburt, kennt nicht einmal den Namen der Mutter, kennt keinen Judas, kennt keinen

Verrat, sondern erkennt allein eine Kreuzigung mit Auferweckung. Wer ihn aufmerksam liest, erkennt, dass er geradezu jegliche historischen Beziehungen, Umstände und Ereignisse leugnet. Er lebt in Visionen“ [W. 373]

Sein längster Brief mit seiner umfangreichen Theologie galt den Römern, ausgerechnet unmittelbar vor Antritt seiner Reise nach Rom. Somit gab es in Rom, von wo das Christentum seinen Ausgang nimmt, bereits Christen, bevor Paulus dort missioniert hätte [W. 219, 371]. Und warum er – als in Caesarea Philippi freigesprochener römischer Bürger – in Rom hingerichtet worden wäre, ist nicht ersichtlich [W. 186]. Paulus soll von 59 bis 64 in Rom missioniert haben, und Kaiser Vespasian hätte – ab 69 – bereits markante religiöse Unterschiede zwischen Juden und Christen gekannt? Das wäre nur dann verständlich, wenn sich die neue, kaiserliche Religion zuerst in Rom ausgebreitet hätte [W. 196]. Aber hatte Paulus damit zu tun? Ein Paulus, der von den Historikern nicht gekannt wird, schon gar nicht als weit umherreisender Missionar [W. 370].

„Dass er ein Pharisäer gewesen sei, dass er aus dem Stamm Benjamin komme, dass er bezeugen könne, dass der Herr fünfhundert Brüdern erschienen sei, dass er als römischer Staatsbürger mit der Jerusalemer Urgemeinde einvernehmlich zusammengearbeitet habe und so weiter. Alles offensichtlich erfunden und erlogen“ [W. 371].

„Viele Forscher haben schon die Schlussfolgerung gezogen, dass Paulus nicht der beste Zeuge für, sondern gegen einen historischen Jesus sei. Es gibt also auch mit der Sichtweise Spechts sehr gute Gründe dafür, dass Paulus eine spätere Erfindung ist“ [W. 222].

Dafür bringt WEBER, hier im Gefolge von DETERING, viele gute Gründe, darunter etwa:

„Die Person des Apostel Paulus und sein umfangreiches Schriftwerk waren um 50 herum und offenbar auch seinem Biografen Lukas völlig unbekannt. Erst beim späteren Ketzler Markion findet man sozusagen schlagartig das bekannte [corr.] Corpus Paulinum. Wie er an diese Briefe gekommen sein will, darüber gibt es keine Angaben und auch in der Forschung nicht einmal Vermutungen“ [W. 222].

Er vertieft das später [W. 370]. Markion war ein vermögender Reeder, kam 140 nach Rom und gründete dort – gegen den strengen, gnadenlosen Demiurgen des AT – 144 eine eigene Gemeinde, wofür er exkommuniziert wurde.

„Eine der größten Irrlehren von Markion war, dass er die Heilige Schrift ohne das Alte Testament aufbauen wollte. Der Gott des Alten Testaments war für Markion ein Gott der Gerechtigkeit, dem Güte und Liebe fremd sind. Erst mit Jesus Christus – so Markion – wurde der gute Gott geoffenbart. Als Zeugen für seine Irrlehre wollte Markion den heiligen Paulus bemühen“ [kathpedia → Markion].

Aus Sicht einer römischen Schreibstube war es unabdingbar, die neue Religion untrennbar mit der Tora zu koppeln, sollte sie doch kaiserfeindliche Juden zu frommen Untertanen machen. Warum also wurde der Hass der neugewonnenen Christen auf die Juden und nicht auf die Römer gelenkt? Die Römer legten selbstverständlich keinen Wert darauf, als Zielscheibe des Hasses zu dienen; WEBER benennt noch weitere Gründe [W. 241 f.] und kommt noch einmal darauf zurück:

„Der neue Glaube entstand aus dem Judentum, aber erklärt gleichzeitig die Juden zu Feinden dieser Religion. So gesehen bleibt die Kirche einem Josephus und seinem Anliegen, absichtlich oder unbeabsichtigt jedoch vollkommen treu“ [W. 381].

Und wenn die christliche Religion zunächst in Rom und/oder Alexandria verkündet worden ist – und auch als Kirche nie nach Jerusalem zurückwollte –, wie kann man sich dann die Jerusalemer Gemeinde um den Jesusbruder Jakobus vorstellen? Sicher nicht einfach als Judenchristen [W. 245].

Zuletzt das Schlusswort aus dem Brief an die Philipper, dem zufolge Paulus bereits um 50 Kontakte zum Kaiserhaus gehabt hätte:

„Grüßt jeden Heiligen in Christus Jesus! Es grüßen euch die Brüder mit mir. Es grüßen euch alle Heiligen, am meisten aber die aus dem Haus des Kaisers“ [W. 378].

Der letzte, heikle Halbsatz lautet in der Übersetzung von Bischof Ulrich WILCKENS: „besonders die kaiserlichen Sklaven“, erläutert in Fußnote 4:

„Wörtlich: «die aus des Kaisers Hause». Das ist ein fester Ausdruck für die kaiserlichen Sklaven, auch wenn diese freigelassen waren. Hier dürfte es sich um Angestellte bei der Behörde handeln, in der Paulus gefangen liegt“ [Wilckens, 711].

So macht der Herr aus Heiligen sogar kaiserliche Sklaven, um Paulus zu dienen. Im englischen Sprachraum geht man von christlichen Konvertiten im Haushalt von Kaiser Nero aus [*biblehub*]. Andere sehen Heilige als Menschen in Christus, also Glieder am Leib Christi [Stettler, 518]. Die „*Freiheit eines Christenmenschen*“ kann also bei der Bibelauslegung sehr weit gehen; Luther selbst hat übrigens 1534 so übersetzt: „Es grüssen euch alle Heiligen / sonderlich aber die von des Keisers hause“.

Der Brief an die Philipper dürfte nach kirchlicher Lehrmeinung entweder 54/55 in Ephesus oder um 60 in Rom geschrieben worden sein, in einem wohl hotelmäßig geführten Gefängnis: Paulus erwartet Freispruch oder Todesstrafe [wiki → Paulusbrieve], darf aber sehr wohl Besucher wie auch Geldgaben empfangen und Briefe aussenden;

„Timotheus und andere Mitarbeiter haben offenbar ständigen Zutritt zu ihm und er selbst kann am Ort seines Gefängnisses unter den Angehörigen der kaiserlichen Behörde missionarisch wirken“ [Wilckens, 698].

WEBERS Zeitschema

Der Autor muss natürlich endlos argumentieren, um den schier undurchdringlichen Dschungel von Lehrmeinungen, Interpretationen und Glaubensinhalten zu durchdringen; Karls-Kritiker kennen das zur Genüge. Dafür gönnt er sich dann auch einmal ein fiktives Interview mit sich selbst [W. 385-393] und eine fiktive Rede, die Josephus vor Kaiser und Senat gehalten haben könnte. Sie enthält auf neun Seiten WEBERS Ideen über die Schaffung einer neuen Religion für die Juden, um sie endlich konfliktfrei ins römische Reich zu integrieren [W. 271-279]. Indem Josephus eine für ihn absurde Religion kreiert, gönnt er sich dabei Ironie, Sarkasmus, Satire, Zynismus und Diffamie, die sich in den Evangelien finden lassen [W. 280] – die Suche wurde von ATWILL begonnen und von WEBER fortgesetzt.

Eine besondere Preziose ist die Gestaltung durch Josephus von Beginn und Ende des irdischen Lebens Jesu, von A und Ω . Er benennt mit seinem eigenen Namen sowohl den Ziehvater wie den Bestatter Jesu [W. 37], also Josef von Arimathia, dessen Beiname nicht auf einen Ort zurückgeht, sondern „nach dem Tode“ bedeutet [W. 77]. Den Ort Nazareth gab es damals noch nicht [W. 72, 74], wohl aber die Bedeutung Nazoräer für Wurzel [W. 74]. Diese austarierte 'Josefs-Trilogie' hat erstmals WEBER herausgestellt.

Er zeigt noch einmal breitgefächert die immanenten Widersprüche und Absurditäten auf, die die Figur Jesus bei kritischer Betrachtung auszeichnen [W. 350-361]. Schließlich ergibt sich für ihn folgende Zeitabfolge:

- Nach 70 die synoptischen Evangelien und die Apostelgeschichte;
- 90–120: Verschärfung des Gottesgedankens im Johannesevangelium;
- um 140 Erfindung der ersten Paulusbriefe;
- später weitere Paulusbriefe;
- 325: Göttlichkeit Christi dogmatisiert [W. 380-382, 384].

Unterm Strich ergibt sich eine sauber durchgeführte Vivisektion der neu entstehenden Religion, durchgeführt im kritischen Wechsel zwischen herrschender (Kirchen-)Lehre und 'häretischen' Meinungen zahlloser Kritiker. WEBER führt ATWILLS Ansatz konsequent fort, indem er die frühe Ausbreitung (die nicht mehr nach +30, sondern nach +70 beginnt), zur Darstellung bringt. Offen bleibt bislang, warum das 'Missionswerk' trotzdem bis ins 4. Jh. brauchte, um von einem Kaiser anerkannt und dann als Staatsreligion verkündet zu werden. Vielleicht liegt der Schlüssel beim jüngeren Sohn des Vespasian, bei Domitian als letztem Flavier auf dem Thron.

„Nach seinem Tod sollte seine Selbstdarstellung als Kaiser offiziell ausgelöscht werden. Erst die moderne Forschung ab Ende des 20. Jahrhunderts revidierte das Domitianbild“ [wiki ↔ Domitian].

Bei dieser *damnatio memoriae* mag mehr zerstört worden sein, als bislang angenommen worden ist. Nachdem das Entstehen des Christentums als eine der großen Weltreligionen bis heute schlecht verstanden wird, scheint mir der Ansatz von Atwill und Weber von großer Bedeutung zu sein. Deshalb darf man auch gespannt sein, welche Züge des Christentums der Autor in seinem nächsten Buch erhellen wird.

Literatur

- Atwill, Joseph (2008): *Das Messias Rätsel · Die Geheimsache Jesus*; Ullstein, Berlin
(engl. '2005: *Caesars Messiah · The roman conspiracy to invent Jesus*)
biblehub = <http://biblehub.com/commentaries/philippians/4-22.htm>
- Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar? 2000 Jahre Anbetung einer Kopie*;
Goldmann, München
- Fießinger, Herbert (2016): Joseph Atwill: Das Messias-Rätsel · Rezension; *Zeitensprünge* 28 (3) 292-306
- Illig, Heribert (2017): Daniel nach der Zeitenwende · Eine Interpretation; *Zeitensprünge* 29 (1) 82-88
- (1999): Katastrophen zu Zeiten des Menschen. W. Pitmann - W. Ryan - F. De Sarre
- D. Keys - F. Carotta. Eine Sammelrezension; *Zeitensprünge* 11 (4) 658-670
kathpedia = www.kathpedia.com (Freie katholische Enzyklopädie im Aufbau)
- Luther, Martin (1534): *Biblia/ das ist/ die gantze Heilige Schrifft Deutsch*. Mart. Luth.
Wittenberg [Erste vollständige Lutherbibel, Faksimile 1935, Foerster, Leipzig]
- Schlosser, H. D. (2007): *Die Jesus-Lüge: Wie die Figur Jesus Christus erfunden wurde*; Bohmeier, Leipzig
- Specht, Harald (2010): *Jesus? · Tatsachen und Erfindungen*; Engelsdorfer, Leipzig
- Stettler, Hanna (2014): *Heiligung bei Paulus · Ein Beitrag aus biblisch-theologischer Sicht*; Mohr Siebeck, Tübingen
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel
- Wilckens, Ulrich (?1971): *Das Neue Testament*, übersetzt und kommentiert von
Ulrich Wilckens; Furche / Benziger, Hamburg · Köln

Perikopen der Römischen Schreibstube

Fünf Beispiele von Roland Weber

Wer kennt die folgenden anrührenden Bibelstellen nicht? Und doch wird ihr wahrer Charakter nicht erkannt. Es wird nicht erkannt, dass der Leser durch die Römische Schreibstube in die Irre geführt wird. Bei wahren Christen, d.h. so wie sie sich in üblicher Weise verstehen, wären diese Perikopen (abgeschlossene Leseeinheiten für die Liturgie) sicherlich nicht in dieser Weise eingeführt worden. Christen verstehen die Mehrfachbezeugung als steigenden Wahrheitsbeweis; wer die Römische Schreibstube mit ihren Motiven erkannt hat, sieht jedoch gerade in den Abweichungen in diesen Perikopen ihre eigentliche Bedeutung. Die Merkwürdigkeiten fallen noch mehr ins Auge, wenn man über diese Stellen hinaus die Texte und Aussagen davor und dahinter einbezieht.

Dies sind selbstredend nicht die einzigen merkwürdigen Stellen in den Evangelien. Davon gibt es Hunderte. Es sind aber vielleicht die bekanntesten und die am gründlichsten missverstandenen.

Alter Wein, neuer Wein; alte Schläuche, neue Schläuche

Mk: 2,22: Auch füllt niemand neuen Wein in alte Schläuche. Sonst zerreißt der Wein die Schläuche, der Wein ist verloren, und die Schläuche sind unbrauchbar. Neuer Wein gehört in neue Schläuche.

Mt 9,17: Auch füllt man nicht neuen Wein in alte Schläuche. Sonst reißen die Schläuche, der Wein läuft aus, und die Schläuche sind unbrauchbar. Neuen Wein füllt man in neue Schläuche, dann bleibt beides erhalten.

Lk 5,37: Auch füllt niemand neuen Wein in alte Schläuche. Denn der neue Wein zerreißt die Schläuche; er läuft aus, und die Schläuche sind unbrauchbar. Neuen Wein muss man in neue Schläuche füllen. Und niemand, der alten Wein getrunken hat, will den neuen, denn er sagt: Der alte Wein ist besser.

Hier fällt Lukas aus der Rolle, indem er das Gleichnis zerredet. Und das im Anschluss an die Verkündung Jesu, dass er etwas Neues bringen wolle. In manchen Übersetzungen findet man auch, dass der „alte Wein bekömmlicher“ sei. Auch dies ist eine bedenkenswerte Variante. Jedenfalls kommt man bei einer theologischen Auslegung nicht umhin, die Worte Jesu bei Lukas dahin zu deuten, dass das Judentum doch die ‘bessere, bekömmlichere’ Religion sei. Dies ist somit reiner Zynismus gegen die ansonsten übermittelte Botschaft und ein Widerspruch zu den anderen. Um es noch einmal deutlich zu sagen: Josephus kam es überhaupt nicht darauf an, durch die Evangelien ein in sich

schlüssiges Konzept vorzulegen, sondern es kam ihm ausschließlich darauf an, Verwirrungen zu stiften. So wechselt der Jesus auch seine Rollen, einerseits z.B. als Mahner (böse Generation, Umkehr, Gericht Gottes, Ankunft des Menschensohnes), andererseits in der versteckten Rolle des Feldherrn Titus und des jüdischen Volksverführers und angemaßten Volksführers (Bräutigam, Sabbat-, Toten- und Familienmissachter).

Spott: Soll Jesus nicht gekommen sein, um zu „erfüllen“? Und was geschieht fortwährend? Er erfüllt zum Anschein und befüllt tatsächlich die Thora/ das Alte Testament. Die Verfasser rings um Josephus füllen ihren neuen Wein in den alten Schlauch. Und so besehen stimmt das auch.

Der helfende Samariter

Lk 10, 29: Der Gesetzeslehrer wollte seine Frage rechtfertigen und sagte zu Jesus: Und wer ist mein Nächster? Darauf antwortete ihm Jesus: Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und wurde von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder; dann gingen sie weg und ließen ihn halbtot liegen. Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab; er sah ihn und ging weiter. Auch ein Levit kam zu der Stelle; er sah ihn und ging weiter. Dann kam ein Mann aus Samarien, der auf der Reise war. Als er ihn sah, hatte er Mitleid, ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein Reittier, brachte ihn zu einer Herberge und sorgte für ihn. Am anderen Morgen holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme. Was meinst du: Wer von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde? Der Gesetzeslehrer antwortete: Der, der barmherzig an ihm gehandelt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle genauso!

Zu dieser Stelle ist vor allem erst einmal darauf hinzuweisen, dass dieses Juwel christlicher Selbstdarstellung nur von Lukas berichtet wird. So beiläufig, wie die Geschichte hier berichtet wird, ist sie auch in der Lehre, die Jesus gebracht haben sollte. Die Nächstenliebe war nichts Neues, wie man an dieser Stelle schon direkt aus dem Texte entnehmen kann. Sie war ihrerseits nichts originell Neues, sondern eben nur eine Ausschmückung aus den Zehn Geboten, wie dies schon in der Thora niedergeschrieben worden war. Aber dies ist nicht das eigentlich Verwunderliche. Auch nicht, dass man Gesetzeslehrer sein müsste, um die Pointe dieser Geschichte zu erkennen. Dieser Gesprächspartner ist aufgrund der im Ergebnis zwangsläufigen und banalen Schlussfolgerung nur die personale Verspottung der Gläubigen.

Soll dies ein Gleichnis sein oder ein realer Bericht? Selbst diese Frage wird von niemandem gestellt. Wenn Jesus von Jericho spricht, dann soll dies auf einen konkreten Vorfall hinweisen, bei einem Gleichnis wäre eine derartige Angabe überflüssig. Allerdings wird diese Episode nur als Gleichnis verstanden. Und das mag auch daran liegen, da man mit einem „Reittier“ tatsächlich einen Aspekt vor sich hat, der auf Allegorisches und Inhaltliches abzielt. Bei jeglicher realistischer Schilderung würde jeder Mensch Kamel, Pferd, Esel oder sonst etwas benennen, aber gewiss kein „Reittier“. Schon mit dieser Kleinigkeit erkennt der Hörer, dass er offensichtlich wieder nicht alles verstanden hat. So folgt er in seiner Geisteshaltung auch hier eher verwirrt und gläubig dem Berichteten. Merkwürdig ist in dieser Geschichte jedoch, dass die beiden vorbeigehenden ein Priester und ein Levit sein sollen. Auch das ist Spott. Leviten waren Priester und Priester Leviten. Ob immer oder überwiegend, mag hier auf sich beruhen. Aber als echte Alternativen kann man beide Gruppen eben nicht ansehen. Aber es ist ja noch viel schöner: Juden und Samariter waren zur damaligen Zeit verfeindet oder zumindest von starker Abneigung gegeneinander geprägt. Aus religiösen Gründen eben. Auch Jesus stellt Samariter und Heiden immer wieder auf eine Stufe. So wie das Gleichnis berichtet wird, soll es die Juden schlecht machen. Ein Samariter rettet jemanden – einen Juden wird man annehmen dürfen, um dem Gleichnis tatsächlich eine erhöhte Bedeutung zuzuweisen.

Der Wert dieses Gleichnisses hätte für gläubige Evangelien-schreiber jedoch umgekehrt eine viel überzeugender Wirkung gehabt: Ein Jude rettet einen überfallenen Samariter. Dann wäre es konsequent, die neue Lehre als eine noch herausgehobenere Ethik als die des Judentums zu betonen. Aber so ist es eben nicht. Man stelle sich dieses Gleichnis vor einem historischen Hintergrund so vor: Ein Amerikaner und ein Deutscher gehen an einem verletzten Araber vorbei. Lediglich ein Taliban hat Mitleid ... Wer in unserem Kulturkreis würde dieses Vorbild akzeptieren und aufgrund dieses Berichtes zur Nachahmung übernehmen wollen? Wer würde nicht sofort merken, dass hier die Taliban und damit die Feinde 'veredelt' werden? Dass der Jude Jesus mit seiner Geschichte ausgerechnet die Samaritaner direkt adelt, ist eine Ohrfeige, die nur ein Judenfeind so niedergeschrieben haben kann. Das Gleichnis hätte auch ohne alle seine Zuordnungen seinen Sinn behalten. Aber der Sinn steckt ja nach der Absicht der Schreibstube gerade in der Zuordnung. Dies gilt auch für andere Stellen, wie die mit einem dankbaren Samaritaner nach einer Heilung. Gleiches gilt immer wieder für Römer, als Gastgeber, Gottessöhnerkennner oder Richter. Das alles ist beste josephinische und römische Verunglimpfung der Juden als eines zu Aufruhr neigenden unterworfenen Volkes.

Spott: Ihr wollt das auserwählte Volk sein, aber steht nicht einmal auf der Stufe der anderen.

Jesus und Familie

Mk 6,3: Am Sabbat lehrte er in der Synagoge. Und die vielen Menschen, die ihm zuhörten, staunten und sagten: Woher hat er das alles? Was ist das für eine Weisheit, die ihm gegeben ist! Und was sind das für Wunder, die durch ihn geschehen! Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria und der Bruder von Jakobus, Joses, Judas und Simon? Leben nicht seine Schwestern hier unter uns? Und sie nahmen Anstoß an ihm und lehnten ihn ab. Da sagte Jesus zu ihnen: Nirgends hat ein Prophet so wenig Ansehen wie in seiner Heimat, bei seinen Verwandten und in seiner Familie. Und er konnte dort keine Wunder tun; nur einigen Kranken legte er die Hände auf und heilte sie. Und er wunderte sich über ihren Unglauben.

Mt 13,54: Jesus kam in seine Heimatstadt und lehrte die Menschen dort in der Synagoge. Da staunten sie alle und sagten: Woher hat er diese Weisheit und die Kraft, Wunder zu tun? Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns? Heißt nicht seine Mutter Maria, und sind nicht Jakobus, Josef, Simon und Judas seine Brüder? Leben nicht alle seine Schwestern unter uns? Woher hat er also alles? Und sie nahmen Anstoß an ihm und lehnten ihn ab. Da sagte Jesus zu ihnen: Nirgends hat ein Prophet so wenig Ansehen wie in seiner Heimat und in seiner Familie. Und wegen ihres Unglaubens hat er dort nur wenige Wunder.

Lk 4,21: Da begann er, ihnen darzulegen: Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt. Seine Rede fand bei allen Beifall: sie staunten darüber, wie begnadet er redete, und sagten: Ist das nicht der Sohn Josefs? Da entgegnete er ihnen: Sicher werdet ihr mir das Sprichwort vorhalten: Arzt, heile dich selbst! Wenn du in Kafarnaum so große Dinge getan hast, wie wir gehört haben, dann tu sie auch hier in deiner Heimat! Und er setzte hinzu: Amen, das sage ich euch: Kein Prophet wird in seiner Heimat anerkannt. ...

Bei Markus ist Jesus an dieser Stelle selbst ein Zimmermann und unehelicher Sohn. Bei Matthäus ist Jesus lediglich der Sohn eines Zimmermanns, aber ehelich. Bei Lukas ist Jesus nicht Zimmermann, aber legitimer Sohn Josefs. Auch wenn dies heute unerheblich scheint: Damals war es durchaus bedeutend, ob jemand ehelich war und ob er einen Beruf ausübte. Wenn beides nicht zutraf, dann wurde es immer kritisch. Es fällt bei Mt auch auf, dass ein rund 30-jähriger Sohn immer noch unter Hinweis auf den Beruf des Vaters benannt wird. Und das, obwohl dieser schon lange nach Jesu zwölftem Geburtstag im Dunkeln verschwunden ist. So fällt eben auf, wie sehr sich die Schreiber um eine Festlegung herumdrücken bzw. Verdächtigungen am Köcheln halten.

Einem mitdenkenden Leser wird aber vor allem auffallen, dass sich die Haltung der Zuhörerschaft logisch kaum erklären lässt. Den Spott über einen

wundertätigen Messias kann man bei Markus am deutlichsten herauslesen. Welche Weisheiten soll denn Jesus damals verbreitet haben? Bestimmt nicht, dass er der Sohn Gottes sei, wie es sich eigentlich angeboten hätte. Er nennt sich konsequent und Konflikte vermeidend nur Prophet. War er danach mit dieser Schilderung nur versucht ehrlich oder tiefstapelnd verlogen? Was soll an diesem Jesus den Status eines Propheten rechtfertigen? Er hat zwei Dinge prophezeit: Das Kommen des Reiches Gottes noch in dieser Generation, was sich jedoch nur mit der römischen Brille als Ansatz erklären lässt. Christlich kam nichts, allenfalls eine Kirche. Die zweite Prophezeiung galt dem Tempel. Allerdings besteht heute vollkommene Übereinstimmung unter allen Wissenschaftlern, dass diese Prophezeiung erst geschrieben wurde, nachdem der Tempel bereits im Jahr 70 zerstört worden war. Die richtigen Lottozahlen am Montag sozusagen.

Aber mit dieser Prophezeiung wucherte man jahrhundertlang durch die Geschichte, bis der Schwindel eben aufflog. Dass sich niemand zur damaligen Zeit als Messias ausgeben durfte, ohne eine sofortige Verfolgung durch die Römer zu riskieren, ist für jeden historisch einigermaßen Informierten eine Binsenweisheit. Aber nur so unpolitisch und verharmlosend konnte die Schreibstube überhaupt eine religiöse Geschichte über einen Messiasaspiranten zusammenspinnen. Kein Wort in diese Richtung mehr, ohne dass die ganze Geschichte vollkommen absurd hätte niedergeschrieben werden müssen. Nur mit einem Messiasgeheimnis und einem scheiternden jüdischen Heilsbringer konnte man sein Ziel zur geistigen Entwaffnung der Juden erreichen. Für eine Verbesserung der Welt reichte diese Botschaft weder nach 30 oder 70 Jahren noch zu irgendeinem Zeitpunkt in der nun rund 2000-jährigen Geschichte.

Spott: Die Familie hatte einen hohen Stellenwert und man fühlte sich stets auf eine besondere Weise verbunden. Loyalität war Glaubenspflicht. Aber wie soll man dann einen Menschen schätzen, den schon seine eigene Familie als „von Sinnen“ ansieht?

Die kranke Schwiegermutter

Mk 1,29: Sie verließen die Synagoge und gingen zusammen mit Jakobus und Johannes gleich in das Haus des Simon und Andreas. Die Schwiegermutter des Simon lag mit Fieber im Bett. Sie sprachen mit Jesus über sie, und er ging zu ihr, fasste sie an der Hand und richtete sie auf. Da wich das Fieber von ihr, und sie sorgte für sie.

Mt 8,14: Jesus ging in das Haus des Petrus und sah, dass dessen Schwiegermutter im Bett lag und Fieber hatte. Da berührte er ihre Hand, und das Fieber wich von ihr. Und sie stand auf und sorgte für ihn.

Lk 4,38: Jesus stand auf, verließ die Synagoge und ging in das Haus des Simon. Die Schwiegermutter des Simon hatte hohes Fieber, und sie baten ihn, ihr zu helfen. Er trat zu ihr hin, beugte sich über sie und befahl dem Fieber zu weichen. Da wich es von ihr, und sie stand sofort auf und sorgte für sie.

Bemerkenswert an dieser Episode ist vor allem, dass sie bei allen Synoptikern auftaucht. Das Ereignis an sich ist geradezu banal, wenn man es im Vergleich zu sonstigen Wundern sieht. Aber genau darin liegt die perfide Strategie dieser Geschichte. Die Abweichungen in der Darstellung lasse ich bewusst auf sich beruhen. Der Schwerpunkt ist die „Schwiegermutter“. Wie viele Historiker haben schon mit Genugtuung und theologischer Ausschweifung diesen Umstand zur Kenntnis genommen. Schließlich ist das Vorhandensein einer Schwiegermutter der Beweis für das Verheiratet-Sein eines Jüngers. Und das sollte in der Tat noch zu einer bedeutenden theologischen Auseinandersetzung führen. In der Absicht der Schreibstube lag es jedoch zur damaligen Zeit nur, die familiären Verhältnisse der Jünger bloßzulegen. Von einer Ehefrau wird nicht gesprochen und auch nicht, warum diese denn nicht die Bewirtung übernommen hat. Dies musste dann die aufgepöpelte Schwiegermutter übernehmen.

Die Schreibstube gibt hier einen Hinweis: Dass man die Texte kombinierend lesen muss. Und mit dem Stolz, von der Schwiegermutter auf eine Ehe geschlossen zu haben, lassen es dann auch heute die Gläubigen bewenden. Einige Übersetzer verwenden statt „sorgen“ auch „dienen“. Sie „diente ihm“ bzw. auch „ihnen“. Und da bekommt das Ganze eine noch viel perfidere Schlagseite. Als Stichwort begnüge ich mich hier mit dem bekannten Wort „Liebedienerin“. Diese Deutung mag ein Leser für sich strikt von sich weisen oder ausspinnen. Es geht ja gerade nicht darum, historisch Wahres zu berichten, sondern für die Gläubigen gilt es, eine Botschaft zu glauben, und für die Schreibstube gilt es, den vorhandenen Messias-Glauben in Misskredit zu bringen. Das ist alles. Auch an anderer Stelle wird davon gesprochen, dass Frauen ihnen mit ihre Habe dienten [Lk 8,3]. Viele Frauen waren um Jesus und die Jünger: Maria Magdalena, Susanna, Johanna und andere. Unter dem Kreuz taucht sogar noch eine Salome auf. Eine Salome macht auch im Thomasevangelium Jesus eine Szene, hinter dem man ohne weiteres auch einen sexuellen Konflikt vermuten kann. Neben den Marien kann man sich auch einmal über diese Salome Gedanken machen. Neben der Geschichte mit dem geköpften Johannes dem Täufer taucht somit drei Mal eine Frau dieses Namens auf. Zufall oder ein auf Josephus zurückgehendes Verwirrspiel?

Dass hier jedoch keine Ehefrauen oder gar Kinder erwähnt werden – und zwar bei keinem der Jünger – wird auf diese Weise gar nicht mehr wahrgenommen. Eigentlich wäre es hier ja Aufgabe der Ehefrau, nach Mt Jesus bzw.

nach Mk und Lk die Gäste zu bewirten, mag nun ihre Mutter krank sein oder nicht. Das gesamte Jünger-Dasein – und zwar aller Jünger – stellt einen schweren Verstoß gegen die familiären, und wenn man es ganz genau betrachtet, auch gegen die juden-göttlich auferlegten Verpflichtungen dar. Die Schwiegermutter ist in den Evangelien somit die einzige Verwandte, die den Skandal um das Nicht-Verheiratet-sein und die Kinderlosigkeit dieser Truppe überdeckt. Einzig die Familie Jesu wird als merkwürdige Rest-Familie ohne jeglichen Hinweis auf einen mit Kindern mehrfach gesegneten Vater Josef (egal, ob aus erster Ehe, zweiter Ehe oder verwandtschaftlich adoptierte Kinder), jedoch gerade zur Abwertung ihres Familienmitglieds, ins Feld geführt. Auf geschickte Weise gelingt es somit der Schreibstube, die Jünger eines Messias-Prätendenten (sinngemäß: Messias-Anwärters, -bewerbers, -kandidaten) als sozial isolierte Einzelgänger darzustellen, die allenfalls über ihre Sitze und Rangordnung im Himmel zu streiten vermögen.

Spott: Die Juden sind nicht einmal in der Lage Nachkommen zu zeugen. Dabei galt es als Schande und eine Strafe Gottes, wenn man als gläubiger Jude keine Nachkommen hatte.

Die begnadigte Ehebrecherin [Joh 8,53]

Neben der Geschichte mit dem helfenden Samariter ist dies wohl die bekannteste Geschichte, mit der uns ein verständiger Jesus nahe gebracht werden soll. Diese Geschichte finden wir allerdings nur im Johannes-Evangelium, bei dem ich schon mehrfach darauf hingewiesen habe, dass dessen Verfasser aufgrund seiner andersartigen Theologie eben nicht zur römischen Schreibstube und damit zu den Synoptikern gezählt werden darf. Doch diese anrührende Geschichte verdient gleichwohl, einmal in den Blick genommen zu werden.

Wie man in der Forschung inzwischen erkannt hat, gehört weder der Schluss des Johannes-Evangeliums [ab Kap. 21] noch diese Perikope [Joh 8,53] zum ursprünglichen Text dieses Evangeliums. Beide Stellen wurden erst später von einem unbekanntem Verfasser eingefügt. Dass man diese Perikopen auf Tradition zurückführt oder auf Schüler, beseitigt diese Misslichkeit in keiner Weise. Auf Johannes den Verhunzer der synoptischen Strategie bin ich an anderer Stelle eingegangen. Dieser Missachtung der synoptischen Vorlagen bleibt auch dieser Einfüger treu, in dem er Jesus gar zweimal etwas schreiben lässt. Von einem dermaßen gebildeten Jesus gingen die Synoptiker mit ihrer Schreibstube ganz bewusst gerade nicht aus.

Da der Text bei Christen jedoch heutzutage höchstes Ansehen genießt, lohnt sich gleichwohl eine Untersuchung, da die Botschaft durchaus nicht so glorreich ist, wie man ihr gerne unterstellt. Natürlich ist diese Botschaft dem Grunde nach genauso achtenswert, wie die vom Splitter im Auge des anderen

und dem Balken im eigenen. Ein bisschen Selbstkritik und Warnung vor Überheblichkeit dürfte nie verkehrt sein und war auch schon längst Gegenstand griechischer und anderer Philosophen. Auch als Atheist muss man nicht jeden Satz der Evangelien von vorneherein als unsinnig abtun. Man sollte nur die Zusammenhänge und Anleihen sehen. Bemerkenswert ist hier, dass Jesus nicht die Steinigung der Ehebrecherin als unangemessen und als barbarisch ablehnt, sondern lediglich auf die Sündenfrage eingeht. Wären die Steiniger weniger selbstkritisch gewesen, hätte sein Einwurf (!) nichts genutzt. Dann wären doch Steine geworfen worden. Dass die Steinigung nicht erfolgte, war somit allein dem schlechten Gewissen der Anwesenden zuzuschreiben. Aber ist es nicht in höchstem Maße kritikwürdig, überhaupt für einen Ehebruch die Todesstrafe vorzusehen? Hätte nicht gerade da ein Jesus belegen können, dass sich seine Ethik von der seiner Umwelt gravierend unterschied? Sie unterschied sich eben nicht. Und wo ist in diesem Zusammenhang der Mann, der als Ehebrecher ertappt wurde? Auch sein Fehlen wird nicht als kritikwürdig herausgestellt. Auch hier wird die Unterscheidung zwischen den Geschlechtern also in keiner Weise in Frage gestellt. Straffreiheit für den Mann, Todesstrafe für die Frau. Auch hier gibt ein Jesus nichts Neues vor. Das ist der ganz bewusst gewählte Sitz im Leben.

Aber was soll dieser Appell in Bezug auf die eigenen Sünden besagen? Damit wird jede Verhältnismäßigkeit aufgehoben. Die hier vertretene Ethik ist auch unter diesem Gesichtspunkt unethisch. Nicht schon das kleinste Vergehen macht einen Richter bzw. sich dazu Aufschwingenden unwürdig und befangen, sondern wohl nur, wenn seine eigenen Taten in gewissem Sinn mit der Tat eines Angeklagten bzw. einer Angeklagten, wie hier, vergleichbar wären. Und so bleibt auch hier nur das Fazit: Die jesuanische Ethik gehört zur überschätztesten Ethik, die je auf einen Propheten oder Philosophen zurück geführt wurde.

Und zudem: Diese später eingeschobene Perikope ist die einzige in allen vier Evangelien, in der Jesus einem anderen Menschen überhaupt hilft. Ansonsten besteht seine Hilfe allenfalls in Heilungen, bei denen aber nicht der Geheilte, sondern er als Messiasanwärter im Mittelpunkt steht oder in Gleichnissen, bei denen weder er noch ein anderer Mensch tatsächlich tätig wird. Aus Sicht der Römischen Schreibstube ist dies schlicht nur konsequent, will sie doch zeigen, dass kein Messias einem anderen Menschen oder gar den Menschen tatsächlich hilft. Auch darüber könnten diejenigen einmal nachdenken, die glauben, die Evangelien spiegelten eine höhere Ethik wider.

Noch etwas könnte hier in den Blick gelangen. Wie steht es dann um Maria, die Mutter Jesu? Auch dieser hätte man nach damaligem Verständnis einen Ehebruch vorwerfen können oder müssen. Schließlich soll sie mit Joseph verlobt gewesen sein. Auch dieses Versprechen war bindend und von

Bedeutung. Wer immer sie „überschattete“, machte sich eines Ehebruchs schuldig und hätte somit zwangsläufig ein hohes Risiko für die Frau provoziert. Von diesem Schicksal konnte sie nur ihr Verlobter verschonen, indem er die Vaterschaft auf sich nahm. Als literarisches Spiel, das eine römische Schreibstube aufgezogen hat, mag das alles angehen und zielführend gewesen sein, als reale Geschichte wird dies alles nicht nur ethisch höchst fragwürdig, sondern wäre für die Betroffene sogar ein lebensgefährlicher Vorgang geworden. Weder Josef noch eine Maria wurden vorab überhaupt gefragt, ob sie mit einer „Überschattung“ durch den heiligen Geist einverstanden wären. Es wurde ihnen, dazu auch noch in absichtlich unterschiedlichen Versionen, einmal Maria, einmal Josef, lediglich der anstehende Vollzug angekündigt.

Auch Johannes verstand sich merkwürdigerweise auf Spott: Zur Verhaftung Jesu lässt er eine Kohorte mit rund 600 bewaffneten Soldaten aufmarschieren, was des Nachts dann sicherlich unauffällig sein soll. Den Leichnam lässt er gar mit einem Pfund kostbarem Öl einbalsamieren. Dass aus Nazareth nichts Gutes kommen kann, vermeldet nur er so deutlich. Bei der Ehebrecherin dagegen erscheint nichts spotthaft – vermutlich auch schon deshalb, weil diese Episode gar nicht von ihm stammt.

Ein Nachwort zum Zeitpunkt der Niederschrift der Evangelien

Dass die Evangelien erst nach 70 geschrieben wurden, ist heutzutage gängige Forschungserkenntnis. Den zeitlichen Abstand zwischen der Kreuzigung Jesu und der Niederschrift der Evangelien erklärt man mit dem Warten auf die dann doch ausgebliebene Parusie (Wiedererscheinen Jesu). Diese Erklärung ist für einen denkenden Menschen jedoch nicht haltbar. Aus unterschiedlichen Stellen wird deutlich, dass es sich bei den Evangelien gerade um keine erinnerten und mündlich weitergegebenen Ereignisse gehandelt hat. Einerseits wird christlich argumentiert, dass es über 40 Jahre eine getreue mündliche Überlieferung gegeben habe, bevor die Ereignisse schriftlich festgehalten worden wären, andererseits ist klar erkennbar, dass nahezu sämtliche Ereignisse in anderer Reihenfolge, mit anderen Personen und in anderen Zusammenhängen berichtet werden. Dies lässt sich auf einfachste Weise in den stark von einander abweichenden Kapiteln dieser Werke ablesen. Dies alles passt nur zu einer nachträglichen und bewussten Komposition und nicht zur späteren schriftlichen Bezeugung des mündlich Überlieferten. Matthäus und Lukas hatten Markus als Vorlage und wichen doch immer wieder markant von diesem ab – und stiften genau dadurch eine gezielte Verwirrung. Das ist das Glaubensparadoxon: Erst die Verwirrung und das Einstellen des eigenen Denkens führen schließlich zum Glauben. Dazu passt dann nur eine abgestimmt verwirrende Komposition aller drei Werke. Es kam den Verfassern nicht auf Logik, sondern vor allem auf Verwirrung und Ausmalung an.

Dabei kann übrigens auch offenbleiben, ob das apokryphe Thomasevangelium eventuell *vor* den kanonischen Evangelien geschrieben worden war. Verdächtig ist zumindest, dass fast alle Sprüche und Allegorien einfach mit einem „Jesus spricht ..“ beginnen. Diese Worte könnte man auf einfache Weise vor einen älteren, von Gnosis und Kynismus gestalteten hellenistischen Text gesetzt haben. Dann muss man sich auch nicht wundern, dass dort nichts von Wundern Jesu, nichts von einer Geburt Jesu, nichts von seiner Passion und nichts von einer Auferstehung Jesu berichtet wird. Es sind nur mehr oder weniger einleuchtende und spirituelle oder aber auch nur verwirrende Weisheiten und Sprüche. Mit dieser Vorlage könnte eine Schreibstube ihre Geschichten aufgebauscht haben. Und erst viel später könnte dann ein christlich denkender Kopist sein „Jesus spricht ..“ vor diese Sprüche gesetzt haben. Damit wäre erklärt, wo die Schreibstube ihre Bausteine entnommen hat, und es wäre auch erklärt, warum das Thomasevangelium teilweise mit den synoptischen Evangelien übereinstimmt, aber nichts von der angebliche Historizität der kanonischen Evangelien enthält. Dass die Evangelien Anleihen beim Thomasevangelium genommen haben und nicht umgekehrt, hat Dimitri Speck in seinem Buch *Petrus erfand Jesus* sehr schlüssig dargelegt.

Ein Nachwort zum Machtträger Petrus und zum Verräter Judas

Mt 10,2: Die Namen der zwölf Apostel: an erster Stelle Simon, genannt Petrus, und sein Bruder Andreas ...

Abgesehen von vielen Unstimmigkeiten, die in diesen widersprüchlichen Namensauflistungen auftauchen: Simon soll also schon Petrus genannt worden sein, bevor ihn Jesus zum Felsen seiner Kirche erklärte. Man hätte es in jüdisch-galiläischer Umgebung und unter dem verhassten römischen Joch also bevorzugt, lateinische, d.h. römische Rufnamen zu verwenden und den Bruder zugleich mit einem hellenistischen Namen zu versehen? Wie glaubhaft ist das? Dieser war ja nicht der einzige, hellenistisch Benannte in einer erkonservativen jüdischen Erneuerungsbewegung. Auch erkennbar als Zeloten Benannte (Donnersöhne; Simon der Zelot) sollen schließlich die Gefolgschaft vervollständigt haben.

Ein geldgieriger Judas soll zunächst Gefolgsmann des Armutspredigers Jesus gewesen sein. Wie verwirrt müsste ein geldgieriger Halunke sein, der auf diese Weise zu Geld kommen will? So verwirrt kann man mit einigermaßen gesundem Verstand gar nicht denken. Judas ist eine Erfindung, und sein Motiv ist es auch. Das alles kann man nicht verstehen, nur glauben. Wer denken will und kann, der kommt zu ganz anderen Schlussfolgerungen. In römischem Interesse war diese Religion genau das, was man brauchen und ausbauen konnte.

Zum Begriff Evangelium

Manche Kleinigkeit sagt mehr als große Worte

Roland Weber

Es gibt Stellen in der Literatur und den Evangelien, die man erst richtig verstehen kann, wenn man der These einer Römischen Schreibstube folgt.

Hans-Josef Klauck befasst sich in dem christlich geprägten Buch [Graf/Wiegandt] mit der Entstehung, Verwendung und dem Verständnis des Begriffs „Evangelium“. Er bedeutet das Überbringen einer guten Nachricht, im militärischen Bereich vor allem bei einem Sieg. Als Beispiel wird die berühmte Siegesmeldung nach der Schlacht bei Marathon angeführt, in der der Bote nach der Überbringung tot zusammenbrach. Ein Text aus dem Jahr -9 lautet:

„„da schließlich für die Welt der Geburtstag des Gottes der Anfang der durch ihn verursachten Friedensbotschaften (Evangelien) war«, deshalb müssen wir ihn, so die Fortsetzung entsprechend ehren. Der Gott von dem hier geredet wird, ist niemand anders als Kaiser Augustus.

»Evangelien« – durchweg im Plural – beinhalten im Kaiserkult die Geburt des Thronfolgers, seinen Amtsantritt, seine Genesung von schwerer Krankheit wie bei Caligula, seine siegreiche Heimkehr von der Schlacht und überhaupt alle Wohltaten, mit denen er seine Untertanen beglückt. Jüdisch-hellenistische Autoren wie Philo von Alexandria und Flavius Josephus zeigen sich mit diesem Sprachgebrauch gut vertraut.

Wir wollen hier nun nicht in einen Kurzschluss verfallen und die frühchristliche Verwendung von »Evangelium« nahtlos aus dem Kaiserkult ableiten. Aber eine gewisse Nähe liegt unverkennbar vor, so dass man den Kaiserkult zumindest zu dem Rezeptionshorizont rechnen muss, vor dem sich die christliche Verkündigung mit ihrer eigenen Kontur abhebt. Es ist im übrigen gar nicht so leicht, herauszufinden, wo und wann genau das Hauptwort »Evangelium« in die christliche Tradition Eingang fand“ [Klauck, 60].

Der Leser wird erahnen, welche Worte mich erheiterten: Kaiserkult, Josephus und Kurzschluss. Spontan fiel mir ein: Die Leiche hat nichts mit dem Mord zu tun! Es fällt mir eben schwer, Josephus zu lesen und mich nicht von seinem Sarkasmus anstecken zu lassen.

Aber im Ernst: Halten wir fest, es gab schon vor der Zeitenwende oder vor Jesus angeblicher Geburt einen Gott-Kaiser-Status und auch den Begriff „Evangelium“.

Die „Gute Nachricht“ war offenbar zunächst eine Kurzbezeichnung für einen militärischen Sieg. Erst danach erfuhr der Begriff wohl eine Ausweitung – aber war immer noch mit dem Kaiserkult verbunden.

Wenn man Josephus auf einem literarischen Kreuzzug gegen verstockte Juden sieht, passt die kaiserliche Frohlockensbotschaft sehr gut. Dass er auch mit Philo, nicht zuletzt wohl über dessen Bekannte Berenike, die als Geliebte des Titus in Rom weilte, bekannt war, darf man annehmen.

Klauck wehrt sich natürlich dagegen und möchte an der Originalität eines Christentums und seiner Sprache nicht zu sehr rütteln. Von einer Schreibstube und damit von dem angesprochenen Josephus weiß er nichts. Aber dieser Josephus

- sprach und schrieb ganz gut griechisch,
- war selbst Anführer zunächst im jüdischen, dann im römischen Heer,
- wollte dem römischen Kaiserhaus mit seiner Schriftstellerei dienen.

Vor diesem Hintergrund sieht die Schlussfolgerung, dass diese Begriffseinführung im religiösen Bereich bei der Erschaffung des Christentums ganz und gar nicht mehr nach einem Zufall oder für einen Forschenden nach einem Kurzschluss aus. Nach *Wikipedia* soll dieser Begriff auch in der Septuaginta zu finden sein

„In der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, der Septuaginta, findet sich der Begriff *evangelion* mehrmals in Szenen, in denen einem König die Nachricht von einem militärischen Sieg überbracht wird. Im nachexilischen Judentum war mit Evangelium vor allem die vom Propheten Jesaja angesagte Heilsbotschaft gemeint (40,9-12)“ [wiki ↔ Evangelium (Buch)].

Zunächst einmal muss man feststellen, dass dieser Begriff in der griechischen Fassung der Tora auftaucht. Die Nachricht geht an einen König oder Herrscher. Dieser ist der Empfänger einer derartigen Botschaft. Und zum anderen muss man auch einmal den Inhalt dieser Stelle ansehen, um beurteilen zu können, ob seriöse Schreiber – nach der Niederlage der Juden wohlgernekt – sich auf diese Stelle hätten berufen wollen. Ich erlebte sogleich wieder einmal eine Überraschung. Zunächst lautet der Text gemäß „Bibleserver“:

„Zion, du Freudenbotin, steig auf einen hohen Berg; Jerusalem, du Freudenbotin, erhebe deine Stimme mit Macht; erhebe sie und fürchte dich nicht! Sage den Städten Judas: Siehe, da ist euer Gott; siehe, da ist Gott der HERR! Er kommt gewaltig, und sein Arm wird herrschen. Siehe, was er gewann, ist bei ihm, und was er sich erwarb, geht vor ihm her. Er wird seine Herde weiden wie ein Hirte. Er wird die Lämmer in seinen Arm sammeln und im Bausch seines Gewandes tragen und die Mutterschafe führen“ [Bibleserver ↔ Jesaja 40].

Eine andere Übersetzung lautet dann so:

„Auf einen hohen Berg steige hinauf, du Überbringerin guter Botschaft für Zion. Erhebe deine Stimme auch mit Macht, du Überbringerin guter Botschaft für Jerusalem. Erhebe [sie]. Fürchte dich nicht. Sprich zu den Städten Judas: »Hier ist euer Gott.« Siehe! Der Souveräne Herr Jehova selbst wird ja als ein Starker kommen, und sein Arm wird für ihn herrschen. Siehe! Seine Belohnung ist bei ihm, und der Lohn, den er zahlt, ist vor ihm. Wie ein Hirt wird er seine eigene Herde hüten. Mit seinem Arm wird er die Lämmer zusammenbringen; und in seinem Busen wird er [sie] tragen. Die Säugenden wird er [fürsorglich] geleiten“. [bibelbuecher → Jesaja 40]

Der Leser wird feststellen, dass beide Male das Wort Evangelium (Evangelion) gar nicht auftaucht. Zion bzw. Jehova jubelt. Entweder stand es noch nie anders da, oder man hat es jetzt 'hinaus-übersetzt'.

Erst in „*Die Gute Nachricht - die Bibel in heutigem Deutsch*“ werden wir an dieser Stelle fündig:

„Die Freudenbotschaft

Steig auf einen hohen Berg, rufe die Siegesnachricht aus, Jerusalem! Hab keine Angst; sag den Städten Judäas: »Euer Gott kommt!« Gott, der Herr, kommt als Sieger und zeigt seine Macht. Die Siegesbeute, sein Volk, das er befreit hat, zieht vor ihm her. Er führt sein Volk wie ein guter Hirt, der die Lämmer auf seinen Arm nimmt und an seiner Brust trägt und der die Mutterschafe behutsam leitet.“

Eines ist wichtig: Wie fragwürdig ohnehin all diese Prophezeiungen sind, sieht man schon, wenn man die Texte einmal im Zusammenhang und dann auch noch verschiedene Übersetzungen liest. Schauerhaft. Sie geben nicht nur inhaltlich nichts her, sondern werden mit Täuschungsabsicht gebraucht. Da unterscheiden sich Altes und Neues Testament nicht. Hier geht es um die Rückführung aus der Gefangenschaft. Mit einem Messias hat dies überhaupt nichts zu tun. Wie könnte ein seriöser, jüdisch sympathisierender Schreiber der Evangelien unmittelbar nach 70 auf die Idee kommen, die Kraft Gottes angesichts einer Hinrichtung verherrlichen zu wollen und darin eine „Frohe Botschaft“ sehen? Im Jahr 70 den Tod eines Jesu im Jahr 30 als Sieg feiern zu wollen, entspricht keinerlei historischen Tatsachen oder psychologischen Wahrscheinlichkeiten. Erst mit der Entwicklung der weiteren Theologie und nicht zuletzt viel später mit einem Paulus werden Tod und Auferweckung zu göttlichen Botschaften. Ein Evangelium ist im hellenistischen Bereich die Siegesbotschaft an den Herrscher/Kaiser von einem Sieg – aber nicht die Botschaft von irgendwem an irgendwelche Erlösungsbedürftige. Mit der römischen Brille: Der römische Kaiser konnte mit seinem Evangelium und seinen Evangelien durchaus zufrieden sein und wahrlich konnte Rom „frohlocken“.

Es dokumentiert den ideologischen Sieg nach dem militärischen. Ein Bezug zum Judentum kann man somit aus formalen, inhaltlichen und theologischen Gründen geradezu ausschließen. Damit bleiben nur griechische Wurzeln und Erklärungen. Das Evangelium oder die Evangelien haben nicht ihre Wurzeln in der jüdischen Sicht, sondern in der Sicht der Römer.

Mit der neuen Übersetzung knüpfen die Übersetzungen offenbar ohne Gefahrenbewusstsein an das römisch-hellenistische Verständnis einer Guten Botschaft, nämlich einer Siegesbotschaft an. Es wird an dieser Propheten-Stelle, die sich auf die Rückkehr aus der Gefangenschaft bezieht, zudem deutlich, dass hier von Gott als dem Herrn gesprochen wird und nicht von irgendjemand anderem.

Man mag aus herkömmlich theologischer Sicht nun selbstverständlich erklären, dass die gesamte Opferung seines Sohnes schließlich seine göttliche Großtat gewesen sei. Aber wie plausibel ist es denn wirklich, unmittelbar nach einer furchtbaren Niederlage und in der Vorstellung, Gottes auserwähltes Volk zu sein, eine Hinrichtung als „Frohe Botschaft“ verkünden zu wollen? Rein gar nichts hatte sich zwischen den Jahren 30 und 64, und erst recht nicht nach 70 für das jüdische Volk zum Besseren gewendet. Ganz im Gegenteil: Die frohe Botschaft konnte nur einem gelten: dem römischen Kaiser.

Im Hinblick auf den Kriegsausgang glaubt Klauck unter Bezugnahme auf Theißen [74]:

„Die Krise konnte aber auch das Bestreben hervorrufen, alles an Erb-
stücken zu retten, was noch zu retten war, und gleichzeitig einen Gegen-
entwurf zu schaffen zur Propagandatätigkeit des neuen, flavischen Kaiser-
hauses. Vespasian wird vom jüdischen Autor Flavius Josephus zu einer
nahezu messianischen Gestalt emporstilisiert, was nicht nur damit zu tun
hat, dass Vespasian der Patron und Josephus sein Klient war.“

Als angeführtes Zitat ist bei Theißen hierzu zu lesen:

„Wahrscheinlich ist das Markusevangelium ein Antievangelium zu diesem
politischen Evangelium. Es sagt: Nicht die Flavier haben die Welt ge-
rettet, sondern der gekreuzigte König der Juden, den Gott von den Toten
auferweckt hat.“

Müsste man nicht annehmen, dass diese Autoren es eben nicht besser wissen, müsste man dies als Krönung der Lächerlichkeit zurückweisen. Es wird einfach nicht erkannt oder man will es nicht wahrhaben, dass es Josephus nicht nur bei seiner Einschätzung beließ, sondern dass er dieser eine der größten literarischen Taten oder Untaten, wenn man es so sehen will, der Weltgeschichte folgen ließ. Von welchem Sieg wird da gesprochen? Wo hat der Gekreuzigte die Welt (!) gerettet? Hätte man die Juden gefragt: Was ist euch

lieber, der Sieg gegen Rom und ein unabhängiges Judäa bzw. Palästina oder die Hoffnung, dass sich aufgrund einer Kreuzigung erst im Jenseits etwas zum Guten wendet? Mit dem Beweis göttlicher Hilfe auf der Erde durch einen Sieg wären alle Tröstungen auf ein besseres Jenseits bereits hinfällig geworden! Was hätte ein Volk Gottes noch zu befürchten, wenn diesem mit göttlichem Beistand ein Sieg gelungen wäre? Mit einem Sieg hätte man dann tatsächlich ein Gottesreich errichten können. Aber so? Genau das war alles eben nicht so. Und genau dies veranlasste Josephus, in der Form tätig zu werden, die ich nun schon wiederholt ausgebreitet habe. Dass Vespasian selbst keine großen Gesten schätzte, erklärt, wieso dann Titus zur Hauptrolle gelangte.

Autor Klauk verweist darauf, dass Markus mehrfach nur den Begriff Evangelium als Substantiv verwende, aber nie als Verb „Evangelium verkünden / evangelisieren“. Bei Lukas sei es genau umgekehrt, er kennt mehrfach nur das Verb, aber verwendet nie das Substantiv. Auch das wieder nur Zufall – oder nicht doch eine verräterische Beziehung, bei der Lukas ‘verbal’ ablenken möchte?

Kein seriöser Schreiber hätte nach 70 ein Evangelium mehr schreiben wollen. Nichts hatte sich geändert. Nahezu alle waren gestorben, ohne dass sich das von Jesus angekündigte Gottesreich in irgendeiner Form gezeigt hätte. Genau das Gegenteil hatte sich gezeigt, in einem brutalen Krieg hatte Rom gesiegt, der Tempel war zerstört, die Menschen waren versklavt und nun erst recht unter der Knute Roms.

Mit diesem Schluss schließt sich nur der Kreis und stützt die These, dass Josephus und Co. die Evangelien dazu geschrieben haben. Sie haben den Begriff für ihre Botschaft eingeführt. Oder: Wie sollten einfache Schreiber oder Prediger auf diesen rein griechisch geprägten Begriff bei der Abfassung ihrer Evangelien gestoßen sein? Markus [1,1] beginnt sein Evangelium mit den Worten: „Anfang vom Evangelium von Jesus Christus, dem Sohn Gottes.“

Die Siegesbotschaft am Anfang alles Geschriebenen! Was Josephus hier meinte, ist für jeden greifbar. Aber was sollte die Siegesbotschaft für die Anhänger eines jüdischen Messiasprätendenten sein? Zu dieser Zeit rettet definitiv noch keine Theologie eines Paulus. Worauf sollten denn die Jünger in den nächsten Jahrzehnten stolz sein? Wo blieb denn das jüdische Gottesreich? Gerade, dass auch ein Paulus in der Apostelgeschichte diesen Begriff gebraucht, deutet zudem darauf hin, dass auch er innerhalb der Apostelgeschichte schon eine römische Erfindung ist. Und erst später verkündet er im Kampf mit der orthodoxen Richtung „sein Evangelium“. Ohne den Beweis eines Sieges ist eine Siegesbotschaft allenfalls Beschönigung oder aber auch schlichtweg nur eine Lüge. Wie viele Niederlagen wurden schon zur Beschönigung für die Nachwelt in Siege umgedeutet?

Der letzte Satz aus dem eingangs aufgeführten Zitat zur Erläuterung des Begriffes Evangelium sollte jeden, der sich auf die Suche nach Erklärungen macht, an das Ockham'sche Messer erinnern, was besagt: Die Wahrscheinlichkeit, dass die einfachste Erklärung die richtige ist, ist mit weitem Abstand die größte. Erst wenn einfache Erklärungen ausscheiden, ist es gestattet, zu komplexeren Hypothesen zu greifen. Die Evangelien ein Anti-Evangelium gegen die Flavier? Das kann man ernsthaft nur glauben, wenn man die Evangelien noch nie gelesen hätte. Wenn wir nicht wissen, wie das Wort Evangelium in den christlichen Wortschatz geraten sein könnte, dann sollte man sich die Entstehung, die Beteiligten und die Absichten noch einmal vor Augen führen.

Die einfachste Erklärung, wie dieses Wort in die Evangelien und das Christentum gekommen sein könnte, ist immer noch die, dass ihre Verfasser mit der griechischen Bedeutung vertraut waren und vermutlich hier schon ihren Sarkasmus zu erkennen geben.

Literatur

bibelbuecher = <https://www.jw.org/de/publikationen/bibel/bi12/bibelbuecher/>

bibleserver = <https://www.bibleserver.com/text/LUT/>

Klauck, Hans-Josef (2009): Ein Wort, das in die ganze Welt erschalle; in Graf, Friedrich Wilhelm / Wiegandt, Klaus (Hgg. 2009): *Die Anfänge des Christentums*; Fischer, Frankfurt a. M., 57 ff.

Theißen, Gerd (2007): *Die Entstehung des Neuen Testaments als literaturgeschichtliches Problem*; Winter, Heidelberg

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.www.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Daniel nach der Zeitenwende

Eine Umdatierung durch Heribert Illig

Im letzten Heft hat Herbert FIESSINGER [2016 = F.] die erstaunlichen Thesen von Joseph ATWILL [2008 = A.] vorgestellt, wonach die Evangelien und die Schriften des Josephus zeitgleich und sich wechselseitig ergänzend entstanden sind. Geschehen sei das im Auftrag der Flavier Titus und Vespasian, die aus einem militanten Messias, dessen Kommen noch erwartet wurde (und noch heute von Juden erwartet wird), einen bereits aufgetretenen, friedlichen Messias gestaltet wissen wollen, der diese Region mit einer neuen Religion befrieden kann, die den Menschen beibringt sich Rom unterzuordnen. „Das Wirken dieses friedfertigen Messias wurde von Josephus in die Jahre 30–33 rückdatiert“, und alle Evangelien wurden erst um das Jahr 79 geschrieben [F. 294, 300].

Ein Resultat dieses „intertextuellen Lesens“ [F. 296] ist der Umstand, dass dann Jesus nicht mehr den Untergang Jerusalems mit Hilfe einer Belagerungsmauer prophezeien muss [Lk 19,41-44; F. 299], sondern dass es um bereits vergangene Realität geht.

„Josephus parallelisiert die Zeitabläufe im *Jüdischen Krieg* und den Evangelien und lässt damit das Alte Testament (scheinbar) in Erfüllung gehen, was aber mit Sicherheit bedeuten würde, dass die Zeitangaben im *Jüdischen Krieg* Fiktion sind. Nicht nur die Zeitpunkte sind konstruiert, auch die Geschehnisse“ [F. 302].

„Wenn wir davon ausgehen müssen, dass alle Datierungen bei Josephus unglaublich sind, verlieren wir unser gesamtes chronologisches Verständnis des ersten Jahrhunderts. [...] Die Datierung wurde erfunden, um das Christentum zu untermauern [...] die Wahrheit ist dann unübersehbar“ [A. 347]“ [F. 303].

Es gäbe hier aber einen dritten Weg. So wie die Evangelien ihren Jesus Geschehenes als Zukünftiges vorhersagen lassen, so könnte auch das AT Vergangenes in die Zukunft extrapolieren. Dazu müssten die betreffenden Bücher umdatiert werden. Es geht im Kern nur um das Buch Daniel [A. 341; F. 302], denn die auf derselben Seite zweimal erwähnten 40 Jahre stehen im AT immer für einen besonderen Zeitabschnitt (40 Tage Sintflut, Moses 40 Tage auf dem Sinai, Elija 40 Tage am Horeb, 40 Jahre Exodus, im NT dann Jesus 40 Tage in der Wüste). Ansonsten geht es um zwei Aussagen bei Daniel:

- 70 Jahre von Jesu Geburt bis zur Zerstörung Jerusalems. Dies wegen Daniel 9 (Vorhersage von 70 Jahren Verwüstung).
- Genau 7 Jahre als Dauer des Krieges. Dies ist dem Propheten Daniel geschuldet, der von einem 7-jährigen Krieg spricht, in dessen Mitte, also

dreieinhalb Jahre nach Beginn des Krieges, „das »tägliche Opfer« unterbrochen werden wird“ [F. 302, bezogen auf A. 341].

Was enthält das Buch Daniel Einschlägiges?

Das Buch Daniel

Seine ersten Kapitel sind eigentlich nur eine Reprise oder ein gesteigertes 'Remake' der Josephsgeschichte. So wie Josef im Gefängnis den Grundstock für seine Traumdeutereien beim Pharaon legt [Gen 39-41], so qualifiziert sich Daniel als Verschleppter bei Nebukadnezar [Dan 1]. Die Steigerung liegt darin, dass der babylonische König seinen Traum nicht einmal erzählt, sondern von den Traumdeutern erwartet, dass sie ihn bereits kennen und interpretieren können [Dan 2,5]. Hier müssen seine Spezialisten passen; Daniel kennt natürlich den Traum; seine Deutung überzeugt den König und er bekennt: „Es ist wahr: Euer Gott ist der Gott der Götter“ [Dan 2,47] – um diese Einsicht sofort wieder zu vergessen. Dem entspricht bei Moses und den zehn Plagen Ägyptens die Einsicht des Pharaos nach jeder Plage; aber Jehovah selbst verstockt ihn anschließend, auf dass die nächste furchtbare Plage über Ägypten hereinbrechen kann [Illig 2013, 557 f.].

Der verstockte Nebukadnezar lässt Daniel bei nächster Gelegenheit in den Feuerofen werfen; bei Josef waren es noch seine Brüder, die ihn in die (leere) Zisterne warfen [Gen 37,23 f.]; in beiden Fällen gereichte es dem Betroffenen zum Vorteil. Wieder achtete der König den israelitischen Gott [Dan 3,96], ebenso nach der nächsten Traumdeutung [Dan 4,34], um dennoch verstockt zu bleiben. Doch nach der berühmt-berüchtigten Zeichendeutung – „mene mene tekel u-parsin“ wird König Belschazzar – David wird fast idiomatisch Belschazzar genannt und damit dem König gleichgestellt [Dan 4,16] – ermordet. Danach kommt Darius an die Macht und wirft den unbeugsamen David in die Löwengrube, der er lebend und unverletzt entkommt. Erneutes da capo: Darius bekennt: Der Gott Daniels „ist der lebendige Gott“ [Dan 6] – ohne diesen geistigen Zugewinn behalten zu können.

Rückblende

Das Buch Daniel zeichnet sich nicht nur durch apokalyptische Aussagen aus, sondern zunächst durch den Umstand, in gleich drei Sprachen abgefasst worden zu sein.

„Die Abfassung des Buches in seiner heutigen Gestalt fällt in die Makkabäerzeit. Jedoch ist eine längere Entstehungszeit des Buches anzunehmen [...] Dafür spricht der Umstand, daß Teile des Buches in Hebräisch (1,1 bis 2,4a; 8-12), andere in Aramäisch (2,4b - 7,28) und wieder andere in Griechisch (3,26-90; Kap. 13 und 14) abgefaßt wurden“ [Einheitsübersetzung, 1002].

Obendrein wurden die letzten beiden Kapitel [Dan 13; 14] erst in der lateinischen Bibel mit dem Buch verbunden. Die griechischen Anhänge mit den recht simplen Geschichten von Susanna im Bad, den Priestern des Bel und dem naiven Drachentöten mit Talg- und Pechkuchen werden allerdings Zweifler, die bis dahin nicht bekehrt sind, auch nicht mehr bekehren. Auch die sehr späte Anfügung an das Buch ist auffällig.

In früheren Zeiten wurde die Abfassung des Buches Daniel im -6. Jh. gesehen, weil es sich selbst chronologisch hier einordnet, doch es „gibt lediglich vor, eine während der Babylonischen Gefangenschaft entstandene Offenbarung zu sein“ [wiki ↔ Buch Daniel]. Dafür spricht z.B. auch, dass die psychischen Krankheitsmerkmale Nebukadnezars [Dan 4,28-30] für die Archäologen zu Nabonid und seinem Gebet gehören.

„Sie sollten offenbar den Großteil von Daniels Visionen als Prophezeiungen darstellen, um auch die Glaubwürdigkeit der übrigen Vorhersagen zu erhöhen, seien aber Vaticinia ex eventu. Demnach bezögen sich im Buch beschriebene Details in Wahrheit auf Ereignisse der Makkabäerzeit, als die Herrschaft der Seleukiden bzw. einer von diesen unterstützten jüdischen Gruppierung auf wachsenden Widerstand traf. [...]

Für diese Spätdatierung in den Hellenismus spricht auch, dass das Buch im Judentum sehr lange umstritten blieb und nicht zu den »Propheten« (Neviim), sondern zu den späteren und theologisch weniger bedeutenden »Schriften« (Ketuvim) gezählt wurde“ [wiki ↔ Buch Daniel].

„Die Geschichte, ihr Verlauf und ihr bevorstehendes Ende, ist das eigentliche Thema der apokalyptischen Literatur. [...] Das rabbinische Judentum wie auch die christliche Großkirche lehnten später jedoch die Apokalyptik ab, so dass einzig das Danielbuch als kanonische Apokalypse erhalten ist“ [portal].

„Auch die Vorhersagen des Buches Daniel gelten im wissenschaftlichen Konsens als vaticinia ex eventu“ [wiki ↔ Vaticinia ex eventu].

Mit diesem theologischen Fachausdruck ist die „Weissagung vom Ereignis her“ bezeichnet, die eines nicht ist: eine Weissagung.

Antizipatives

Im vorliegenden Aufsatz wird die Meinung vertreten, dass bei Daniel mehr antizipiert wird als nur die Makkabäerzeit. Bei dieser zeitlichen Einordnung gibt es aus wissenschaftlicher Sicht Einverständnis mit Daniel [8], denn die Vision wird im hebräischen Text selbst zum Teil erklärt:

- Widder mit zwei Hörnern [Dan 8,3] = König von Medien und Persien [Dan 8,20];
- Ziegenbock mit einem großen Horn, der den Widder niedermacht [Dan 8,7] = König von Javan, der erste König [Dan 8,21]; de facto Alexander d. Gr.;

- das Horn des Ziegenbocks bricht ab und wird durch vier Hörner ersetzt [Dan 8,8] = vier Reiche, die nicht so stark sind wie der Ziegenbock [Dan 8,22]; tatsächlich die Diadochenreiche von Kassandros (ungefähr Griechenland), Lysimachos (Thrakien und westlichen Kleinasien), Seleukos (östliches Kleinasien bis zum Indus, inklusive Jerusalem) und Ptolemaios (Ägypten bis Assuan, Tyros, Zypern, Kilikien).
- Darauf bildet sich ein anfangs kleines, dann gewaltiges Horn nach Süden und Osten, bis zum Sternenheer reichend, das tägliche Opfer verbietend und das Heiligtum verwüstend [Dan 8,9]. Es besteht 2.300 Abende und Morgen (= keine 7 Jahre). Danach erhält das Heiligtum wieder sein Recht [Dan 8,10-14] oder die 2.300 Tage beziehen sich auf eine ferne Zeit [Dan 8,26]. Tatsächlich verkörpert der große Hornträger das römische Reich mit seinen Gräueln gegen Jerusalem im Jahr +70.

Dem geht auf Aramäisch eine andere Version voraus [Dan 7]. Vier Tiere steigen aus dem Meer [Dan 7,4-7]; ihre Deutung erschließt sich aus der Beschreibung des vierten Tieres.

- Löwenähnlich, das erste von vier Königen, hier als Königreich gedeutet und damit als das der Meder;
- Bärenähnlich = das Königreich der Perser;
- Pantherähnlich = Seleukiden;
- ein furchtbares Tier mit eisernen Zähnen und bronzenen Klauen, völlig von den anderen Tieren verschieden. Es hatte 10 Hörner, dazwischen wächst ein kleineres Horn, das drei der früheren Hölzer ausreißt.
„Ein viertes Reich wird sich auf der Erde erheben, ganz anders als alle anderen Reiche. Es wird die ganze Erde verschlingen, sie zertreten und zermalmen. Die zehn Hörner bedeuten: In jenem Reich werden zehn Könige regieren; doch nach ihnen kommt ein anderer. Dieser ist ganz anders als die früheren. Er stürzt drei Könige, er lästert über den Höchsten und unterdrückt die Heiligen des Höchsten. Die Festzeiten und das Gesetz will er ändern“ [Dan 7,23-25].

Das erinnert wiederum sehr stark an das römische Reich mit seinen zehn Principes Cäsar – für Nicht Römer der erste Alleinherrscher, dessen Namen die hier Genannten alle übernommen haben –, Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasian (und Titus). Im Jahr 69 wendet sich 1. Galba gegen Nero, 2. Otho gegen Galba, 3. Vitellius gegen Otho und Galba. Noch im selben Jahr 69 wird Vitellius von Vespasian besiegt; der regiert als „Imperator Caesar Vespasianus Augustus“ zehn Jahre lang [vgl. wiki ⇨ Liste der römischen Kaiser der Antike]. Unter ihm zerstört sein Sohn Titus Jerusalem mit seinem Tempel und macht den Tempeldienst mit seinen Opfern unmöglich. In der Vision kommt nach den Tieren

„einer wie ein Menschensohn [...] Ihm wurden Herrschaft, Würde und Königtum gegeben. Alle Völker, Nationen und Sprachen müssen ihm dienen. Seine Herrschaft ist eine ewige, unvergängliche Herrschaft. Sein Reich geht niemals unter“ [Dan 7,13-14].

(Zur Benennung „Menschensohn“ [Weber, 235 f.].) Ganz offensichtlich geht hier die reale Sicht nach dem hier von mir erschlossenen Vespasian in eine echte und folglich vage Zukunftsvision über, die den Flaviern wie dem auferstandenen Christus ewige Herrschaft verspricht, aber nicht von ihrer Erfüllung spricht. Demnach lässt sich dieser Teil des Buches Daniel unter den Flaviern Vespasian und Titus ansetzen – und gehört dann gemäß Atwill und Roland Weber [2016] zu der römischen Schreibstube des Josephus Flavius. Die Prophezeiung geht aber bezüglich Vespasian noch weiter [Dan. 7,23- 27]:

„Ihm werden die Heiligen für eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit ausgeliefert. Dann aber wird Gericht gehalten. Jenem König wird seine Macht genommen; er wird endgültig ausgelilgt und vernichtet. Die Herrschaft und Macht und die Herrlichkeit aller Reiche unter dem ganzen Himmel werden dem Volk der Heiligen des Höchsten gegeben.“

Wegen dieser judenfreundlichen Passage dürfte das visionäre Kapitel in der Bibel stehen. Über die dreieinhalb Zeiten ist viel gerätselt worden; sie haben sich aber bislang so wenig erfüllt wie eine jüdische Weltherrschaft. Im Gegenteil wird Gott angefleht:

„Herr, wende jetzt deinen grimmigen Zorn von deiner Stadt Jerusalem und von deinem heiligen Berg ab [...] Herr, laß auch um deiner selbst willen dein Angesicht über deinem Heiligtum leuchten, das verwüstet daliegt“ [Dan, 9,16 f.].

Auch in diesem Fall unterstelle ich ein „vaticinium ex eventu“. Es folgt eine neuerliche Vision für die armen Juden, die wie so oft gefrevelt und gesündigt haben und ihre Schuld sühnen müssen [Dan, 9,24]. Allerdings beginnt sie – siehe unten – bei der Rückführung des Volks und dem Wiederaufbau Jerusalems, also weit in der Vergangenheit. Irgendwann danach wird ein Gesalbter umgebracht; ein fremder Fürst bringt Krieg und Verwüstung, bis er

„den Schlachtopfern und Speiseopfern ein Ende [setzt]. Oben auf dem Heiligtum wird ein unheilvoller Greuel stehen, bis das Verderben, das beschlossen ist, über den Verwüster kommt“ [Dan, 9,27].

Damit wären wir erneut bei Vespasian und Titus, die Jerusalem aufs Grausamste zerstören und mit der Tempelzerstörung auch den Opferbetrieb beenden.

Atwill hat (s. o.) anders argumentiert. Er nimmt Daniels Zahl der 70 Jahre der Verwüstung von Jerusalem [Dan 9,2] und rechnet von +70, von Titus' Eroberung der Stadt zurück und erhält so das Jahr für Christi Geburt. Diese Zeit-

dauer kann er auch noch mit glatten, bibelbekannten 40 Jahren bekräftigen, die von +73 (Masada) zurück zu Jesu Tod (+33) führen. Leider ergibt das trotz mathematischer Plausibilität keinen Sinn, da in diesem Fall Jerusalem im Jahr +1 oder -1 zerstört worden sein müsste und bis +70 verwüstet geblieben wäre. Das würde inhaltlich allenfalls für +70 bis +135 (Verwüstung im zweiten Bar Kochba-Aufstand) stimmen, aber nicht arithmetisch. Atwills Fortsetzer Weber [62] spricht korrekterweise davon, dass von +70 bzw. +73 genau 40 Jahre zurückgerechnet worden ist.

Wir haben bei Daniel [9,24-26] weitere Angaben. 7 Wochen dauert es ab einer Zeit vor der Rückkehr aus dem Exil (-538) bis zum Wiederaufbau Jerusalems und zur Ankunft eines Gesalbten, dann folgen 62 Wochen weiterer Aufbau, bis ein Gesalbter umgebracht wird. Damals dringt ein Fürst für 1 Woche ein: „In der Mitte dieser Woche setzt er den Schlachtopfern und Speiseopfern ein Ende“ [Dan 9,27]. Darauf bezieht sich auch Atwill [343 f.], indem er die Tage der Wochen als Jahre interpretiert und das Jahr +70 in die Mitte der 7 Jahre legt. Er ist klug genug, sich nicht auf die 70 Wochen- bzw. 490 Jahres-Rechnung einzulassen. Jehovas Zeugen machen das und rechnen von -455 bis +29 [zeugen], aber diese Rechnung kann erst deutlich *nach* Ende des Exils von -538 beginnen, um exakt zum Erscheinen des Herrn im Jahr +29 zu kommen (und zur Kreuzigung in der Mitte der Woche, also +33). Sie ist also wertlos.

Nun zu den letzten Offenbarungen an Daniel im hebräisch geschriebenen 11. Kapitel. Hier steht die Sequenz von den drei persischen Königen ab Darius, die uns vor langer Zeit beschäftigt hat. Damals fiel auf, dass die Bibel nach Darius I. nur Xerxes I., Artaxerxes I. und Darius II. (in Personalunion mit Darius III.) kennt [Illig 1993, 52 f.]. Später ist daraus ein Argument für eine mögliche Kürzung der hellenistischen Zeit geworden [Illig 1995, 282].

Dieser Darius unterliegt gegen den König von Jawan, dessen Reich dann in vier Teile zerfällt. Wir sind also erneut bei Alexander und den Epigonen. Ab da werden verwirrende Kampfhandlungen zwischen dem König des Südens (wohl Ägypten) und dem König des Nordens geschildert. Man mag in dem wirren Getümmel einmal Kleopatra und ihren Sohn Caesarion erkennen [Dan, 11,6], auch Titus, der einen Wall gegen Masada aufschütten lässt und so diese starke Stadt erobert [Dan, 11,15]. Doch die wirre Aneinanderreihung wirkt eher wie eine Demonstration von Versatzstücken, hinter denen sich die eigentliche, selten vorhersagbare Zukunft verbirgt.

„Du Daniel, halte diese Worte geheim, und versiegle das Buch bis zur Zeit des Endes! Viele werden nachforschen, und die Erkenntnis wird groß sein“ [Dan, 12,4].

Es muss keine große Erkenntnis sein, dass ein Teil des Alten Testaments, also Teile des Buches Daniel erst nach +70 geschrieben worden sind. In dieser

Zeitschrift sind schon ähnliche Überlegungen angestellt worden. So sah Karl Günther [2003] im Verein mit anderen Gelehrten die Tora in der Makkabäerzeit entstehen; er ließ dabei offen, ob sie nicht sogar erst zur Zeitenwende entstanden ist [ebd. 44]. Später [2012] hat er dafür argumentiert, dass das rabbinische Judentum erst als Antwort auf das entstehende Christentum formuliert worden ist.

Literatur

Atwill, Joseph (2008): *Das Messias-Rätsel · Die Geheimsache Jesus*; Allegria, Berlin (2005)

Einheitsübersetzung = (1996): *Die Bibel · Altes und Neues Testament · Einheitsübersetzung*; Herder, Freiburg · Basel · Wien

Fießinger, Herbert (2016): Joseph Atwill: *Das Messias-Rätsel* · Buchrezension; *Zeitensprünge* 28 (3) 292-306

Günther, Karl (2012): Christentum und Judentum – wer hat wen beeinflusst? *Zeitensprünge* 24 (3) 582-611

- (2003): Wann ist die Bibel entstanden? Zusammenfassung bisheriger und neuer Überlegungen; *Zeitensprünge* 15 (1) 30-45

Illig, Heribert (2013): Satan oder Lucifer · Eine grundsätzliche Velikovsky-Kritik; *Zeitensprünge* 25 (3) 539-561

- (1995): Rom bis Athen – was bleibt bestehen? *Zeitensprünge* 7 (3) 269-287

- (1993): Juda und seine persischen Könige; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (1) 52-54

portal = *Bibelwissenschaft.de* (evangelisch) ↔ Apokalyptik;

<http://www.bibelwissenschaft.de/bibelkunde/themenkapitel-at/apokalyptik/>

Weber, Roland (2016): *Denken statt Glauben · Wie das Christentum wirklich entstanden ist · Eine Spurensuche in den biblischen Texten und der christentumskritischen Literatur*; Books on Demand, Norderstedt

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel zeugen = Jehovas Zeugen · Anhang · *Wie in der Prophezeiung Daniels das Kommen des Messias vorausgesagt wird*; <https://www.jw.org/de/publikationen/buecher/was-lehrt-bibel-wirklich/daniels-prophezeiung-erscheinen-des-messias/>

Umriss der antiken Goldgewinnung

Eine Skizze von Heribert Illig

Trump-Tower: 200 m hoch, bronzefarben, goldähnlich. Die Lobby ist goldfarben, vielleicht auch ganz in Gold gefasst. In den Wohnräumen des Präsidenten schimmert in üppigen Mengen Gold, *pures Gold*. Im Oval Office des Weißen Hauses hängen nun goldfarbene Vorhänge. Und der Präsident selbst glänzt mit (fast) goldenem Haar.

80 Jahre früher: der protz- und prunksüchtige Hermann Göring mit zahllosen Titeln, von Reichsluftfahrtminister bis Reichsjägermeister. Der Flüsterwitz im Dritten Reich beschreibt seine Uniform als: *schlichtgold*, mit grauen Aufschlägen.

+1. Jh.: Nero gönnt sich halb Rom als Wohnsitz. Im Atrium stand ihm zu Ehren eine 35 m hohe bronzene Kolossalstatue, vermutlich goldglänzend.

„Einige Teile des Hauses waren *vollständig vergoldet* und mit Gemmen und Muscheln geschmückt. In den Speisesälen gab es bewegliche Decken aus Elfenbein, durch die Blumen herabgeworfen und Parfüm versprengt werden konnte. Der wichtigste von ihnen war kreisrund und bewegte sich bei Tag und bei Nacht ständig, wie die Erde.“ [Sueton, *Nero*, 31; Hvhg. III].

Solches schreibt Sueton in seiner Nero-Biographie über die „Domus aurea“, die riesige Anlage mit einem See, auf dessen Grundfläche später das Kolosseum errichtet worden ist. Es erhielt seinen Namen nicht wegen der eigenen Größe, sondern wegen der Größe von Neros Kolossalstatue. Wir orientieren uns hingegen an dem Namen „*Goldenes Haus*“. Dafür wurde unterschiedlicher Marmor aus dem ganzen Reich herangebracht, ob aus Kleinasien oder Nordafrika. Woher aber kam das Gold?

Das scheint nicht viele zu interessieren. Wenn etwas über das Wirtschaften im römischen Reich geschrieben wird – „Goldne Zeiten führt'ich ein“ [Buchtitel Hankel] –, dann geht es darum, dass Roms Geldwirtschaft von Caesar „auf die neue Goldgrundlage des Aureus gestellt wird“ [Hankel, 224], dass „viel hereinkommt: unermeßliche Summen gemünzten Geldes, unglaubliche Mengen münzfähiger Metalle: Gold, Silber, Kupfer“ [ebd. 146]. Der Aureus wird dann von Augustus mit einem Goldgewicht von 8,19 g genormt; bis Caracalla (217) fiel der Goldgehalt um 96 %; dann kreierte Konstantin I. den Solidus mit 4,55 g [Friedrich, 31-35].

Aber von wo kam all das Gold her? Hier gibt eine gründliche Studie zur römischen Wirtschaft von Hans-Joachim Drexhage, Heinrich Konen und Kai Ruffing [2002, 46 f.] Auskunft auf sehr knappen 15 Zeilen. Demnach wurde die

Ausbeutung der nordspanischen Goldminen gleich nach der Eroberung wegen des großen Finanzbedarfs begonnen. Dem umgekehrten, ergiebigeren Gedanken bin ich bei drei anderen Autoren – Otto Förster, Gerhard Nägele und Gernot Spielvogel [1997 = FNS] – begegnet: Ihrer Meinung nach haben die Römer gezielt die Länder mit reichen Mineralvorkommen, insbesondere Gold erobert; das waren in Europa meist keltische Gebiete. Ausgehend von regionalen Gegebenheiten an einem Nebenfluss der Isar prüften sie ihre These in vielen Ländern.

Die Römer eroberten kurz vor Cäsar Nordspanien, unter Cäsar dann Gallien, unter Augustus Ägypten, unter den Söhnen des Augustus die Hohen-tauern, danach England und Wales, schließlich Dakien. Wir kennen aus der Antike keinen Ausbruch von Goldrausch, wie ihn das 19. Jh. in Kalifornien oder Alaska oder das beginnende 16. Jh. in der Neuen Welt erlebt hat, als die Spanier brutal die Goldschätze Meso- und Südamerikas an sich rissen. Das könnte daran liegen, dass gerade die Goldbergwerke rasch der staatlichen Hand zufielen. Aber die römischen Prospektionen und Schürfarbeiten beweisen, dass nicht Nero allein, sondern trotz des luxusfeindlichen älteren Cato die führende Schicht genauso im Gold schwelgte wie frühere und spätere Zeiten.

Ägypten

Seit dem Grab des Tutanchamun können wir erahnen, wie viel Gold die Pharaonen für ihre Götter und für ihren eigenen Ruhm verarbeiten ließen. Allein „der innerste Goldsarkophag hat ein Massivgewicht von über 330 kg“ [Seipel, 19] oder besser „110,4 kg“ [Bongioanni/Croce, 334]. Die weltberühmte Goldmaske Tutanchamuns wiegt 11 kg, viele andere Gegenstände seiner Grabausstattung sind aus gediegenem Gold oder mit Blattgold belegt. Für Sethos I. ist das „Fleisch der Götter“ jede Expedition in die abgelegensten Wüsten wert; andere Völker spürten die Ambivalenz, wenn etwa der Altbabylonier vom „Kot der Götter“, der Azteke vom „Götterdreck“ sprach [Weber, 11].

„Die wichtigsten Goldvorkommen lagen jedenfalls in der Ostwüste zwischen Nil und Rotem Meer sowie – seit den Eroberungszügen des Mittleren Reiches – in der Nubischen Wüste östlich von Wadi Halfa bis weit in den Süden hinunter bis zum 3. Katarakt. Insgesamt sind heute 80 ägyptische und über 50 nubische Minen bekannt, ohne daß freilich eine genaue chronologische Zuordnung der jeweiligen Abbautätigkeit möglich wäre, die zum Teil nicht nur die pharaonische, sondern auch die ptolemäische und römische Zeit umfaßte“ [Seipel, 13].

Die ptolemäischen Goldbestände vereinnahmte Rom ab dem Jahr -31; mit dem Ende kultischer Verehrung von Lokalgottheiten fielen auch deren Tempelschätze an die römischen Besatzer.

Vorwegzunehmen ist, dass die Etrusker als Vorgänger der Römer ihr Gold von den Karthagern bezogen, die wohl aus ägyptisch-nubischen Quellen versorgt worden sind [Huss, 23].

Kolchis (Georgien) und Griechenland

Den Vergleich mit ägyptischen und nubischen Goldgruben muss jede europäische Fundstätte scheuen. Hier gab es häufig nur Flussgold (Seifengold), das nicht in großen Nuggets, sondern als Goldflitter aufgefangen wird. Jason erreicht mit seiner Argo die Kolchis und forderte in diesem laut Herodot hintersten Winkel Europas das Goldene Vlies zum Goldwaschen im Phasis.

In Georgien ist auch das älteste Goldbergwerk der Welt entdeckt worden; es stammt aus der frühen Bronzezeit, um -3000: 50 km südwestlich von Tiflis (Tbilissi) fand sich im Berg von Sakdrissi ein Stollensystem, das bis zu 25 m unter Tage führt. Welche Mühen hat man seit Urzeiten für Gold aufgewendet!

In Mykene hat Heinrich Schliemann nach seinen Worten insgesamt 14 kg Gold ausgegraben. Die Herkunft ist nicht untersucht worden; es könnte aus Ägypten oder aus Thrakien importiert worden sein, aber es gab auch in Griechenland selbst – etwa auf Thasos – Goldvorkommen. Auf dieser nördlichsten griechischen Insel sind Goldbergwerke (mit Untertagebau) gefunden worden, die wahrscheinlich von den Mykenern betrieben worden sind [wiki → Thasos (Bergbau und Metallgewinnung)].

„Nachdem die Bergwerke Ägyptens stillgelegt worden waren, war die Iberische Halbinsel zum reichsten Goldland der Antike avanciert. Rom stieg im zweiten vorchristlichen Jahrhundert zum Weltreich auf, und alle eroberten Gebiete, jede gewonnene Provinz bereicherte durch Tributzahlungen das neue Imperium. Nach der Niederlage Makedoniens im Jahr 168 v. Chr. fielen auch die griechischen Goldlagerstätten an das Römische Reich“ [goldanlage].

Anzufügen ist, dass derartige Zahlungen oft direkt in die Taschen des Erobers bzw. Verwalters flossen. Anders wäre nicht zu erklären, dass Augustus oder Cäsar Millionen von Münzen unters Volk werfen konnten.

Spanien

Im südlichen Spanien förderten zunächst die Karthager Silber aus reichen Minen. Erst die Römer fanden nach der Eroberung im nordwestlichen Spanien, in Asturien und Kantabrien Goldvorkommen. Sie orientierten sich dabei an der dortigen Castro-Kultur [vgl. Otte], die jedoch nur in minimalem Maßstab Gold gewann. Die Spuren der Keltiberer sind von späteren Exploitationen meist überdeckt worden. Denn die Römer beuteten die Vorkommen in einer derart brutalen Weise aus, wie man das sonst erst ab dem 19. Jh. kennt.

Bereits Plinius d. Ä. spricht von „ruina montium“ [Domergue, 473], wobei „ruina“ nicht nur Trümmer bedeutet, sondern in diesem Zusammenhang das Einstürzen ganzer Berge. Die Ingenieure haben mit ungeheurem Aufwand ein Wassersystem gebaut: Kanäle, Stollen und Aquädukte brachten über Dutzende von Kilometern – man vermutet ein Gesamtsystem von an die 400 km Länge – große Mengen an Wasser heran, die in Staubecken gesammelt wurden. In die Sedimentablagerungen über den gewachsenen Felsen wurden senkrechte Schächte getrieben, von denen waagrechte Stollen abgingen. In dieses Gangsystem konnten dann binnen weniger Minuten 10.000 bis 15.000 Kubikmeter Wasser geleitet werden [Domergue, 475]. Indem diese Unmengen von Wasser die Luft in den blind endenden Stollen komprimierten und so zum ‘Explodieren’ brachten, stürzten sie ganze Berghänge zu Tal. Dort wurde dann das gelöste Material zerbrochen und gesiebt, bis daraus die Goldbestandteile gelöst werden konnten [Fischer 2014]. In gleicher Weise wurde auch goldsteriles Gestein weggesprengt [Domergue, 477].

Las Médulas in der spanischen Provinz León bei Bierzo (entlang des Flusses Eria etwa 50 km westlich von León) ist das besterkundete ‘Bergsturzland’ in Spanien. Es erstreckte sich über 120 km²! Berechnungen führen zu 200 Kubikkilometern an Sedimentgestein, das niedergestürzt worden ist. Andere Schätzungen gehen von 600 Mio. t an Gestein aus, das die Römer zersprengt haben. (Heute gelten Lagerstätten mit 5 Gramm Gold je Tonne Gestein als abbauwürdig [Spektrum].) So wurden binnen 250 Jahren etwa 1.300 t Gold gewonnen [wiki ↪ Las Médulas].

Zurück blieb eine Mondlandschaft, die an die Ockerbrüche von Les Baux erinnert. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass dieser riesige Stein- und Bergbruch heute als Weltkulturerbe, Naturdenkmal und Kulturpark präsentiert wird. (Zwischen Innsbruck und Kufstein liegt nördlich des Inns das Rofan-Gebirge; auch dieser Name kommt von den Römern und von „ruina“, weil auch hier – doch ohne Bergbau – die Kalkfelsen wie von Sedimenten entblößt in den Himmel starren.) In Iberien kam das römische Gold zur Hälfte aus Las Medulas; ein zweites Vorkommen bei Ribadeo wurde ebenso ‘ruiniert’; ansonsten gab es dort 30 Flussvorkommen.

In Lugar de Covas, **Três Minas** Vila Pouca de Aguiar im nordöstlichen Portugal haben die römischen Mineure eine ganze Bergkuppe weggespült; auch hier kann das wüste Bergwerksgelände besichtigt werden. Es gibt dort auch Hinweise auf antike Geleisestraßen (cart ruts), die uns 1990 auf dem Jahrestreffen in Wien [Illig] beschäftigt haben:

„Auch im antiken Bergbau machte man sich das Prinzip bereits zunutze: Ein 150 m langer Stollen in der römischen Goldmine in Três Minas in Portugal (1. Jh. n. Chr.) weist eine Rillentrasse mit einer Spurbreite von

1,20 m und periodischen Tunnelverbreiterungen vermutlich zum Durchlassen des Gegenverkehrs auf“ [sensagent].

Außerdem ist hier **Lago Ribeirinha** nennenswert: 350 bis 450 m lang und bis zu 70 m tief [Friedrich, 23].

„Der Arrugienbergbau [mittels Stollenbau; HI] dauerte etwa von 100 v. Chr. bis 150 n. Chr. und wurde von Sträflingen und Kriegsgefangenen ausgeführt“ [goldgeschichte].

Die grausame „Vernichtung durch Arbeit“ hat manche Forscher lange vor den Konzentrationslagern der Nazis beschäftigt. Der Jesuit Antonio Foresti (1625–1692) schreibt in „Das dritte Capitel. Woher die Römer ihren Reichtum genommen“:

„Aber weil der Krieg so unersättlich viel verzehret, und also alle vorerzehlte Hülfss-Mittel politischer Bemühung nicht hinlänglich waren, so nahm man auch seine Zuflucht zu denen Reichthümern der Natur, und langte das Geld, so dieselben macht, aus den Gründen der Bergwercke; und dieses wäre was unschuldiges gewesen, wenn es nur nicht durch eine Grausamkeit besudelt worden, nemlich durch die Weise diesen Tribut der Natur einzusammeln, sintemal man zu dieser Arbeit viel tausend unglückseelige Verurtheilte brauchte, welche in diesen Hölen lebendig begraben worden, indem sie allda umkamen von der giftigen Luft, von Hunger, beständiger schweren Arbeit, und tausend anderem Elend, ja offft gar von dem Einfall der Minen todt geschlagen wurden. Allein in den Bergwercken von Neu-Carthago in Spanien arbeiteten beständig 40000. Menschen. Wie viel werden draufgegangen seyn in Gallien, in Norico, Salassi, Illyrien, Pannonien, Thracien, und so viel anderen mehrern“ [Foresti, 54 f.].

Plinius erwähnt, dass die Römer ihre eigenen Mineralien nicht ausbeuten wollten. Ob aus dem nachgenannten Grund oder zum Schutz eigener Bodenschätze – wie die USA im 20. Jh. – bleibe dahingestellt:

„Italien war, nach Aussage Plinii, fruchtbarer, als alle andere an Metallen, allein der Rath verbot, solche zu suchen, weil er es vor gottloß hielt, um Gold willen der Mutter die Eingeweyde auszunehmen“ [Foresti, ebd.].

Es gab aber dann doch – im ehemalg keltischen, dann piemontesischen Vercellae – einen Goldbergbau, in dem allerdings nicht mehr als 5.000 Menschen arbeiten durften, um das Vorkommen nicht vorzeitig zu erschöpfen [FNS, 141]. Die drei Autoren beschreiben außerdem die Sklavenhölle der Bergwerke in Ägypten und Spanien mit heutigem Vokabular [FNS, 137-139, 143-147]. Die brutale Grausamkeit beschäftigte sogar römische Autoren, etwa Sallust: „ihre unermeßliche Gier nach Herrschaft und Reichtum“, oder Tacitus: „Sie, die Plünderer des Erdkreises, durchforschen nun das Meer, seit ihnen, die alles verwüsten, die Länder fehlen“ [FNS, 175 f.]. Ab -62 verwaltete Cäsar als Pro-

praetor die Provinz Hispania ulterior, als Konsul „»stahl er aus dem Kapitol dreitausend Pfund Gold und ersetzte es durch ebensoviel vergoldete Bronze« [Sueton, Caes. 54]“ [FNS, 188]. Dann wandte er sich von Spanien dem dreigeteilten Gallien, dem nächsten goldreichen Keltengebiet zu.

Gallien

Gallien wurde von -58 bis -50 durch Cäsar erobert, mit der Schlacht um Alesia und den dort eingeschlossenen Vercingetorix als grausamem Höhepunkt. Auch dort ging es nicht allein um gallische Hähne, sondern die Römer gewannen Hunderte keltische Goldminen in Gallien, nachgewiesen im Massiv Central [ebd. 150], dazu kam das Seifengold aus vielen Flüssen und die an den heiligen Stätten der Kelten verwahrten Schätze [Friedrich, 25]. Cäsar selbst verliert kein einziges Wort über keltisches Gold [FNS, 36], Sueton später sehr wohl:

„In Gallien plündert er die mit Geschenken vollständig gefüllten Heiligtümer und Tempel der Götter, zerstörte Städte öfter wegen der Beute als wegen eines Vergehens. Daher kam es, daß er Gold in Überfluß besaß und das einzelne Pfund in Italien und den Provinzen für dreitausend Sesterzen zum Kauf anbot.« [Sueton, Caes. 54] Das heißt: Die Menge des erbeuteten Edelmetalls war so gewaltig, daß in Rom der Goldpreis um ein Viertel sank“ [FNS, 195].

Mit dem gallischen Gold ließ Cäsar sein Forum in Rom bauen, verdoppelte den Sold der Legionen „für alle Zeiten“, präsentierte bei seinem gallischen Triumph in Rom Tonnen von Gold und konnte noch vor Augustus riesige Mengen von Aurei prägen lassen [FNS, 194-201]. Damit konnte er auch seine Legionen bezahlen, als er sie über den Rubicon gegen Rom und Pompeius führte (49–45).

Alpenvorland und Zentralalpen

Augustus' Stiefsöhne Drusus und Tiberius eroberten -16/15 das alpine Gebiet der Rätier und das keltische Alpenvorland bis zur Donau [FNS, 205]. Die dortigen Flüsse lassen vielfach auf keltische Goldwäscherei schließen.

„Überall dort aber, wo das Wasser der Flüsse die Sandschichten des Tertiärs, besonders die jüngeren Teile der Molasse, annagt, wird Gold freigesetzt. Ein Teil wird sofort abgelagert, der größte Teil jedoch verfrachtet, weit fortgetragen und meist erst am Unterlauf der Flüsse abgesetzt. Dort liegen dann die ergiebigsten Goldseifen“ [FNS 42].

Die genannten Autoren gehen von ca. 30 kg Gold aus, das die Flüsse des nördlichen Alpenvorlandes pro Jahr transportieren [ebd. 51].

Das geologisch so genannte Tauernfenster umfasst südöstlich des Brenners eine Fläche von ca. 170 x 40 km, in der verschiedene Deckgesteine zu

Tage treten und reiche Mineralienlager – Gold, Silber, Kupfer, Eisen – gefunden worden sind. Auch das Kärntner Gold der keltischen Taurischer stürzte den Goldpreis in Rom.

„Die Goldvorkommen wurden in 5 m tiefen Gruben gewonnen und en bloc nach Rom abgegeben. Die geschätzte Mengen von einigen 100 kg waren für den Preissturz in Rom verantwortlich. Die Lagerstätte liegt nördlich von Kliening im sog. Nesselgraben. [...]

Seifengold, das in weitaus geringeren Mengen in der Region ausgewaschen worden ist, kam zur Einschmelzung nach Magdalensberg auf dem Zollfeld (NO Klagenfurt). Die eingesetzten kleinen Marmor-Tiegel wurden vor dem Guss längere Zeit in Wasser eingelegt um durch eine dünne isolierende Dampfschicht zwischen Gussform und Goldschmelze Brandschäden zu verhindern, damit war eine mehrmalige Verwendung der Form möglich“ [sucherforum].

Die Goldlagerstätten erstrecken sich von Krimml „über Habachtal, Kaprunertal und Fuschertal zum bedeutenden Doppelrevier von Gastein und Rauris“. Der exakte Nachweis römischer Aktivitäten gestaltet sich erstaunlich schwierig. Es spricht zwar nichts „gegen die Annahme eines römischen Bergbaus“, doch ist kein „wissenschaftlich exakter Beweis“ vorhanden [Günther/ Paar, 141]. In Rauris ermöglicht kein Fund „einen unmittelbaren Rückschluss auf frühe Bergbautätigkeit“ vor dem ausgehenden 13. Jh. [ebd. 176]. Im Gasteinertal ist der Sachverhalt ganz ähnlich:

„Aus der Sicht des derzeitigen Forschungsstandes [2000; HI] lässt sich immerhin die Aussage treffen, dass die Wahrscheinlichkeit in weit höherem Maße für einen römischen Goldbergbau spricht als gegen ihn. Als stärkstes Indiz muss nach wie vor die römische Weganlage gelten, die mitten in das Bergbaugesbiet des Bockharttales führt und dort ihre Ende findet. Es gibt keine andere plausible Erklärung als die, dass die Straße Bergbauzwecken gedient hat. Wenn auch die Existenz römischer Artefakte im Nahbereich der Vererzungen die Anwesenheit von Römern als absolut gesicherte Tatsache erweist, so ist ein eigentlicher Beweis für römischen Bergbau noch ausständig“ [Günther/ Paar, 187].

Nachdem neuzeitlicher Bergbau wohl alle römischen Spuren überformt hat [ebd. 187], gibt es gesicherte Nachweise für Goldgewinnung erst aus dem 11. Jh., wenn ein Salzburger Erzbischof dem Kloster Admont Zinsen aus Goldwäschereien zukommen lässt [ebd. 277].

Britannien

Auch in Britannien siedelten Kelten, die von den Römern +61 entscheidend besiegt wurden. Hier gibt es mittlerweile interessante Ausgrabungsergebnisse.

Die Dolaucothi-Goldminen, auch unter dem Namen Ogofau-Goldminen bekannt, liegen im Tal des Cothi, nahe Pumpsaint, Wales. Dort sind römische Bergbaueinrichtungen über und unter Tage freigelegt worden.

„Es ist das einzige Bergwerk im Vereinigten Königreich von dem man weiss, dass hier durch die Römer Gold gewonnen worden ist. Abbau geschah sowohl unter Tage als auch im Tagebau, diese sind durch nachfolgenden Abbau und Pflanzenbewuchs heute oft nicht mehr als solche erkennbar“ [sucherforum].

Das Ehepaar Burnham hat 2004 eine umfangreiche Studie über die zwölfjährige Ausgrabung dieses Bergwerks vorgelegt.

Dakien

Die Römer sind nur in zwei Bereichen von der Donau als Nordgrenze abgewichen: Am Oberlauf rückten sie über Donau und Altmühl bis Weissenburg, weshalb der Limes die Donau erst bei Castra Abusina (Eining) erreichte (bevor später die Iller-Donau-Linie verteidigt wurde). Und am Unterlauf wurde die befestigte Donaugrenze hinfällig, weil Trajan das nördlich der Donau gelegene Dakien eroberte (das bis 272 gehalten werden konnte). Dort in Siebenbürgen liegt eines der bekanntesten Goldbergwerke.

„Roşia Montană zählt zu den ältesten und bedeutendsten Gold-Lagerstätten Europas. Seit über 2000 Jahren wird hier Gold abgebaut, Herodot erwähnt schon den Goldabbau der Agathyrsen – ein verwandter Stamm der Skythen – in der Region. Unter anderem wegen dieser reichen Goldvorkommen machte Kaiser Trajan im Jahre 106 n. Chr. die Gebiete nördlich der unteren Donau Dacia zur römischen Provinz. Viele Tonnen Gold wurden über den schiffbaren Fluss Mureş (*Mieresch*) zur Donau, dort weiter ans Schwarze Meer und nach Rom gebracht“ [wiki ↪ Roşia Montană].

Dort wird weiterhin nach Gold gesucht, werden noch 314 t erhofft. Nachdem sich jedoch im Jahr 2000 nahe einem anderen Goldbergwerk der Baia-Mare-Dammbruch ereignete, bei dem eine tödliche Flutwelle aus Natriumcyanidlauge bis ins Donaudelta rollte, werden Lizenzen nicht mehr so leicht vergeben, weshalb hier bereits Klagen auf Investitionsschutz laufen, wie sie nach Einführung von CETA und TTIP gang und gäbe werden dürften [Ehring].

Römische Überreste von diesem Alburnus maior können noch besichtigt werden. Ein Bergbaukenner wie Volker Wollmann weiß:

„Die römischen Gangnetze in Roşia Montană, mit Schlägel und Eisen in den Fels getrieben, es gab ja noch kein Schießpulver damals! Und die Wasserhebeanlagen für Drainagen. Phantastisch! So etwas gibt es sonst nur in Spanien, aber nicht in dem Ausmaß wie in Roşia Montană“ [May].

In Apulum (Alba Julia, Castrum Apulensis) war der Sitz der römischen Ver-

waltungsstätte für die dakischen Goldbergwerke. Mit 37,5 Hektar war es das größte römische Lager in Dakien.

Heidenschätze

Eine letzte Goldquelle eröffneten sich die römischen Kaiser mit der Einführung des Christentums als Staatsreligion, 391/92.

„Der Übertritt Ost- und Westroms zum Christentum brachte die Tempelschätze in Staatsbesitz. Das führte zu weiteren hundert Jahre zum Bestehen und zur Finanzierung des römischen Weltreichs“ [Friedrich, 36].

Göttliches Gold

Das Christentum hat sich mit seiner Anbetung des Gesalbten, Christos, sehr stark dem Wort für Gold angenähert:

Der Gesalbte = Christos = χρυστοζ = [Kristos]

Gold = Chrysos = χρυσοζ = [Krisos]

Wir sind es gewohnt, bei Christus ein „i“ zu sprechen, bei Chrysos oder Chrysostomos (Goldmund) hingegen ein „ü“. Das entbehrt der Konsequenz, steht doch in beiden Fällen ein „Ypsilon“, das im Französischen korrekt als „i grec“ bezeichnet wird. So leicht – mit einem kleinen „t“ – kann aus immerwährender Goldgier ein tiefreligiöser Bezug werden.

Wurmfortsatz

Der Gold- und Geldbedarf der römischen Kaiser war unersättlich. Nachdem Nero den Staat praktisch in den Bankrott getrieben hatte, beendete Vespasian das ‘Fünfkaiserdoppeljahr’ 68/69 als Sieger, brauchte aber dringend Geld. So führte er eine Latrinensteuer ein. Daran erinnert noch heute das „non olet“ – das so eingetriebene Geld stinkt nicht, wie sein Sohn Titus zugeben musste. Für die Italiener ist bis heute das Vespasiano als Bezeichnung für ein öffentliches Pissoir geläufig, während die Franzosen die Bezeichnung Clochemerle nach einem fiktiven Weinort im Burgund bevorzugen [Illig 2014, 245 f.]. Unter Caligula und Elagabal sind außerdem auch Dirnen, Lustknaben und Zuhälter besteuert worden [Foresti, 54 f.]. Unser längst verstorbener Gewährsmann Foresti wagte entsprechende Hinweise nur mittels lateinischer Begriffe.

Es lässt sich auf vielerlei Art Gold spinnen...

Literatur

- Bongioanni, Alessandro / Croce, Maria Sole (Hgg. 2006): *Ägyptisches Museum Kairo*; National Geographic, Hamburg
Burnham, Barry and Helen (2004): *Dolaucothi-Pumsaint · Survey and excavations at*

- a Roman Gold-Mining complex 1987-1999; Oxbow, Oxford
- Domergue, Claude (1990): *Les Mines de la Péninsule ibérique dans l'antiquité romaine*; École Française de Rome
- DKR = Drexhage, Hans-Joachim / Konen, Heinrich / Ruffing, Kai (2002): *Die Wirtschaft des Römischen Reiches (1.-3. Jahrhundert) · Eine Einführung*; Akademie Vlg, Berlin
- Ehring, Georg (Gesprächsleiter, 2015): Rumänien · Streit um die Genehmigung einer Goldmine; *Deutschlandfunk*, 23.07.
- Fischer, Lars (2014): Laserdaten enthüllen römische Goldgruben in Spanien · Messungen aus der Luft zeigen, wie gigantisch die größte Goldmine des römischen Reiches wirklich war; *spektrum.de*, 21. 11.
- FNS s. Förster et al.
- focus (2016): Goldindustrie · Das Gold von Kolchis · Archäologen entdecken das älteste Goldbergwerk der Menschheit; *Focus Online*, 26. 08. http://www.focus.de/wissen/videos/goldindustrie-das-gold-der-kolchis_id_5862522.html
- Förster, Otto / Nägele, Gerhard / Spielvogel, Gernot (1997): *Das Gold der Kelten · Ein historisches Abenteuer*; DVA, Stuttgart = FNS
- Foresti, Antonio (1737) = [P. Antonius Foresti Soc. Jesu]: *Kurtzer Begriff der Römischen Alterthümer / Vornemlich in sich haltend die Merckwürdigkeiten der Stadt Rom / des Politischen Regiments, der Kriegs-Verfassung und der Religion der alten Römer*, der studirenden Jugend zum Nutzen anjetzo aus dem Italiänischen übersetzt von J. G. S. R. Begnadet mit Kurfürstlicher zu Sachsen freiheit. Gedruckt durch Hans Luftt; Franckfurt und Leipzig, auf Kosten des Übersetzers, 1737
- Friedrich, Rudolf (2012): *Las Medulas im römische Weltreich*; agenda, Münster
goldgeschichte = <http://www.goldankauf-pro24.de/jb-goldankauf-goldgeschichte/jb-goldankauf-goldgeschichte-rom-reichtum-durch-eroberungen.html>
- Günther, Wilhelm / Paar, Werner H. (Hgg. 2000): *Schatzkammer Hohe Tauern · 2000 Jahre Goldbergbau*; Pustet, Salzburg · München
- Hankel, Wilhelm (1978): *Caesar · Goldne Zeiten führt' ich ein · Das Wirtschaftsimperium des römischen Weltreiches*; Herbig, München
- Huß, Werner (1992): *Karthago*; WBG, Darmstadt
- Illig, Heribert (2014): Alte und neue Literaturfunde; *Zeitensprünge* 26 (1) 243-248
 - (1990): An der schönen blauen Donau [Jahrestreffen Wien]; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (4) 4-6
- May, Nina (2016): Faszination rumänische Bergbaugeschichte; *Siebenbürgische Zeitung*, 07. 01. <https://www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/interviews/16239-faszination-rumaenische.html>
- Morávek, Petr (1996): *Gold Deposits in Bohemia · With Contributions from P. Morávek, Z. Pertold, M. Puncochár, B. Studnicková & J. Zachariás*; Prag
- Otte, Andreas (2015): Iberische Streiflichter · Die Halbinsel in prähistorischer Zeit; *Zeitensprünge* 27 (3) 558-580
- Ramminger, Britta / Helfert, Markus / Wahl-Clerici, Regula (2011): Non-invasive archaeological research in the Roman gold mining district of Três Minas and Gralheira (Vila Pouca de Aguiar, northern Portugal). International Conference on Engineering; <https://www.fbkultur.uni-hamburg.de/vfg/forschung/projekte/f-proj-pdfs/trminas.pdf>

- Rücker, Anton (1896): *Einiges über das Goldvorkommen in Bosnien · Monographische Skizze*; Wien
- Seipel, Wilfried (2001): *Gold der Pharaonen* (Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien); Wien
- sensagent = <http://dictionnaire.sensagent.leparisien.fr/Diolkos/de-de/>
- spektrum = Wieviel Gold muss in 1000 Kilogramm Gestein enthalten sein, damit sich der Abbau lohnt? *Spektrum.de*
- sucherforum = <http://www.sucherforum.de/smf/index.php?PHPSESSID=0eu7uiu5bs1tdlpb4iedvq7hv1&topic=54938.10;wap2>
- Weber, Wilhelm (1979): *Geld, Glaube, Gesellschaft*; Westdeutscher Vlg, Opladen
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

*

Ruina orbis terrarum

Vermutlich können wir auch von den Römern nichts lernen:

„Eine Zivilisation, die dabei ist, mit zunehmender Geschwindigkeit ihre eigenen Lebensgrundlagen zu zerstören, ganze Lebensbereiche der Erde ohne jegliche Hoffnung auf Wiederherstellung zu vernichten, eine Zivilisation, die ihre eigenen Mitglieder systematisch mit den Produkten ihrer Technologie zermüht und vergiftet, eine Zivilisation, die Verseuchung und Verwüstung längst so allgemein als Grundprinzip anerkennt, daß sie das Fortschreiten von Verseuchung und Verwüstung als Fortschritt proklamieren kann, eine Zivilisation, der alles, was sie hervorbringt, sofort oder später zum Mordwerkzeug gerät, eine Zivilisation, die sich rühmt, viel Elend abgeschafft zu haben, aber nicht dazusagt, daß dies nur gelungen ist, weil weit größeres neues Elend stets als gerechter Einkaufspreis angesehen wurde – eine solche Zivilisation hätte Anlaß genug, über die Rückkehr zu den begrenzten irdischen Maßstäben nachzudenken und nicht darüber, wie man die letzten menschlichen und natürlichen Ressourcen durchbringt, um einen festlichen Exodus in den Weltraum zu inszenieren, wo dann doch nur das Elend der Künstlichkeit, der Verseuchung und Verwüstung seinen Fortgang nehmen würde. Sie hätte ihren Sinn darauf zu richten, wie man die Erde rettet und nicht, wie man sich von ihr wegrettet – schon mit Rücksicht auf jene Milliarden Irdischer, die der Auswanderung gar nicht teilhaftig werden können, weil ihre Vermehrungsrate erheblich höher liegt als die denkbar höchste Tagesquote von Raumschiff-Fahrgästen“ [Dahl, 99 f.].

Dahl, Jürgen (1978): *Der Tag des Astronomen ist die Nacht · Von der Vergeblichkeit der Himmels-Erforschung*; Langewiesche-Brandt, Ebenhausen (hier zitiert nach der textgleichen Ausgabe von 2000 bei Manuscriptum, Waltrop · Leipzig)

Das verborgene Offensichtliche

Gedanken zu einer Aachener Neuerscheinung,

von Heribert Illig

Krücken, Monika (Hg. 2016): *Offensichtlich Verborgener · Die Aachener Pfalz im Fokus der Forschung*; Geymüller, Aachen u. a., 200 S., 214 Abb. Beiträge unter anderem von Judith Ley, Harald Müller, Sebastian Ristow und Andreas Schaub [= K.].

In Aachen forschen die Archäologen seit einigen Jahren nicht nur ununterbrochen, sondern sie publizieren auch ihre Befunde in rascher Folge, selbst wenn sie im Detail noch nicht vollständig ausgewertet sind. Auf diese Weise wird das Wissenswerte schnell protokolliert. Das wurde auch möglich durch den „Wegfall von der archäologisch unfruchtbaren Suche nach dem Grab Karls des Großen“ [K. 60]. Bei dieser neuesten Publikation werden nicht nur Grabungsergebnisse vorgestellt, sondern auch die Historie der Aachener Pfalzgrabungen, die verschiedenen Untersuchungstechniken – insbesondere die Aufmaßung der Rathauswände oder die Pfalzenforschungsdatenbank – oder spezielle Restaurierungspraktiken für Glasbetonsteine oder die Rathausfresken von Alfred Rethel. Wir konzentrieren uns auf die Bodenfunde im Umfeld von Pfalzkirche und heutigem Rathaus.

Stratigrafische Ergebnisse

Das *innere Pfalzareal* mit der Pfalzkirche (= Marienkirche = heutiger Dom) ist über 1.000 Jahre hinweg immer wieder bebaut worden. So kennt man aus römischen Zeiten „mindestens drei Hauptbauphasen [...] sehr wahrscheinlich sogar bedeutend mehr“ [K. 59]. Die Thermen unter der Pfalzkirche weisen „noch spätantike Umbauphasen“ auf [K. 59]. Die Wahrscheinlichkeit, dass unter ihr eine noch ältere Kirche liegt, ist deutlich größer geworden. Genannt wird u. a.

„das ältere dort liegende Altarfundament mit dem Reliquienloculus [...] Die Ausrichtung des Loculus im Inneren folgt noch den römerzeitlichen Baufluchten. Die Ummantelung weist auf eine veränderte Flucht hin, die möglicherweise auch einer erneuerten Architektur entsprochen hatte“ [K. 59].

Hier dürfte demnach eine Kirche gestanden haben, deren Mauern nach Baubeginn in der für Aachen typischen Weise neu ausgerichtet worden sind. Für Aachens Zentrum sehen die Archäologen nun ein Kontinuum:

„In der Gesamtschau ergibt sich als wesentliche Neuerung, dass für das innere Aachener Stadtzentrum deutlich erkennbar eine Kontinuität zwischen Römerzeit und Frühmittelalter angenommen werden muss. Durch die neuen Funde vom Katschhof war es möglich, Material bis zum Ende der römerzeitlichen Kultur, also bis in das mittlere Drittel des 5. Jahrhunderts zu sichern. Ab dem 6. Jahrhundert erweisen die Münz-, Keramik- und Inschriftenfunde aus der neueren Domgrabung die Nutzung dieses Bereichs bis in die Karolingerzeit. Schon ab dem 6./7. Jahrhundert ist dabei die Funktion als Friedhof anzunehmen. Als zu Gräbern gehörig interpretierbar sind verschiedene Kleinfunde und Münzen, die Bestattungen auch noch in der Marienkirche und bis in das 10. Jahrhundert nahelegen“ [K. 60].

Aus dem Buchtext lässt sich herauslesen, dass der dortige Friedhof vom 6. zum 10. Jh. bestanden hätte, zumal es weitere Funde gibt: „Nach der Mitte des 9. Jh. [...] Bestattungen östlich der Marienkirche (Ursulinenstraße/Elisengarten) und am Hof“ [K. 185]. Demnach wäre die Pfalzkirche von Gräbern umgeben gewesen, während die dringend vermissten Gebäude für einen ‘Regierungssitz’, wie Unterbringungsmöglichkeiten für Gesandte, für Geschäftsreisende, für kirchliche Würdenträger und die damit verknüpften Handwerkerunterkünfte und Werkstätten weiterhin fehlen. Die eben begrüßte Kontinuität reißt jedoch nach 870 für ‘Aachen-Zentrum’ abrupt ab. Bevor wir dazu kommen, will der Baubestand im Zentrum datiert sein. Es gibt zum einen Bauten *vor* der Pfalzkirche:

„Dazu gehören die nordsüdlich verlaufende Mauer in der Krämerstraße, die jedenfalls jünger als römerzeitlich ist, die älteren Teile des Südwestbaus, die Nordbasilika und die gerundete Mauer im Domstjoch [Überrest des vorangegangenen Baus; HI] sowie das ältere dort liegende Altarfundament mit dem Reliquienloculus“ [K. 59].

Anzumerken ist, dass die Nordbasilika stärker von der Nordrichtung abweicht, als ihr früher zugestanden worden ist; außerdem weicht ihre rechte, innere Säulenstellung noch stärker ab [K. 53], womit sich bestätigt, dass erst die später gebaute Pfalzkirche sauber eingenordet worden ist. Der Zeit unmittelbar *nach* der Pfalzkirche gehören an:

„das Atrium und wohl Aula und Verbindungsgang, die von Norden ausgehend in einem zweiten Bauvorgang entstanden“ [K. 59].

Auf dem *Markt*, also rings um dem heutigen Karlsbrunnen, wurde ebenfalls eine Abfolge von Funden und Bauten gewonnen [K. 67-72]:

30 – |0| römische Feinkeramik,

|0| – 50 erstes Steingebäude mit Spolien früherer Ziegelwandteile,

50–100 mehrere weitere Bauphasen,

nach 100 großes Steingebäude mit teilweise beheizten Räumen und eigener Wasserzuleitung, ein Hygienebad ohne Thermalwasser.

275/76 Bad abgebrannt, im Schutt Münzen (Frankenüberfall).

In der Folge entsteht die Wehrmauer des spätromischen Kastells auf Eichenholzrost, auch ein Rundturm, dazu ein Graben. Im Inneren des Kastells zwei aufeinander folgende Bauten, jeweils abgebrannt. Dann Pfostenspuren. Darüber frühestens im 12./13. Jh. ein Haus mit Steinkeller.

„Nach derzeitigem Stand ist davon auszugehen, dass nach den spätromischen Bauphasen der Innenbauten der Wehranlage erst wieder im 12./13. Jahrhundert feste Bauten neu errichtet wurden. Ob das bedeutet, dass die spätromischen Häuser an dieser Stelle während der frühmittelalterlichen Phase weiter genutzt wurden, oder ob man hier einen Bruch in der Siedlungskontinuität annehmen muss, wird eine der spannendsten Fragen der anstehenden Aufarbeitung sein“ [K. 72].

Hier fehlt erstaunlicherweise jeder Hinweis darauf, dass innerhalb der noch bestehenden Kastellmauern die Palastaula (später Rathaus) hineingebaut worden ist. Sie ist ein deutlicher Hinweis auf Siedlungskontinuität, die jedoch bezweifelt wird. Wir nehmen diesen Zweifel mit, verweist er doch auf eine spätere Bauzeit der Aula.

Befunde am Rathaus

Wegen Nässe wurde eine Sanierung am *Fundament des Marienturmes* notwendig, des westlichen Bauteils des Rathauses. Sein halbrundes Fundament wurde freigelegt, und es zeigte sich: Die ursprüngliche Lauffläche lag zur Bauzeit rund 2 m tiefer als heute, weil das Gelände im 12. Jh. so weit aufgeschüttet worden ist [K. 91]. Dieser Höhenunterschied wird durch das unregelmäßige, also nicht auf äußere Sicht gebaute Fundament (47,40 x 20,80 m [K. 31]) und einen Mauerabsatz angezeigt [K. 88].

„Darüber hinaus war die Apsismauer aber auch breiter als gedacht. Die karolingische Mauer springt unterhalb des modernen Pflasterbelags um rund ½ Meter über die heute sichtbare (*wohl romanische Mauer*) vor“ [K. 88; Hvhg. HI].

Die auffällige Unsicherheit wird an anderer Stelle zur Sicherheit. Denn bei einer Messbildabwicklung der halbrunden Außenwand gibt es drei klare Zuweisungen: das 3 m hohe karolingische Fundament, 11 m hohes *romantisches* und darüber 10 m hohes gotisches Gemäuer [K. 116]. Der Nichtfachmann erkennt die Abfolge nicht an der Mauerausführung, sondern allenfalls an dem nicht auf Sicht gebauten Fundament und an den eingemauerten Bogenstellungen im romanischen Geschossteil. Auf jeden Fall gilt die Apsiswand als zweifelsfrei romanisch.

Doch neben dem Granusturm stehen noch karolingische Mauerteile bis zu einer Höhe von 11 m, im Granusturm selbst noch bis ca. 20 m [K. 157]. Finden diese Unterschiede beim Istbestand in dem Kapitel „Geschichte wird entblätter“ [K. 131-162] eine Erklärung? Dort finden sich nacheinander die Überschriften „20. Jahrhundert“, „19. Jahrhundert“, „Renaissance und Barock“, „Gotik“ und „Karolingische Zeit“ – doch die Romanik fehlt! Nun bezieht sich die Entblätterung nur auf eine Achsenbreite der Südfassade, aber selbst in diesem einen Joch sind romanische Steine nachgewiesen [K. 135]. Trotzdem gibt es nichts Berichtens- und nichts Datierenswertes aus dieser Epoche, obwohl sie am Gesamtbauwerk ganze Wandteile hinterlassen hat [auch auf der Abb. S. 135]. Erstaunlicherweise gibt es im Kapitel über die „Forschungsgeschichte Rathaus“ sogar die Überschrift „Der *romanische Palas*“ [K. 37; Hvhg. III], aber wir erfahren auch hier nichts über seine Errichtung oder sein Entstehen aus der karolingischen Königshalle oder über seine Nutzung ab 936 für die Aachener Königskrönungen:

„Obwohl Aachen einer der bedeutendsten deutschen Orte des Mittelalters war und von zahlreichen Königen aufgesucht wurde, wissen wir über das weitere Schicksal der Königshalle bis heute nichts“ [K. 37].

Aachens Lücke

Wird sich diese rätselhafte Lücke wenigstens über die *Zeittafel* [K. 184-187] klären lassen? Doch dort zeigt sich eine noch größere Leerstelle: „*Nach der Mitte des 9. Jh.*“ endigen die baulichen Aktivitäten mit dem „Bau des so genannten ›Mittelbaus‹ der Pfalz“. Dann ruht ‚Aachen-Zentrum‘ für volle drei Jahrhunderte! Zwar werden ab 997 „drei neue Abteien“ gegründet: St. Adalbert, St. Salvator auf dem Lousberg und die Abtei Burtscheid – doch alle drei außerhalb des Zentrums. *Ende des 10. Jh.* lässt Otto III. „die Marienkirche mit Malereien neu ausgestalten“ – doch das ist keine Baumaßnahme. Erst für 1170 wird wenigstens ein Umbau gemeldet: „Erhöhung des Tambours und des Dachs über dem Oktogon und dem Westturm“ der Marienkirche. Ruhten tatsächlich von ca. 870 bis 1170 rund 300 Jahre lang alle Bauaktivitäten im Pfalzzentrum, bis *nach 1171* die Barbarossamauer hochgezogen wird? Für das gesamte 11. Jh. steht nur ein einziger Eintrag:

„1066 Aachen wird als »oppidum« bezeichnet und damit die Siedlung in nachkarolingischer Zeit das erste Mal wieder erwähnt“ [K. 186].

Mit anderen Worten: Da auch die Herrscheraufenthalte seit 870 praktisch auf Null gingen [Grafik K. 23], wissen wir von 870 bis 1066 rund 200 Jahre lang rein gar nichts von Aachen als Ansiedlung. Immerhin geht es nach 230 Jahren, „*um 1100*“, rapide aufwärts:

„Abbruch des so genannten Mittelbaus sowie von Teilen der Nordbasilika. Aufgabe des großen Steinbrunnens der Karolingerzeit auf dem heutigen Klosterplatz [westlich des Domkreuzgangs; HI]. Die bis zu diesem Zeitpunkt zumindest in größeren Teilen noch bestehende römische Wehrmauer am Markthügel wurde weitgehend abgetragen und überdeckt (terminus post quem 1104 /1125).“

„Plötzlich starker Anstieg menschlicher Hinterlassenschaften und baulicher Aktivitäten. Aachen profitiert vom rapiden Bevölkerungsanstieg in Europa. Teilnahme am Tuchhandel mit Flandern und dem Maasgebiet.“

Ansonsten gibt es nur noch einen weiteren, aber allzu dehnbaren Eintrag für das „12. Jh.“:

„Teilabbruch des nördlichen Verbindungsganges und Bau des Aachener Gewandhauses, das 1243 erstmals erwähnt wird“ [K. 186].

Das ist kein sicherer Baubefund fürs 12. Jh., wäre aber wichtig, da das Gewandhaus an der Stelle des Ganges entstand. Es fragt sich nun, warum um 1100 etliche Bauwerke abgebrochen und die Fläche südlich des heutigen Rathauses mit Überresten römischer Bausubstanz aufgeschüttet worden ist, ohne dass bald darauf Neues entstanden wäre. Das Thema ist seit 2014 virulent [vgl. Illig 2014a, 274 f.], wird aber auch in dem neuen Buch kommentarlos ausgeklammert.

Kein Thema ist auch die unnötig beengende Nachbarschaft von Aula und römischer Kastellmauer. Immerhin ist die Stratifizierung in diesem schmalen Durchlass untersucht worden. Im 12. Jh., aber nicht drei Jahrhunderte nach Bau der Aula, wurde die Lauffläche hergerichtet:

„Mit dem daran anschließenden mächtigen Bodenauftrag ist dann auch die endgültige Beseitigung der römischen Wehrmauer bis auf das damalige Laufniveau erfolgt. Diese Schicht zieht nämlich über die bereits abgebrochene Mauer hinweg. Die großen Mengen der in dieser Schicht eingelagerten Keramik datieren einheitlich in die erste Hälfte bzw. an den Anfang des 12. Jahrhunderts“ [K. 91].

Dahinter verbirgt sich mehr als nur ein Stolperstein, nämlich eine ganze Mauerkrone. Denn wenn die Wehrmauer damals bis auf das neue Laufniveau abgebrochen worden ist, dann stand sie zum Baubeginn der Aula und noch fast 300 Jahre lang in einer Höhe von mehr als 2 m – bzw. „in nennenswertem Umfang“ [K. 91]. Damit war der Sichtkontakt zwischen Aula und Pfalzkirche stark beeinträchtigt, zum anderen blieb zwischen Wand und Aula gerade noch Platz für Fußgänger [vgl. Bilder auf K. 84, 90], ohne dass Platzmangel dazu gezwungen hätte. Wenn, dann wäre das Umgekehrte zu erwarten: Die Aula sollte so auf dem Hügel stehen, dass kein Haus den optischen Kontakt zwischen ihr und der Marienkirche stören konnte.

Weil die Römermauer bis zu einer Höhe von „mehr als 0,70 m“ Höhe nachgewiesen ist [K. 91], wird sie in den aktuellen Rekonstruktionen [K. 60, 62] sehr dezent wie eine kleine Böschungsmauer dargestellt. An der ursprünglichen Breite von 4,60 m – mit Vorsprüngen sogar ca. 5,30 m [K. 86] – kann sich nichts geändert haben, während niemand weiß, wie viel damals zur ursprünglichen Höhe von 8 m gefehlt hat [Kraus, 43]. Immerhin war Stadtarchäologe Andreas Schaub noch 2014 der Meinung, dass „der Frankenkönig mit dieser für die damalige Zeit gewaltigen Mauer Eindruck machen wollte, etwa für Gesandte aus Sachsen“ [Hautermans]. Und das hätte auch noch 200 Jahre nach dem letzten Besuch eines Frankenkönigs in Aachen gegolten?

Das neue Modell

Meine eigenen Thesen können einige Unverständlichkeiten aufklären. Niemand hat sich bald 300 Jahre lang zwischen Kastellmauerresten und Aula durchgezwängt, niemand hat drei Jahrhunderte lang das Zentrum unplaniert gelassen. Erst nach 1100 wird die hervorragende *Pfalzkirche* errichtet! Tief unter ihr liegen die römischen Thermen. In und auf deren Überresten wird ein merowingischer Friedhof angelegt, der bis ins 10. Jh. besteht. In ihm liegt die kleine Kirche mit ihrem Reliquienloculus, die ich vor 614||911 sehe, denn der Loculus zeigt sowohl die römische Ausrichtung von Nordost-Südwest wie die nachantike Drehung des gesamten Planungsrasters nach Nord-Süd. Im 10./11. Jh. entstehen *Südwestbau* und die sog. *Nordbasilika*, die trotz Dreischiffigkeit und zentraler Apsis keine Kirche gewesen sein soll, sondern eher „eine Art Vorform der Aula“ [K. 61]. Auch ihr Bau findet zweiphasig statt, doch ist die zweite Phase – verbunden mit einem Teilabbruch [K. 186] – erst in der Aufbruchszeit um 1100 durchgeführt worden:

„Schließlich ist noch der Umbau der Apsiszone der Nordbasilika über Keramik aus den Schichten erwiesen, die auch Teile der Ziegel der Nordbasilika enthielten. Die Keramik gehört in das späte 11. oder frühe 12. Jahrhundert“ [K. 60].

Zu diesem Zeitpunkt ist die *Aula* mit *Marienturm* und *Granusturm* als romanischer Gebäudekomplex ohne karolingisches Fundament in Bau.

Interesse verdient der nordsüdlich verlaufende *Verbindungsgang* mit dem rätselhaften *Mittelbau* (beide fehlen als mangelhaft nachgewiesen auf dem aktuellen Modell im Centre Charlemagne [K. 160 f.]). Der Gang war zuerst fertig, wurde dann wegen dem Mittelbau unterbrochen und später an den Neubau herangeführt [K. 79]. „Die Nutzung des Gebäudes ist nach wie vor offen“. Für Schaub könnte es ein „Versammlungsgebäude, in Anlehnung an die *curia Julia* in Rom“ sein [K. 79]. Diese Mutmaßung kann allerdings nicht erklären, warum seine Ost- und Westwand das breiteste Fundament auf dem gesamten

Areal erhalten haben, stärker als jene für Aula, Granusturm und selbst Marienkirche [vgl. Grafik K. 42]. Wollte man hier einen sehr schweren Turm errichten? Auf jeden Fall wird der Mittelbau um/nach 1100 abgerissen, ebenso ein Teil des nördlichen Verbindungsganges [K. 186].

Ist eine solche Umdatierung des gesamten Ensembles überhaupt möglich? Das geht aus einem einfachen Grund: Anker aller zeitlichen Zuordnung ist die „fest datierte Errichtung der Marienkirche zwischen 793 und 813“ [K. 59]. Daran wird alles in Aachen justiert. Diese fixe Datierung (oder auch Idee) hängt primär an der übermächtigen schriftlichen Überlieferung, dann an zwei Holzproben aus dem Fundament und aus dem Kuppelringanker, wobei vor allem letztere sehr dubios ist [vgl. Illig 2014c, 33 f.]; neuerdings liegt auch eine ¹⁴C-Datierung für den Mörtel des Mittelbaus vor: 850–900 [K. 59 f.]. Unsere Kritik an den naturwissenschaftlichen Datierungen ist berechtigt, weil ein anderer naturwissenschaftlicher Befund sie konterkariert: Die Eisenanker der Pfalzkirche können erst nach 1100 geschmiedet worden sein [vgl. Illig 2014c].

Wenn der zentrale merowingische Friedhof bis ins 10. Jh. belegt wird, wäre eine Pfalzkirche um 800 in einem weiter bestehenden Friedhof gebaut worden, an den ca. 70 m weiter noch ein Friedhof gebaut worden wäre. Das lässt sich innerhalb einer Pfalz ausschließen. Dafür muss folgende Feststellung mangels zerstörbarer Substanz nicht wundern:

„881 Normannen zerstören laut schriftlicher Überlieferung die Pfalz Aachen. Hierfür sind bisher noch keine archäologischen Belege gefunden worden“ [K. 185].

Nun lässt sich das fast drei Jahre alte Schema [Illig 2014a, 275] modifizieren:

Aachens Pfalz in kritischer Sicht und Datierung

- [0] Römische Bausubstanz, aber nicht näher bestimmbar;
1. Jh. Erstes Badegebäude, zum Teil auf Altmauern, Mitte des 1. Jh.;
 - 100 Umbau und Bau größerer Thermen;
 3. Jh. Nach langjähriger, durch Sinter belegter Nutzung Bauänderungen und Reparaturen der Thermen [Siebigs, 18 f.];
 - 280 Nach Frankeneinfall Bau des Römerkastells mit Wehrmauer und Graben (heutiger Markt);
 5. Jh. Die Thermen werden umgebaut, sind also noch in Betrieb [Kraus, 120]; Wehrgraben um den Markthügel wird damals verfüllt.
 6. Jh. Noch in merowingischer Zeit entsteht ein Friedhof auf dem Gelände der späteren Pfalzkirche, der bis ins 7.||10. Jh. belegt wird und östlich der Pfalzkirche in ca. 60 bis 80 m Entfernung [K. 81] eine Art Fortsetzung findet. Das Gebäude unterm Oktogon, anfänglich noch Nordost-Südwest-, dann Nord-Süd-orientiert, dient als Friedhofskirche;

- 10./11. Jh. Nordbasilika, Südwest- und Mittelgebäude, Aula mit Granusturm, Verbindungsgang;
- 1100 In Aachens Aufbruchzeit um die Jahrhundertwende. Bau des romanischen Kernensembles: Pfalzkirche, Atrium in seiner ersten Ausbaustufe mit westlicher Arkadenhalle, Südannex. Dazu wird die römische Wehrmauer niedergelegt und das Terrain um die Aula aufgeschüttet.
12. Jh. Zweite Ausbaustufe des Atriums, späteres 12. Jh.;
- 1330 Gotisches Rathaus bis 1349, Granusturm wird um 14 m erhöht;
- 1355 Gotische Chorhalle des Doms bis 1414.

Nachträge

Römische Aula? Überholt ist eine lange favorisierte Denkmöglichkeit: Der frühere Dombaumeister Leo Hugot hätte gerne eine ursprünglich römische Aula gesehen, doch an der Aula ist nichts römisch [K. 158 f.]. So ist auch von den drei römisch anmutenden Exedren die südliche entfallen [K. 60]. Dagegen deckten Hugots Vergleiche mit den Aulen von Ingelheim und Trier auf: Da die Ingelheimer Aula „wie die Halle in Trier sogar eine Fußbodenbeheizung besitzen sollte, sind die Bezüge zu dem aus der Spätantike stammenden Hallentypus eindeutig“ [K. 159]. Das ist ein weiteres Indiz zum römischen Ursprung von Ingelheim! [vgl. Illig/Lelarge 2001].

Goldschmuck unter Aachens Kuppel: Auch für das Goldmosaik an der Kuppel der Marienkirche, für alle seine Steinchen gilt: Ihre „sehr spezielle Technik der Goldaufbringung unterscheidet sie von allen bekannten antiken *Tessellæ*“ [K. 57]. So präzise die naturwissenschaftlichen Untersuchungen sein mögen, so seltsam berühren sie, wenn sie mit einem historischen Kontext verbunden werden, hier mit Karls Günstling Theodulf, der sich die Kirche von Germigny-des-Prés gönnte:

„Bereits heute analysiert ist jedoch die sichere Übereinstimmung des Chemismus von Aachener *Tessellæ* mit solchen aus dem originalen Bestand des Mosaiks der Kirche von Germigny-des-Prés an der Loire [400 km Luftlinie; HI]. Die Glasanalysen zeigen eine so hohe Übereinstimmung, dass nach Andreas Kronz eine Zugehörigkeit zur gleichen Produktionsreihe gesichert ist. Damit wird wahrscheinlich, dass sich Bischof Theodulf für die Ausschmückung seiner an einem 3. Januar zu Beginn des 9. Jahrhunderts geweihten Kirche *Tessellæ* oder Handwerker aus Aachen für goldgrundige Mosaiken mitgenommen hatte, von denen eines mit dem Bild der Bundeslade erhalten geblieben ist. Wie in Aachen kann der Zeitpunkt der Einbringung des Mosaiks nicht genau festgelegt werden. In Germigny ist das Weihedatum von 806 nicht aus einer zeitgenössisch überlie-

feren Inschrift bekannt und somit unsicher, zudem muss die Einbringung des Mosaiks auch nicht vor der Weihe an einem 3. Januar geschehen sein“ [K. 57].

Sieht man von der pseudogenauen Weihe ab, scheint nun geklärt zu sein, dass das einzige ‘karolingische’ Mosaik Frankreichs und Aachens einziges ‘karolingisches’ Mosaik Deutschlands aus derselben Zeit stammen – aber nicht unbedingt aus dem 9. Jh.

*

Nicht immer läuft alles wie gedacht. So sollte im Jahr 2014 die 4. Auflage von *Aachen ohne Karl den Großen* nicht nur verbessert, sondern um acht Seiten erweitert erscheinen. Doch damals wurde irrtümlich die 3. Auflage unverändert nachgedruckt. Erst im Dezember 2016 ist diese 4. Auflage tatsächlich in Druck gegangen. Sie ist nun bereits in einem wichtigen Detail überholt. Der Friedhof rings um die Pfalzkirche entstand nicht erst im 8. Jh., sondern aus heutiger Forschungssicht bereits im 6./7. Jh. (s.o.), was sich noch besser in mein hier vorgelegtes Schema fügt (s. S. 106 f.). Die Vergleiche zwischen dem dortigen Text und den hier präsentierten ‘Neuigkeiten’ beweisen, dass die aktuelle Neuerscheinung Krückens in Bezug auf die Pfalz über weite Strecken nicht notwendig war, aber natürlich die Zusammenhänge viel besser illustriert. Eine meiner damaligen Aussagen bleibt unbeantwortet: „Wie man sich die Krönungen bis Ende des 11. Jh. in einer praktisch unbewohnten Siedlung vorzustellen hat, bleibt im Dunkeln“ [Illig 2014c, 185].

Literatur

- Hautermans, Heiner (2014): Karl ließ seine Königshalle auf römischen Mauern gründen; *Aachener Nachrichten*, 04. 04.
- Illig, Heribert (⁴2014c): *Aachen ohne Karl den Großen · Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelfing (¹2011)
- (2014b): Aachens Marienkirche: Archäologie und Schriftquellen. Eine weitere Sichtung; *Zeitensprünge* 26 (3) 517-531
 - (2014a): Neues zu Aachens Pfalz, aus örtlichen Quellen destilliert; *Zeitensprünge* 26 (2) 260-277
- Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): Ingelheim – karolingisch oder römisch? *Zeitensprünge* 13 (3) 467-492
- Kraus, Thomas R. (2013): *Aachen · Von den Anfängen bis zur Gegenwart* 2. Band: *Karolinger – Ottonen – Salier · 765–1137*; Stadtarchiv; Aachen
- Siebig, Hans-Karl (2004): *Der Zentralbau des Domes zu Aachen · Unerforschtes und Ungewisses*; Worms

Jus nichtet Karl

Heribert Illig

Vor neun Jahren ist Marianne KOCH [2008] der rätselhaft unterbrochenen Tradierung des justinianischen Corpus Iuris Civilis nachgegangen. Ihr Ergebnis erscheint mir so wichtig, dass ich es noch einmal herausstelle und von den Zeiträndern her beleuchte.

Zur Rekapitulation: Unter Justinian I. entstehen die *Institutionen*, die *Digesten* bzw. *Pandekten*, die *Constitutionen* und die *Novellen*, ein enormes Gesetzesmonument, das KOCH mit Hilfe von Hermann LANGES Buch über die Glossatoren [1997] in seinen Einzelheiten aufblättert. Sie spürt auch einen Datierungsfehler auf, der bislang von den Chronologiekritikern nicht ausgemünzt werden konnte: Dreimal weisen die einleitenden *Constitutionen* darauf hin, dass seit Gründung der Stadt Rom fast vierzehnhundert Jahre vergangen sind. „Die Rechnung liegt um 1 Jahrhundert daneben!“ [Koch, 140]

Doch bald nach Justinian gerät es mehr oder weniger in Vergessenheit, vor allem im Westen, obwohl doch zumindest nach Theoderichs Tod ganz Italien zum byzantinischen Reich gehörte, ja sogar nominell das südliche Bayern bis zur Donau, bevor es 536 von den Ostgoten an die Franken gegeben wurde [wiki → Bajuwaren]; die Ostgoten waren nominell dem Kaiser unterstellt. Aber auch im Osten werden die *Digesten* erst durch die *Basiliken* Leons IV. (886–912) ‘wiederbelebt’.

„Die älteste Handschrift der *Basiliken* ist bereits mit Scholien versehen und stammt aus dem 11. Jh. Seitdem nimmt die wissenschaftliche Rechtsbearbeitung in Byzanz schwunghaft zu und erreicht zur gleichen Zeit wie im Westen zwischen 1150 und 1200 einen Höhepunkt“ [Koch, 136].

KOCH hat diesen Befund als wesentliche Stütze des erfundenen Mittelalters herausgestellt; anschließend beschäftigte sie sich auch noch mit der Glaubwürdigkeit von Justinians Geschichtsschreiber Prokop [Koch, 142-144].

Karl und Byzanz

Wer an Karl dem Großen Kritik übt, muss die Beziehungen der Karolinger mit Byzanz untersuchen. Gerade hier kollidierten politische Interessen aufs schärfste. Es gab nicht nur diplomatischen Verkehr, sondern auch zweimal Vorbereitungen auf dynastische Verbindungen. So wurde die Karlstochter Rotrud 781 mit dem damals ungefähr 10 Jahre alten byzantinischen Kaiser Konstantin VI. verlobt, allerdings 787 wieder entlobt; und um 800 soll Karl

der Kaiserin Irene sogar einen Heiratsantrag gemacht haben, womit das Franken- und das oströmische Reich vereint und die Krone mangels gemeinsamer Kinder später den Franken zugefallen wäre, hatte doch Irene 797 ihren Sohn blenden lassen, woran er starb. Unabhängig von diesem Heiratsgerücht wurde diplomatisch vehement um die Kaiserkrönung Karls gestritten, angeblich bis ins Jahr vor seinem Tod. Bei diesen engen Kontakten und Rivalitäten läge es auf der Hand, dass sich die zum Kaiserreich aufsteigenden Franken, die nur althergebrachte, veraltete Stammesrechte kannten, bereits mit dem Gesetzeswerk auseinandergesetzt hätten, das später für das Abendland prägend wurde: mit dem *Corpus Iuris Civilis* und insbesondere mit den *Digesten (Pandekten)* des Justinian. Doch da gibt es nur eine markante Leerstelle:

„Das Gesetzwerk Justinians liegt der gesamten weiteren Rechtsentwicklung des byzantinischen Reiches zugrunde. Das Abendland griff dagegen erst im 12. Jahrhundert auf das römische Recht zurück. Die Rezeption des römischen Rechtes durch das Studium des *Corpus iuris civilis* Justinians hatte für die Gestaltung der rechtlichen und politischen Auffassungen des Abendlandes die allergrößte Bedeutung, und seither bildete das römische Recht in der Fassung, die ihm die Juristen Justinians gegeben hatten, bis in die neueste Zeit ein Hauptelement der gesamteuropäischen Rechtsentwicklung“ [Ostrogorsky, 53].

Auf Karls Ignorieren einer überlegenen Gesetzgebung ist gleich zurückzukommen. Doch zuvor ist diese Überlegenheit darzustellen, die sich nicht zuletzt daraus ergibt, dass die älteren Gesetzessammlungen Roms berücksichtigt worden sind.

„Das größte und dauerhafteste Werk der justinianischen Epoche war die Kodifikation des römischen Rechtes. Unter der Leitung Tribonians ist die Arbeit in erstaunlich kurzer Zeit vollbracht worden. Zunächst wurde mit Zuhilfenahme des *Codex Theodosianus* wie auch der unter Diokletian entstandenen privaten Sammlungen, des *Codex Gregorianus* und des *Codex Hermogenianus*, eine Sammlung der geltenden kaiserlichen Konstitutionen seit der Zeit Hadrians veranstaltet. Diese Sammlung wurde im Jahre 529 als *Codex Justinianus* veröffentlicht, und fünf Jahre später erschien eine vervollständigte Ausgabe. Eine noch viel größere Leistung bedeuteten die 533 publizierten *Digesten (Pandekten)*. Sie bieten eine Sammlung jener Schriften der klassischen römischen Juristen, die neben den kaiserlichen Gesetzen die zweite Gruppe des geltenden Rechtes bildeten. Der *Codex Justinianus* übertraf zwar bei weitem seine Vorbilder, aber er stützte sich doch auf die Vorarbeiten der vorangehenden Jahrhunderte. Die *Digesten* waren ein völlig neues Werk. [...] Neben dem *Codex* und den *Digesten* stehen die als Leitfaden für das juristische Studium gedachten Institutionen [...] und] die *Novellensammlung*, in der die nach Veröf-

fentlichung des Codex ergangenen Verordnungen Aufnahme fanden. [...] Der Codex, die Digesten und die Institutionen wurden in lateinischer, die meisten Novellen aber bereits in griechischer Sprache veröffentlicht“ [Ostrogorsky, 51 f.].

Justinians Rechtsordnung galt weithin, wurde doch unter ihm ein Gutteil des weströmischen Reichs zurückerobert: ganz Italien mit Sizilien und Sardinien, weiter Korsika und die Balearen, dazu die illyrische Küste samt Hinterland, so dass es wieder eine gesicherte Landverbindung zwischen Rom und Konstantinopel gab; obendrein erneut die nordafrikanische Küste des (heutigen) Libyen, Tunesien und Algerien, dazu Andalusien mit Gibraltar und einem nordafrikanischen Gegenstück (das heutige spanische Ceuta ist kleiner) [Ostrogorsky, Karte nach 48]. Rom gehörte damals zu Byzanz, auch wenn der römische Bischof mit denen von Konstantinopel, Antiochia, Jerusalem und Alexandria um die Vorherrschaft stritt. Mit Kaiser Phokas (602–610), der als Usurpator seinen Vorgänger Maurikios brutal umbringen ließ, wird Byzanz destabilisiert: Die Perser greifen das Reich an, die seit 568 in Italien vorrückenden Langobarden greifen weiter aus, Slawen und Awaren rücken auf dem Balkan vor. Ob nun Phokas einfach dem angemessenen Amt nicht gewachsen war oder ob ihn die spätere Geschichtsschreibung verteufelt hat [s. wiki → Phokas] – Fakt bleibt, dass er in Rom einen Bundesgenossen suchte:

„Nachdem Phokas im Jahr 607 ein Gesetz erlassen hatte, durch das er die Würde des Ökumenischen Patriarchen dem Patriarchen von Konstantinopel nahm, dem Papst übertrug und damit **die Rechte Roms auf den Primat der gesamten Kirche anerkannte**, wurde mit der Phokas-Säule 608 das letzte antike Bauwerk auf dem Forum Romanum errichtet“ [wiki → Phokas; Hvhg. HI].

Auch das Pantheon wurde dem römischen Bischof geschenkt, der es 609 Maria und den christlichen Märtyrern weihte: *Sancta Maria ad Martyres*. Die Phokas-Säule wurde vom ravennatischen Exarchen errichtet. Seitdem war der Primat des römischen Bischofs, der Papst genannt wurde – wie um 1000 z.B. auch der Erzbischof von Mainz –, fixiert und wurde von der späteren römisch-katholischen Kirche eisern verteidigt. In diesen Umbruchszeiten verliert sich das byzantinische Recht im Westen:

„Die Digesten geraten aber, der herrschenden Auffassung zufolge, vom Beginn des 7. Jahrhunderts an in Vergessenheit, nachdem sie letztmalig in einem Brief Gregors des Großen an den Defensor Johannes aus dem Jahre 603 erwähnt worden sind. Eine neue Periode des ständigen Gebrauchs der Digesten beginnt erst im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts und wird von einer langobardischen Gerichtsurkunde vom März 1076 (Urkunde von Marturi) eingeleitet“ [Lange, 11].

Bei dieser erstaunlichen Aussage prüfen wir zunächst, wann und vor allem warum die Digesten gleichwohl die westliche Justiz geprägt haben. Entscheidend war ein Angriff der pisanischen Flotte auf Amalfi, bei dem 1155 der *Codex Florentinus* mit seinen 907 Blättern geraubt worden ist [Lange, 63, 61].

„Die Handschrift ist, wie sich vor allem aus dem paläographischen Befund ergibt, entweder noch im 6., spätestens aber zu Beginn des 7. Jahrhunderts geschrieben worden“ [ebd. 61].

Für eine Minderheitenmeinung könnte sie allerdings auch noch zu Lebzeiten Justinians geschrieben worden sein [Lange, 61, 63]. Ihr Verbleib lässt sich ein Stück weit verfolgen.

„Die Handschrift muß sich spätestens im 9. oder 10. Jahrhundert in Italien befunden haben, da eine [...] Glosse in langobardischer, sog. beneventanischer Schrift geschrieben ist“ [ebd. 63].

Sie mag noch im 11. Jh. in Amalfi konsultiert worden sein; aus dieser Wiedergewinnung antiken Rechts erblühte ab 1155 in Bologna die abendländische Rechtswissenschaft. Zunächst entstand eine gemeinsame Grundlage, der so genannte „Vulgattext“, der im 13. Jh. dann von den Glossatoren kommentiert worden ist. Man kann allenfalls darüber streiten, ob er „vor dem Beginn des 12. Jahrhunderts geschaffen worden sein“ kann [Lange, 30] oder im 12. Jh., genauer in der „*Renaissance des 12. Jahrhunderts*“ [ebd. 29] entstanden ist:

„Die Anfänge der modernen Rechtswissenschaft sind nach überwiegender Ansicht in den Leistungen der oberitalienischen Rechtsschulen zu erblicken, die vom 12. Jahrhundert an gegründet worden sind, vor allem der Rechtsschule von Bologna. Diese Gründungen stehen in äußerem und innerem Zusammenhang mit der Bearbeitung der Digesten Justinians, des umfangreichsten und wissenschaftlich wertvollsten Bestandteils des *Corpus Juris*. Dieser war in den westlichen Ländern des ehemaligen römischen Kaiserreichs vom Ende des 6. Jahrhunderts an verschollen gewesen und ist erst vom Ende des 11. Jahrhunderts an wieder ernstlich beachtet worden.“ [ebd. 1]

Diese Digestenvulgata, wie sie in verschiedenen Handschriften vorliegt, stimmt nicht vollständig mit dem *Codex Florentinus* überein [Lange, 64].

Daraus ergibt sich:

„Wie seit langem unumstritten ist, führen alle Vulgathandschriften auf die Fiorentina zurück. Zu belegen ist das durch gemeinsame Lücken, Schreibfehler und Umstellungen sowie durch Fehler, die auf Mißverständnissen der in der Fiorentina enthaltenen Korrekturen beruhen“ [ebd. 66].

Ab da traten die Glossatoren in Aktion, zumal gegen 1100 auch die *Authentica* gefunden wurde, d. h. 134 Novellen des *Corpus Iuris civilis* [Schäfer, 35]. Irnerius († ca. 1130) begründete die Glossatorenschule in Bologna, gefolgt

von Johannes Bassianus und seinem Schüler Azo († 1220), dann von dessen Meisterschüler Accursius (1182/85–1260/63). Dieser schuf die riesige *Glossa ordinaria*. Sie

„besteht in Erläuterungen zu den Rechtsbüchern, die man schon vor Accursius als *libri legales* zusammengefaßt hatte. Das Werk enthält nach E. Seckels Zählung insgesamt 96940 Glossen und hat damit einen ungeheuren Umfang [...] Die Anmerkungen sind kettenförmig um den Text gelegt. Die alte Interlinearglosse ist verschwunden. Die einzelnen Glossen sind durch einen Buchstaben mit einem Textwort verbunden“ [Lange, 345].

„Es gibt vielmehr Anhaltspunkte dafür, daß sein *Apparat zum Digestum vetus* spätestens im Jahre 1234 bekannt gewesen ist“ [ebd. 354].

So wurde Justinians Werk für das westliche Abendland bis an die Schwelle zum 20. Jh. prägend. Für das Fehlen während der Karolingerzeit wird ein weiterer Umstand bedeutungsvoll: das Beherrschen der griechischen Sprache:

„Trotz alledem wird es bei dem herkömmlichen Urteil verbleiben müssen, daß unmittelbare Zusammenhänge zwischen der bolognesischen und auch der jüngeren vorbolognesischen Rechtswissenschaft auf der einen Seite und der byzantinischen auf der anderen Seite nicht bestehen [...]

Entscheidend fällt jedoch die Unkenntnis der griechischen Sprache ins Gewicht, von der sowohl die jüngere vorbolognesische wie die bolognesische Rechtskultur zeugt. Sie äußert sich vor allem in der ständigen Auslassung der in griechischer Sprache geschriebenen Konstitutionen des justinianischen Codes.“ [L. 5]

Diese Schwäche bestand bis ins 11./12. Jh. [L. 5]. Zunächst mussten die griechisch formulierten Textstellen ins Lateinische übersetzt werden; das leistete ein Einziger:

„Als Übersetzer der meisten Stellen gilt Burgundio von Pisa († 1194), bezeichnenderweise keiner der großen Glossatoren und mehr enzyklopädischer Gelehrter als Jurist. Dies ist mit einem nennenswerten Gelehrtenverkehr oder gar Schülerverhältnis zu Byzanz unvereinbar“ [L. 5 f.].

Erst als das *Corpus Iuris Civilis* und die *Digesten* auf Lateinisch vorlagen, konnte die Arbeit der Glossatoren im bekannten Umfang beginnen. Doch das bedeutet zugleich, dass in einer karolingischen Zeit keineswegs daran zu denken war, dass derartige griechisch geschriebene Gesetzestexte verstanden werden konnten. Damit wird nicht zuletzt die einleitende Behauptung ad absurdum geführt, die Karlstochter Rotrud wäre in Vorbereitung auf ihre Ehe mit dem byzantinischen Kaiser von dem Eunuchen Elissaios im Griechischen unterrichtet worden [wiki → Rotrud]. Über sonstige Hinweise auf krasses Fehlen von Griechischkenntnissen in karolingischer Zeit ist separat zu berichten [Illig 2017 i.V.].

Die Lücke im Westen

Im Westen gab es durchaus einen scheinbar sehr rechtsbewussten Herrscher. So soll Karl die Ämter des Schöffen wie des Staatsanwaltes ins deutsche Recht eingebracht haben, dazu das Rügeverfahren und den Inquisitionsbeweis, weiter Femegericht und Kurfürstenkolleg. Darüber hinaus sprach er in allen seinen Aufenthaltsorten Recht und erließ für seine Grafen ca. 113 Kapitularien [vgl. Illig 2014, 51-54]. Gelegentlich treten Ungereimtheiten auf, etwa sein Einsatz für Gottesurteile, die zunächst Papst Stefan V. (885–891) verbietet, um 1063 und 1215 erneut von der Kirche verboten zu werden [Schäfer, 30]. Warum wäre die justinianische Entwicklung in Byzanz völlig an Karl vorbeigegangen, die zu seiner Kaiserkrönung nicht die jüngste, sondern bereits 240 Jahre alt war und damit wohlhingespült sein müsste? Er pflegte doch als Rechtskundiger enge Kontakte mit Byzanz. Doch es gilt:

„Die *Digesten Justinians*, umfänglichster und wissenschaftlich wertvollster Bestandteil des *Corpus juris*, sind im frühen Mittelalter kaum beachtet worden“ [Lange, 10].

Stammesrechte

Am Alter der justinianischen *Digesten* kann es nicht gelegen haben, waren doch die von Karl gesammelten Rechtswerke meist älter als die *Digesten*.

- 6. Jh. Ripuarisches Recht;
- 506 *Lex Romanum Visigothorum*, Recht der Westgoten;
- 511 *Pactum Legis Salicae* (salisches Recht);
- 516 *Lex Romana Burgundionum*;
- 643 *Edictum Rotharii* (Langobardenrecht);
- 740 ca. *Lex Baiuvariorum* [Schäfer, 24-28]

Nach 614 gibt es zwei Ausnahmen. Einmal das *Edictum Rotharii* vom 22. 11. 643, ergänzt durch das *Edictum Liutprandi* vom 28. 02. 713, das sogar einen speziellen Anhang für die Bauhandwerksmeister aus Como enthält [it.wiki → *Maestri comacini*]. Da wäre bereits 643 ein spezielles Recht für die *magistri commaceni*, d.h. für in einer Korporation oder Gilde zusammengefassten Baumeister, Steinmetze und Stuckateure formuliert worden, viele Jahrhunderte vor allen anderen einschlägigen europäischen Rechtsetzungen. Doch die *magistri comaceni* werden nördlich der Alpen erst an den Domen in Freising, Speyer oder Quedlinburg greifbar, also im späteren 11. Jh. Sie gehören in die Romanik – ohne imaginierte Wurzeln aus dem 7. bis 9. Jh.! Auch bei dieser Verjüngung sind sie älter als die übrigen Zünfte (der Handwerksmeister) und auch jene Steinmetzbruderschaften, die ab der Gotik greifbar sind. Man bedenke: Die zweite schriftliche Fixierung nach 643 erfolgte erst 1390 [wiki → Steinmetzordnung].

Noch zwei Hinweise zu den *Magistri comaceni*. Es versteht sich wie von selbst, dass Karl in direktem Kontakt zu den frühen Steinmetzen steht:

„In der Zeit Karls des Großen (768–814) erfolgte für die Entwicklung der Steinbaukunst in Deutschland die entscheidende Zäsur, so dass der Bau der Königshalle von Lorsch als einer der ersten deutschen Steinbauten bezeichnet wird, der in einem geregelten Baubetrieb entstand. [...] Es wird angenommen, dass die *Comacini* Steinmetzen aus der Gegend von Como waren, die Karl dem Großen folgten, nachdem dieser das Langobardenreich erobert hatte. [...] Außerdem]

„der in jüngster Zeit gefundene St. Galler Klosterplan“ [wiki ↔ Bauhütte].

Der letzte Halbsatz gehört zur permanenten Warnung, *Wikipedia* zu misstrauen, sind doch die Bildlegenden des St. Galler Pseudoplane bereits gegen 1600 publiziert worden, der ganze Plan dann im 19. Jh. [vgl. Illig 2016, 404].

Lex Baiuvariorum

Die andere Ausnahme bildet das Gesetz der Baiern. Es ist aus mehreren Gründen dubios. So spricht sein Prolog davon, dass es vom König Theoderich I. (511–533) aufgezeichnet und vom König Dagobert I. (623–638) ausgeformt worden sei, doch diese gesetzesimmanente Aussage lässt die Forschung nicht gelten [Hartmann, 266]. Dann gibt es wörtliche Übernahmen aus einem noch deutlich älteren Gesetzestext:

„Warum aber bestehen diese wörtlichen Übereinstimmungen gerade mit dem Rechtsbuch des westgotischen Königs Eurich (466–484), das aus einer Zeit stammt, als die Westgoten noch Arianer waren und das später durch neue Kodifikationen ersetzt worden ist? Diejenigen Forscher, nach denen die *Lex Baiuvariorum* in der Mitte des 8. Jahrhunderts entstanden ist, erklären diese Tatsache damit, daß die Mönche von Niederaltaich, wo die Lex um 740 aufgezeichnet worden sei, teilweise westgotischer Herkunft gewesen seien und aus ihrer Heimat einen *Codex Euricianus* mitgebracht hätten“ [Hartmann, 267 f.].

Das zeichnet den Mediävisten aus: Er ist um keine noch so abseitige Erklärung verlegen, auch wenn er gleichzeitig die Meinung vertritt, das niederbayerische Niederaltaich sei überhaupt erst 741 gegründet worden (und besaß in den ersten Jahren sicher noch kein leistungsfähiges Skriptorium) und seine ersten Mönche stammten von der Reichenau [wiki ↔ Kloster Niederaltaich].

Weiter spricht die Lex durchwegs von Geldstrafen, meist in Schillingen bzw. Solidi, manchmal auch in Tremissen – doch die bayerischen Herzöge verzichteten anders als ihre fränkischen und langobardischen Verwandte von ihren Anfängen im 6. Jh. bis zu ihrem Untergang 787/88 auf das Schlagen von Münzen. Die angegebenen Strafzahlungen gehen ins Utopische, als ob der Wert von Münzgold kaum verstanden würde. So wird bei einem strafwür-

digen Vergehen nicht nur eine Bußzahlung fällig, sondern auch eine Zahlung von 40 Solidi an den Fiskus [Hartmann, 267]. Nun entsprach ein Solidus 4,5 g Gold – in einer Zeit, in der das amerikanische Gold noch nicht bekannt war und Karl bald darauf das Schlagen von Goldmünzen verbieten musste. Der Wert eines Solidus läge zum Tagespreis (24. 2. 2017) bei 172 €; daraus ergäbe sich erstaunlich reicher Münzbesitz bei den bajuwarischen Freien, obwohl Merowinger- und Karolingerzeit aus archäologischer Sicht zu den münzärmsten Epochen gehören. Die Tarife steigen bei einem Herzogsmord auf 900, bei einem Bischofsmord auf ca. 30.000 Solidi! Bei einer durch Stoß verursachten Fehlgeburt würden sofort 12 Solidi fällig, ab da bis ins 7. Glied jährlich 1 Solidus, also sicher unterm Strich 200 Solidi [Hartmann, 270] – doch wer sollte die möglichen Nachfahren des Täters über mindestens 150 Jahre zur Zahlung zwingen?

Schließlich sollten laut dieser Lex allein Schenkungen an die Kirche schriftlich bestätigt werden [Illig/Anwander, 46], protokolliert mit einer Vielzahl von Zeugen, die allesamt nicht schreiben konnten. Das wirkt wie eine Anfügung wegen dem Wormser Konkordat (1122), um die nunmehr notwendige Verschriftlichung von Kirchengutsherkunft mit Hilfe scheinbar alter Urkunden überhaupt erst zu motivieren. Die älteste erhaltene Gesetzesniederschrift der Lex wird zwischen 800 und 825 datiert, neun der 15 erhaltenen Handschriften stammen aus dem 11./12. Jh. [Hartmann, 452, 268]

Warum also warf Karl keinen Blick auf die Rechtsprechung jenes Kaiserreichs, mit dem er massiv konkurrierte? Das bleibt unerklärlich, wenn man der bisherigen Zeitachse verhaftet bleibt.

Juristischer Sachverstand der Karolinger

Was wird sonst über die rechtlichen Fortschritte unter Karl berichtet? Das vorhandene Material ist in der Vergangenheit so unterschiedlich wie nur möglich beurteilt worden:

„Die Auffassungen der Sachkenner waren in dieser Frage früher zum Teil extrem gegensätzlich. *Max Conrat* [1884] hatte in der frühmittelalterlichen Rechtsliteratur einen nicht mehr zu unterbietenden Tiefstand erblickt. *Hermann Fitting* [1888] hatte sich hingegen zu der Behauptung verstiegen, daß das frühe Mittelalter eine Zeit hoch- und höchstqualifizierter Leistungen gewesen sei, und daß die Bologneser Literatur gegenüber der vorgängigen in mancher Hinsicht einen Rückschritt darstelle“ [Lange, 9 f.; ergänzte Jahreszahlen HI].

Aus den fiktiven Jahrhunderten gibt es nur sehr vage Hinweise auf die Digesten

„in der Langobardengeschichte des *Paulus Diaconus*, eines Vertreters der karolingischen Renaissance († 797). Der in Frage stehende Bericht stützt

sich mutmaßlich auf eine im 6. Jahrhundert verfaßte Chronik aus dem byzantinischen Italien.“ [Lange, 11]

„Die spärlichen Digestenzitate kontrastieren damit, daß das frühe Mittelalter eine quantitativ durchaus nicht unerhebliche Rechtsliteratur hervorgebracht hat, die sich summierend, paraphrasierend, epitomisierend und glossierend mit anderen Teilen des Corpus Juris befaßt.“ [ebd. 12]

„Gegen eine nennenswerte Benutzung der Digesten im frühen Mittelalter sprechen noch folgende Indizien: Unsere Kenntnis der Digesten beruht hauptsächlich auf einer einzigen, spätestens zu Beginn des 7. Jahrhunderts geschriebenen Handschrift, die den Digestentext nahezu vollständig enthält, auf dem *Codex Florentinus*, dessen Inhalt auch – wahrscheinlich indirekt – bei der Herstellung des im Mittelalter gebräuchlichen Vulgattextes benutzt worden ist. Auf diesem Codex befindet sich nur eine Eintragung, die mit Sicherheit aus dem frühen Mittelalter stammt. Im übrigen fehlt es an Gebrauchsspuren aus dieser Zeit. Aufschlußreich ist ferner, daß das Wort »Digesta« in Quellen des frühen Mittelalters mit den Begriffen »descripta« und »deposita« erläutert worden ist, der Begriff »Pandectes«, das Synonym für »Digesta« als Bezeichnung für die gesamte heilige Schrift“ [ebd. 14 f.].

Man „habe im frühen Mittelalter nicht gewußt, daß es sich bei den Digesten um ein Werk des Kaisers Justinian handle. Gelegentliche Unkenntnis ist sicherlich anzunehmen. Aber es ist wenig wahrscheinlich, daß alle Quellen, aus denen die Herkunft der Digesten hervorgeht, seinerzeit unbekannt oder unbeachtet geblieben sind. So bleibt als plausible Erklärung nur der Hinweis auf den wissenschaftlich gelehrten Charakter dieses sehr umfangreichen und auch nicht sonderlich übersichtlichen Werkes. Man besaß nicht den geistigen Rang, der erforderlich gewesen wäre, um den in den Digesten enthaltenen Rechtsstoff theoretisch zu bewältigen. Man kannte auch nicht die Interpretationsmethoden, mit deren Hilfe man die Digesten der Praxis als lebendiges Gesetz hätte andienen können“ [ebd. 15].

Um diesen Mangel zu motivieren, muss die juristische Ausbildung im frühen Mittelalter möglichst tief angesetzt werden. Das läuft auf die Fragestellung hinaus, ob es damals überhaupt „rein fachlich orientierte Rechtsschulen“ gegeben hat? [Lange, 17] Doch das widerspräche dem auch juristisch äußerst wachsamem und aktiven Karl. Andererseits wissen wir vom spätantiken Rom:

„Es steht außer Zweifel, daß im 6. Jahrhundert in Rom schulmäßiger Rechtsunterricht erteilt worden ist. Justinian spricht in einer der Einleitungskonstitutionen zu den Digesten, der *Constitutio Omnem* (a. 533) von Rechtsschulen »in regis urbibus« und kann damit kaum anderes meinen als Konstantinopel und Rom, auch wenn letzteres damals nicht zu seinem Herrschaftsgebiet gehörte.“ [Lange, 20]

Im Karolingerreich gab es allenfalls kirchliche Rechtssammlungen.

„So zollten fränkische Kapitularien aus dem 8. und 9. Jahrhundert ihnen Anerkennung. Im *karolingischen aequitas iudicium* sollte dem Bericht des Hinkmar von Reims († 882) zufolge nach den von der Kirche vertretenen Anschauungen Recht zugesprochen werden, wenn das weltliche Recht keinen einschlägigen Rechtssatz enthielt oder zu keiner billigen Entscheidung führt“ [Lange, 94].

Aber auch das Kirchenrecht benötigte die justinianischen Digesten, werden sie doch ab ihrer Wiederentdeckung

„auch in die kanonischen Sammlungen übernommen und sie haben auf die Ausbildung des kanonischen Rechts erhebliche Auswirkungen gehabt“ [Lange, 15].

Ab 1140 stützt sich das kanonische Recht auf die nun vorliegenden und bearbeiteten Digesten. Damals verfasste der Kamaldulenser Mönch Gratian aus Bologna das nach ihm benannte *Decretum Gratiani*.

„Es bildet den ersten Teil einer Sammlung von sechs Rechtsbüchern, die im Corpus Iuris Canonici zusammengefasst sind. Name und Idee dieses Corpus laufen parallel zum Corpus Iuris Civilis, einer Sammlung des römischen Rechts“ [wiki → Decretum gratiani].

Die Methode Gratians wirkt auf uns Heutige als ‘normal’:

„Gratian versuchte scheinbar gegensätzliche Canones miteinander zu harmonisieren, er diskutiert unterschiedliche Meinungen und entscheidet sich für eine Lösung. Diese dialektische Arbeitsweise machte es für andere Rechtslehrer interessant, mit dem Dekret zu arbeiten und eigene Lösungen und Kommentare zu entwickeln. Gratian entwickelt allgemeine Sätze (*distinctiones*), formulierte fingierte Rechtsfälle (*causae*), stellte Rechtsfragen (*quaestiones*) und harmonisierte Widersprüche in *dicta* (*paragraphi*). Diese Kommentare wurden zunächst – ebenso wie in der Legistik – in der Form von Glossen verfasst“ [wiki → Decretum gratiani].

Das bestätigt aufs beste die Feststellung von Ivan Illich, wonach das moderne, wissenschaftliche Denken gegen 1130 entstanden ist [Illich 1991; vgl. Illig 1997]. Er bezog sich dabei auf das Werk des Hugo von St. Viktor:

„*Didascalicon de studio legendi* (etwa: ›Anleitung zum Studium des Lesens und Auslegens‹, ca. 1128); eine Art Einführung in oder Anleitung für das Studium der Theologie“ [wiki → Hugo von St. Viktor].

Die Leerzeit bei den Byzantinern

Die Nachrichten aus der mittelbyzantinischen Zeit, also nach 600, sind generell sehr dürftig. So erfahren wir nicht, ob Justinians *Corpus Iuris Civilis* und die Digesten permanent benutzt worden sind. SCHÄFER [28, 30] verzeichnet nur

zwei Hinweise. 762 lässt Kaiser Leon III. (716–741) die *Ekloge* mit 18 Titeln verfassen, die weit verbreitete Fortführung des justinianischen Rechts. 879 entsteht daraus das *Prochiron* mit 40 Titeln.

„Nach der Epoche Justinians I. erlahmte und stagnierte die Jurisprudenz, der Rechtsunterricht ging nieder, die Rhetorik schob sich im Prozeß in den Vordergrund. Nur mehr wenige kaiserliche Novellen bieten im 7. und 8. Jahrhundert ein stabiles Fundament des Rechtslebens“ [Mazal, 142].

Zu ihnen gehört die *Ekloge* der Kaiser Leon III. und Konstantin IV. von 726, erkennbar möglicherweise nur an späterer Benutzung. Geschätzt wurde Justinians I. Arbeit angeblich erst von Basileios I. (867–886):

„Aufgrund seiner umfangreichen gesetzgeberischen Tätigkeit, die als Wiedererweckung des justinianischen Rechts beschrieben werden kann, wird er oft der zweite Justinian genannt“ [wiki → Basileios I.].

Das muss allerdings verwundern, denn sein Aufstieg zum Kaiser begann als Stallknecht und setzte sich als Leibwächter und Ringer fort [wiki → Basileios I.], der angeblich Rechtsinteressierte „war allerdings nahezu Analphabet“ [Schreiner, 11]. Wie viel er von Recht und Gesetz hielt, zeigte er unmissverständlich: Er ermordete erst den kaiserlichen Mitregenten Bardas, dann Kaiser Michael III. selbst, anschließend den Thronrivalen Basiliskianos, hätte aber ausgerechnet Michaels mutmaßlichen Sohn geschont, der ihn dann als Leon VI. beerbte. Dieser Kaiser (886–912) steuerte nicht nur 113 Novellen bei.

„Er vervollständigte die Arbeit an der Basiliká, der griechischen Übersetzung und Aktualisierung der Gesetze des Kaisers Justinian I., die Basileios in seiner Regierungszeit begonnen hatte“ [wiki → Leo VI. (Byzanz)].

Diese Übersetzung und Aktualisierung kommt nach 370 Jahren doch sehr spät, unglaublich spät. Mit weiterer Verspätung wurde sie von Johannes Xiphilinos gegen 1060 kommentiert [Schäfer, 33].

Die Leerstelle bei heutigen Karlsexegeten

Dieser Text muss weitgehend ohne Bestätigungen berufener Karlsbiographen auskommen. Das gilt vorzugsweise für die Arbeiten zum 1200. Todestag Karls. So führt Stefan WEINFURTER [2014] den Namen Justinian I. nicht einmal im Register. Karls ‚Hauptverweser‘ Johannes FRIED [2013] beschäftigt sich lieber ausführlich, über vier Seiten hinweg mit der karolingischen Behandlung von Inzest [Fried, 344-347] als mit dem Fehlen der wichtigsten Gesetzessammlung. Dabei konstatiert er eine auffallende Zunahme der Gesandtschaften, nicht zuletzt nach Konstantinopel [Fried, 464] und sieht Justinian als berühmten Gesetzgeber, der jedoch nicht zu den Franken ausstrahlt [Fried, 629]. Die Gründe dafür interessieren ihn nicht. FRIED hat auch an dem dreibändigen Werk über *Karl der Große · Orte der Macht* mitgearbeitet [Pohle 2014], das sich auf

70 Seiten mit Hof und Herrschaft, Kultur und Wissenschaft, Bildung und Büchern, Text- und Naturwissenschaften sowie Literatur am Karlshof befasst, aber kein Wort über juristische Entwicklungen verliert [Pohle, 256-327]. Hier haben auch Matthias BECHER, Achim Thomas HACK, Rosamond MCKITTERICK, Dietrich LOHRMANN, Walter OBERSCHELP und Heinz Erich STIENE geschwiegen.

Selbst Rolf BERGMEIER [2016] kann zur Pflege des Juristischen nichts beitragen, obwohl gerade er zeigen will, dass Bildung, Wissenschaft und Gelehrsamkeit keineswegs unter Karl verbreitet waren.

Martina und Wilfrid HARTMANN [2014, 26] haben immerhin darauf hingewiesen, dass zumindest die romanischen Bewohner des Frankenreichs nach römischem Recht lebten.

„Und dieses Recht war in einer Bearbeitung der Kodifikation von Kaiser Theodosius II. (408–450), dem *Codex Theodosianus*, die am Beginn des 6. Jahrhunderts erfolgt war, weit verbreitet; sie wird *Lex Romana Visigothorum* oder *Breviarium Alarici* genannt – also Kurzfassung des (westgotischen) Königs Alarich II.“ [Hartmann/Hartmann, 26].

Bei genauerem Hinsehen stammt der *Codex Theodosianus* allerdings nicht aus dem 6. Jh., sondern wurde 438 veröffentlicht, formuliert für West- wie Ostrom [wiki ↔ *Codex Theodosianus*]. Warum ist Justinians Reform übersehen worden? Da diese Frage nicht zu den von den HARTMANNs gestellten 101 Fragen gehört, wird sie auch nicht von ihnen beantwortet.

Andreas KALCKHOFF [1991, 136-162] hat dagegen noch auf 27 Seiten über Recht und „die richtige Ordnung“ geschrieben. Er nannte Konstantin, Theodosius und Justinian als große Gesetzgeber.

„Zweifelloos wollte Karl in der Nachfolge dieser berühmten christlichen Kaiser auch etwas für seinen Ruf als Gesetzgeber tun. Daß ihm dies nur unvollkommen gelang, hat weniger mit Unvermögen zu tun als mit Unwillen“ [Kalckhoff, 137],

weshalb das Resultat nicht zukunftsweisend war. Die Überarbeitung des ripuarischen wie des salischen sowie des sächsischen Rechts [ebd. 137 f.] hat spätere Juristen nicht befruchtet.

Noch früher hat Gerhard HERM [1987] sich seinen Karl zurecht gelegt. Auf ein und derselben Seite wird darauf hingewiesen, dass Karl Gewichte, Münzen und Maße vereinheitlicht, aber solche Vereinheitlichung beim Gesetz gerade nicht gewollt habe und deshalb – das ist falsch – auch justinianisches Recht gegolten hätte:

„In Oberitalien galt langobardisches, in Schwaben schwäbisches, im ehemaligen Austrien fränkisches Volksrecht von germanischer Provenienz, wohingegen in den gallorömischen Gebieten verwiegend das *Corpus juris* des Kaisers Justinian angewandt wurde, das in stammesübergreifenden

Fällen auch für das ganze Reich maßgebend war. [...] All das mußte nun zunächst einmal geordnet, ausgekämmt, in ein System gebracht werden, ehe man daran denken konnte, aus dem vorhandenen Material größere sinnvolle Konstruktionen zu errichten“ [Herm, 156 f.].

Beim Recht gab es also scheinbar keine Vereinheitlichung, während es für HERM unmittelbar weitergeht mit der einheitlichen Messe, dem einheitlichen Kirchengesang und der einheitlichen Bibelauslegung.

Laut Pierre RICHÉ [1981, 166; seine Kursivierung]

„ließ [Karl] die *Lex Salica*, *Lex Alamannorum*, *Lex Baiuvariorum* überarbeiten, die *Lex Saxonum* und *Lex Frisionum* ließ er kodifizieren.“

Bereits 1991 [156] bezweifelte FRIED, dass diese geschriebenen Volksrechte jemals praktischen Nutzen gehabt hätten, schon das ein mehr als seltsamer Befund [vgl. Illig 2014, 51]. Insbesondere bei FRIEDS Inzestforschung drängt sich der Eindruck auf, dass der Blick auf Justinians Digesten sehr bewusst vermieden wird; den ihm nachfolgenden Forschern fiel die Leerstelle dann ohnehin nicht mehr auf.

Fazit

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass die justinianische Gesetzgebung die gesamte abendländische Rechtsprechung beeinflusst hat (noch das Bürgerliche Gesetzbuch von 1900), nicht aber die karolingische. Das lässt sich nur mit der Fiktionalisierung des frühen Mittelalters motivieren, weshalb es in der herrschenden Lehre übergangen wird.

Das 7.||10. Jahrhundert

Versuchen wir das Geschehen nochmals zu verstehen. Ich bleibe bei meiner Ansicht, dass nach Phokas und vier Jahren Heraclius Byzanz am Ende war. Herkömmlich gilt: Die Perser eroberten Ostanatolien, Syrien, Palästina mit Jerusalem, Ägypten, Libyen und Tunesien bis Karthago, worauf Heraclius seine wundersame Konterattacke beginnt, in deren Verlauf er der belagerten Hauptstadt den Rücken kehrt, bis ins Herz des Perserreiches vorstößt, das hl. Kreuz zurückgewinnt, während bald der persische Großkönig Chosrau II. von seinem Sohn abgesetzt und ermordet wird. Das dauert 14 lange Jahre, nur um sich anschließend mit der Abwehr der Moslems fortzusetzen.

In meiner Sicht geht Herakleios 614 und damit viel rascher unter, wobei die Thronwirren von 641 nach 614 rücken könnten: 641 war ein Viel-Kaiser-Jahr, durchaus gleichauf mit dem Sechskaiserjahr 238 und dem Vierkaiserjahr 68: Herakleios stirbt im Februar, seine Gattin Martina übernimmt die Regentschaft, Sohn Konstantin III. stirbt im Mai, der von Martina stammende Sohn und Kaiser Heraklonas im September. Danach wird die Regentin ebenso

beseitigt wie die zum Basileus und Mitkaiser erhobenen Söhne David Tiberios und Martinos. Ende September 641 wird dann Konstans II. (Sohn von Konstantin III.) zum Kaiser erhoben.

Ähnliche Wirren zeichnen die Zeit nach 911 aus. Leon IV. stirbt 912, sein Bruder Alexandros 913, Konstantin VII. kommt als Sechsjähriger auf den Thron, erst mit Basilitzes als Vormund, dann abgelöst von dem Regenten Nikolaus I., den wiederum Romanos Lakapenos als Admiral und Schwager Konstantins ersetzt, der sich zum Kaiser erheben lässt und von 920 bis 946 als Kaiser an der Macht bleibt. Nun erst wird Konstantin VII. als 39-Jähriger alleiniger Kaiser, greift aber nur selten direkt in die Politik ein.

In *Wer hat an der Uhr gedreht?* habe ich offen gelassen, ob der Zeiteinsprung im Osten oder im Westen initiiert worden ist. Nunmehr neigt sich die Waage entschieden zugunsten des Westens, wegen eines bereits damals genannten Arguments: Der Osten hat nicht nach Christi Geburt, sondern nach Schöpfungsära gerechnet, profitierte also nichts von einem vorgezogenen Jahr 1000 n. Chr. [vgl. Illig 1999, 205].

Vielmehr lag dem Westen, also Papst und Kaiser daran, nach dem päpstlichen Primat innerhalb der Kirche von 608 auch ein Gegenstück zum östlichen Kaisertum zu schaffen. Mit dem Uhrvordrehen rückte das Jahr 800/801 n. Chr. aus der Zukunft in die Vergangenheit und konnte mit der Wiederbelebung des römischen Kaisertitels ausgestattet werden. So gab es nun einen Kaiser im Westen, dem eine nachrangige Kaiserin Irene beigeisellt wurde, die er hätte freien können. Diese scheinbar utopische Episode kann entstanden sein aus einem Otto I., der noch vergeblich um eine byzantinische Prinzessin anhielt, aus einem Otto II., der keine purpurborene Prinzessin erhielt, und einem Otto III., dessen kaiserliche Braut erst nach seinem Tod in Italien eintraf und drei Tage später zurückreiste:

„Nach sechs Jahren hartnäckiger Bemühungen (oder nach drei Jahrzehnten, wenn man die Initiative Ottos des Großen hinzuzählt) war die sächsische Werbung um eine purpurborene Prinzessin ans Ziel gelangt“ [Eickhoff, 351].

Jetzt wäre das Ereignis tatsächlich unmittelbar bevorgestanden: die Vereinigung beider Kaiserhäuser. Doch der Tod (wahrscheinlich Ermordung) Ottos III. vereitelte das Ereignis, das unter Karl keine Realität gewann. Erstaunlicherweise wird die vereitelte Hochzeit wenig behandelt: ALTHOFF [182] spricht nur von der Brautwerbung, *Wikipedia* (↪ Otto III.) übergeht die Braut ganz. Henry BENRATH [293] lässt in seinem Roman Otto III. sagen, dass

„der Kaiser Basileios II. von Byzanz in meine Vermählung mit der Prinzessin Zoë, der in Purpur geborenen Tochter seines Bruders und Mitkaisers Konstantinos VIII., eingewilligt hat.“

Ob es die 21-jährige Zoë oder die 12-jährige Theodora war, ist ungeklärt.

Sicher ist jedoch, dass die Mediävisten dem als BENRATH schreibenden Albert RAUSCH nur ungern verzeihen, dass nicht sie, sondern er die Identität von Ottos III. Mutter Theophanu aufgeklärt hat. Sie war nicht die purpurborene Tochter von Romanos II., sondern die Tochter des Fürsten Konstantin Skleros und der Prinzessin Sofia Phokas [dazu nichts unter wiki ↪ Albert Heinrich Rausch; ↪ Theophanu (HRR)]. Auf den 858 großformatigen Seiten der beiden Theophanu-Bände von 1991 weist Otto KRESTEN erst 33 Seiten vor dem Buchende darauf hin, während Martina STRATMANN noch 20 Seiten weiter RAUSCHS Namen verballhornt und seine Leistung ignoriert [Euw/Schreiner, II:403, 423].)

Übrigens erinnert sich *Wikipedia* auch nicht daran, dass bereits Karl Heiratspläne mit Angelsachsen oder Byzantinern verfolgt haben soll, wenn es um Heinrich I. und die englische Braut für Otto I. geht:

„Heinrich bemühte sich auf diese Weise, Dynastien außerhalb seines Reiches an sein Haus zu binden, was bis dahin im ostfränkischen Reich unüblich gewesen war“ [wiki ↪ Otto I. (HRR)].

Bei dem Weg durch das Gestrüpp aus Dichtung und Wahrheit, unabsichtlichen Fälschungen und gezielten Täuschungen, ergänzungsheischenden Lücken und unverständlichen Widersprüchen fehlen die regierungsamtlichen „alternativen Fakten“ von heute keineswegs.

Literatur

- Althoff, Gerd (1996): *Otto III.*; WBG, Darmstadt
- Bergmeier, Rolf (2016): *Karl der Große · Die Korrektur eines Mythos*; Tectum, Marburg
- Eickhoff, Ekkehard (2000): *Kaiser Otto III. · Die erste Jahrtausendwende und die Entfaltung Europas*; Klett-Cotta, Stuttgart (1999)
- Euw, Anton v. / Schreiner, Peter (Hgg. 1991): *Kaiserin Theophanu · Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends [...] zum 1000. Todestag der Kaiserin*; Schnütgen-Museum, Köln
- Fried, Johannes (2013): *Karl der Große · Gewalt und Glaube · Eine Biographie*; Beck, München
- (1991): *Die Formierung Europas 840 – 1046*; Oldenbourg, München
- Hartmann, Wilfried (1988): *Das Recht*; in Dannheimer, Hermann / Dopsch, Heinz (1988): *Die Bajuwaren · Von Severin bis Tassilo 488 – 788; Gemeinsame Landesausstellung* (Rosenheim und Mattsee); Freistaat Bayern · Land Salzburg, 266-272
- Hartmann, Martina & Wilfried (2014): *Karl der Große und seine Zeit · Die 101 wichtigsten Fragen*; Beck, München
- Herm, Gerhard (1993): *Karl der Große*; Econ, Düsseldorf (1987)
- Illich, Ivan (1991): *Im Weinberg des Textes · Als das Schriftbild der Moderne entstand · Ein Kommentar zu Hugos „Didascalicon“*; Luchterhand, Frankfurt a. M.
- Illig, Heribert (2016): *Wo waren die mittelalterlichen Skriptorien? oder Die Umdatierung des St. Galler Pseudopians*; *Zeitenprünge* 28 (3) 365-407
- (2014): *Das erfundene Mittelalter*; Ullstein, Berlin (1996, Econ, Düsseldorf)

- (1997): Arno Borst contra Ivan Illich; *Zeitensprünge* 9 (3) 330-343
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie* in zwei Teilen; Mantis, Gräfelfing
- Kalckhoff, Andreas (²1990): *Karl der Große · Profile eines Herrschers*; Piper, München (¹1987)
- Koch, Marianne (2008): Prüfstein Rechtsgeschichte · Justinianische Spurenlese; *Zeitensprünge* 20 (1) 134-145
- Lange, Hermann (1997): *Römisches Recht im Mittelalter · Band 1: Die Glossatoren*; Beck, München
- Mazal, Otto (1989): *Handbuch der Byzantinistik*; Akademische, Graz
- Ostrogorsky, Georg (1996): *Byzantinische Geschichte 324 – 1453*; Beck, München (¹1963)
- Pohle, Frank (2014): *Karl der Große · Orte der Macht · Essays*; Sandstein, Dresden
- Riché, Pierre (1981): *Die Welt der Karolinger*; Reclam, Stuttgart
- Schäfer, Anton (³2002): *Zeittafel der Rechtsgeschichte Von den Anfängen über Rom bis 1919 mit Schwerpunkt Österreich und zeitgenössischen Bezügen*; BSA Verlag, Dornbirn
- Schreiner, Peter (1991): Byzantinische Geisteswelt; in *Euw/Schreiner*, 9-24
- Weinfurter, Stefan (2014): *Karl der Große · Der heilige Barbar*; Piper, München
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Böhmisch-mährische Burgen und Könige

Heribert Illig

Böhmen ist von unserer Seite kaum, Mähren nur von Klaus Weissgerber betrachtet worden. Aus Sicht des Autors ist das Mährische oder Großmährische Reich noch immer ein Problem, weil Meldungen auf geduldigem Papier und Pergament steinerne Burgen und andere Bauten gegenüberstehen, die nicht aus derselben Zeit stammen können.

Mähren ist heute der Ostteil Tschechiens mit den vier Städten Jihlava/Iglau, Svitavy/Zwittau, Olomouc/Olmütz und Brno/Brünn; im Südosten schließt die Slowakei an. Das Großmährische Reich erhielt sein Attribut nur durch ein Fehlübersetzung von „megale Moravia“ aus Konstantins VII. *de administrando imperio*, doch man müsste es sich wirklich groß vorstellen, soll es doch im Nordwesten Meißen, Breslau und Krakau, im Süden das spätere Ungarn zwischen Donau und Drau eingeschlossen haben, im Osten verlieren sich jenseits der Theiß seine Grenzen im Ungefähren. Zentren waren Miculčice, Staré Město (bei Uherské Hradiště) und Neutra/Nitra; bei Bratislava/Pressburg stand die Festung Devín gegen das östliche Frankenreich.

Aus den großen Zeiten Mährens sind nur vier Großfürsten bekannt:

Mojmir I. 830?–846	Svatopluk 870 –894
Rastislav 846 –870	Mojmir II. 894 –906?

906 wäre das mährische Reich in einer Schlacht von den Ungarn zerstört worden, bevor die Baiern 907 in einer anderen Schlacht ihren gesamten Adel samt Geistlichkeit verloren hätten und die neue Führung ohne fiktiv-zeitliche Wurzeln auskommen muss. Der Schlacht von 907 entspricht eine Schlacht von 610 zwischen Baiern und Slawen. Dementsprechend sollte sich das Geschehen in Mähren darstellen.

„Dušan Třeštík vermutet, dass das mährische Heer 905–906 in einer einzigen Schlacht bei Nitra von den Magyaren vernichtet wurde, in deren Verlauf auch Mojmir II. starb. Infolge dieser Katastrophe soll das Mährerreich archäologischen Quellen zufolge in Chaos und heidnischen Aufständen versunken sein. Die vernichtende Niederlage der Bayern bei der Schlacht von Pressburg im Jahr 907, bei welcher diese nochmals versuchten die alten Verhältnisse wiederherzustellen, bedeutete den endgültigen Fall des Mährerreiches“ [wiki ↔ Mährerreich].

Danach klafft eine Lücke von mehr als einem Jahrhundert, bis die Přemysliden ab 1029 als Herzöge Böhmens und als Fürsten von Mähren herrschen.

Wie weit bewegen wir uns hier auf gesichertem Boden? In den letzten vier Jahrzehnten wurde diskutiert, ob der Kern des Reichs in Südmähren und im slowakischen Marchgebiet oder entlang der Theiß oder gar entlang der serbischen Morava (March) lag. Diese große Unsicherheit gibt zu denken, zumal es obendrein ein Fürstentum Nitra von 805 bis 833 gegeben haben könnte. Indem wir nach Böhmen wechseln, bleiben die Nebelschwaden.

Böhmische Herrscher

Wikipedia unterscheidet zwischen legendären und realen Herrschern. In die erste Rubrik gehören

Pater Boemus oder Urvater Tschech, Krok, Přemysl der Pflüger, Nezamysl, Mnata, Vojen, Vnislav, Křesomysl, Neklan und Hostivit.

Der Pflüger gilt als zeitlich nicht fixierbarer Stammvater der Přemysliden. Sie kommen erst nach einem Dux **Lecho** von 805, der sehr an den mystischen Stammvater der polnischen Könige erinnert [vgl. Heinsohn, 138]. Von diesem Lecho, der wie der erste sagenhafte König von Polen heißt (laut der Großpolnischen Chronik aus dem 13. Jh.), ist nichts weiter bekannt, als dass er im Kampf gegen Karl den Jüngeren, den 811 gestorbenen Sohn Karls d. Gr., gefallen sei. Dann klafft eine Lücke von 70 Jahren.

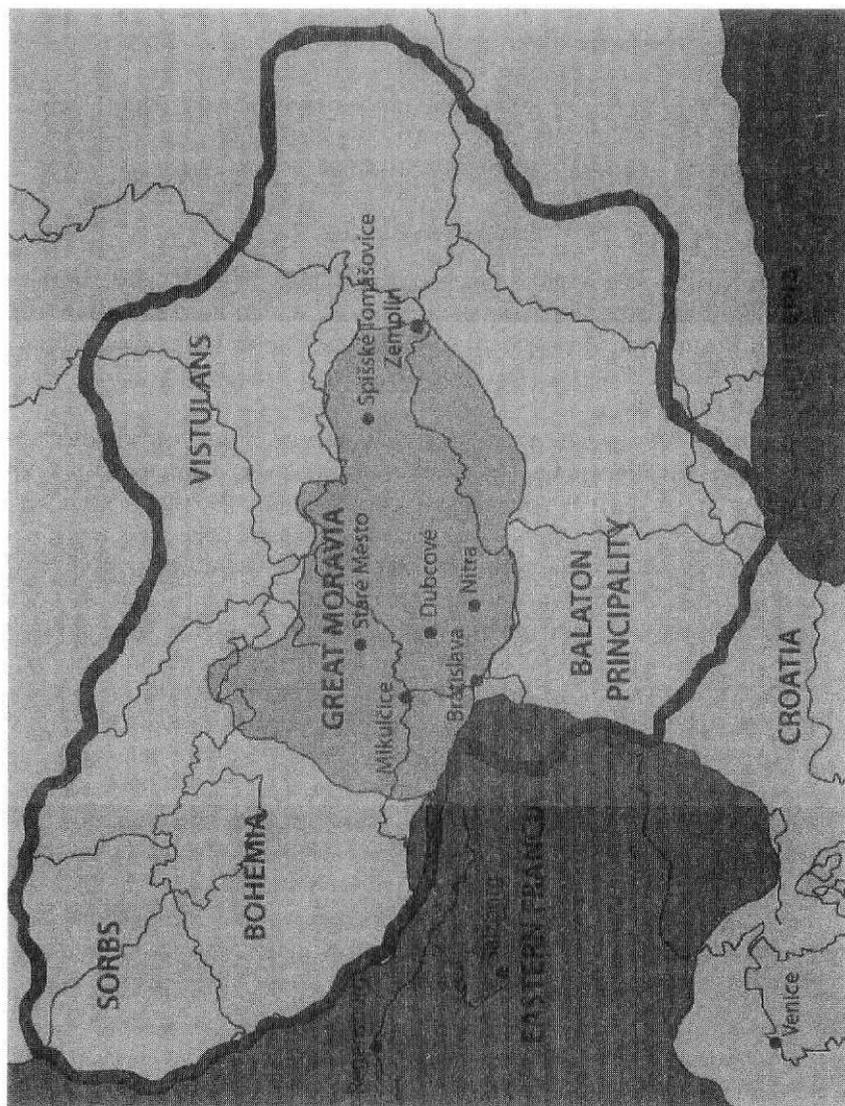
Bořivoj I. (875–889) wäre der erste böhmische Fürst aus dem Geschlecht der Přemysliden und der erste Christ auf dem Thron. Er sollte die Burg auf dem Prager Hradschin gegründet haben, nachdem ihn der mährische Fürst Svatopluk gestärkt hätte.

Svatopluk I. (888/89–894) gehörte zu dem mährischen Fürstengeschlecht der Mojmiriden, hätte seinem Vorgänger gegen den Franken beigestanden und nach dessen Tod die Regentschaft für den minderjährigen Nachfolger Spytihněv I. übernommen.

Spytihněv I. (894–915): Obwohl in den historischen Schriften kaum über ihn berichtet wird, geht die moderne Geschichtsforschung davon aus, dass er der Begründer des Staates der Přemysliden in Mittelböhmen war. Er gilt als Burgenbauer, der nicht nur den Hradschin, sondern auch Burgen ringsum errichten ließ. Doch er hätte sich 895 Arnulf von Kärnten unterworfen und Tributzahlungen akzeptiert, um sich von der Oberhoheit Großmährens zu befreien. Bemerkenswert: „Waren 845 noch 14 Fürsten bekannt, so ging die Zahl der bedeutenden Familien bis 895 auf zwei zurück“. Wir haben demnach auch in Böhmen einen dramatischen Adelsschwund vor dem Jahr 614||911.

Vratislav I. (915–921) war wie sein Vorgänger ein Sohn von Bořivoj I., und hebt sich im historischen Rückblick wenig von seinem Bruder ab. Die Tributzahlungen gingen nun an das Herzogtum Bayern.

Der hl. **Wenzel** (921–935) war im Grunde ein Vasall des deutschen



Ein Versuch, 'Großmähren darzustellen; heutige Grenzen und Benennungen nicht immer korrekt; so beginnt die Beschriftung „Bulgaria“ fälschlich in der serbischen Vojvodina und setzt sich in Rumänien fort [is.muni.cz/elportal/].

Königs. Nur ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, 921, fielen die Franken in Böhmen ein. Eine Zeitlang war unklar, ob Böhmen nun zu Bayern oder zu Sachsen gehörte. Erst 929 gingen die Tribute auf Sachsen über.

Boleslav I. (935–972) konnte sich von den sächsischen Königen freimachen und ein eigenständiges böhmisches Königreich führen. Er ließ die ersten Münzen prägen. Spätestens bei ihm stehen wir auf realem Boden.

Die frühen Burgen

Laut *Wikipedia* [→ Mähren] gab es nur wenige Burgen im 8. Jh., viele dann im 9. Jh. Die bekannteste dürfte Devín sein. Sie thront am Zusammenfluss von March und Donau auf dem letzten Ausläufer der kleinen Karpaten und blickt als Grenzposten auf die Thebener Pforte (Porta Hungarica) herab, heute Stadtteil von Bratislava.

„Der Burgfels spielte schon vor Christus auf Grund der exponierten Lage eine wichtige strategische Rolle. In den ersten Jahrhunderten nach Christus befand sich hier eine der Grenzstationen des Römischen Reiches, wo römische Legionen den Schutz für naheliegende Städte wie Carnuntum vor den Barbaren aus dem Norden und Osten übernahmen. Die Burg (slowakisch hrad Devín) wurde in den Fuldaer Annalen als Dowina 864 zum ersten Mal erwähnt, sie bestand damals aus einer fürstlichen Burg mit Kirche und Grabstätte sowie Schutzwällen auf dem dahinterliegenden Berg Devínska Kobyla. In der älteren Forschung wurde mehrfach die Vermutung geäußert, Devín wäre mit dem castrum Wogastisburg identisch oder hätte das Zentrum des Samo-Reiches gebildet. Dies wird von den heute dort tätigen Archäologen aber abgelehnt (Veronika Plachá und Jana Hlavicová), da trotz langjähriger und großflächiger Ausgrabungen auf dem Burghügel Funde aus dem 7. Jahrhundert fehlen und erst wieder aus dem 8. Jahrhundert vorhanden sind. Nachdem die Slowakei nach dem Ende des Großmährischen Reiches ein Teil von Ungarn wurde (Devín gehörte zum Komitat Pressburg seit etwa 1000), gehörte die Burg ab dem 15. Jahrhundert verschiedenen ungarischen Adelsgeschlechtern“ [wiki → Burg Devín].

Die Ausgrabungen erlauben bei dieser ursprünglich römischen Militärstation am Limes Romanus eine zeitliche Abfolge [nach Gojdič 2000]:

3. Jh. römischer Saalbau [ebd. 9],
4. Jh. der Saalbau wird umgebaut; daneben ist das älteste christliche Heiligtum nördlich der Donau nachgewiesen, auch zwei weitere Bauwerke (weit vor Samo, 632–658) [ebd. 10].

Die Burg gehört mehr als 4 Jahrhunderte zum großmährischen Grenzsystem, nur durch einen Eintrag der Reichsannalen belegt: König Ludwig kämpft gegen Rastislav um 864 in Dowina (Devín).



Burg Devín an der Donau: Links die March-Einmündung, darüber die obere Burg, darunter der Jungfernturm. Die Burg zieht sich auf dem Sattel bis zu den Ruinen rechts hin [wikimedia].

9. Jh. Aus dem römischen Bau wird ein großmährischer Saalbau mit drei Apsiden; einer der führenden Sitze Großmährens. Er wurde auch mit instandgesetzten römischen Mauern geschützt [ebd. 13].
11. Jh. Ein rundes Baufundament, wahrscheinlich Beinhaus, über verfallenem großmährischen Kirchenbau [ebd. 12].
- 11./12. Jh. Friedhof mit bislang 700 untersuchten Gräbern [ebd. 15].
- 1233 Vom österr. Herzog Friedrich II. dem Streitbaren erobert, obere Burg im 13. Jh. begonnen, aber nur „minimale Reste“ [ebd. 16]
13. Jh. „Seit dem 13. Jahrhundert erlangte die Burgstätte ihre strategische Stellung wieder als Teil eines Fortifikationssystems an den Grenzen Ungarns, das von den Königsburgen gebildet wurde.“

Der Plan [Gojdič, 44] zeigt die obere Burg (Burg I) auf steilem Felsen; der sog. Jungfernturm steht den beiden Flüssen am nächsten. Unterhalb liegt die mittlere Burg (II), dann die weitgedehnte niedrigere Burg III mit dem großmährischen Sakralbau. In der Burg II. finden sich die römischen Bauten des 3./4. Jh. Die Siedlung des 11./12. Jh. liegt etwas abseits. Der erste historische Bau stand in der Unterburg.

Auf dem erweiterten Burggelände bleibt im 10. und frühen 11. Jh. zeitlich Platz für die sog. großmährischen Bauten.

Mikulčice, Kopčany, Nitra

Diese Ausgrabungsstätte liegt bereits in Tschechien; ihren Ursprung bildet ein frühslawischer Wall, der 10 ha umschloss. Später lag hier eine befestigte Burg, zugleich Fürstensitz, Akropolis, Kirchenzentrum und Stadtagglomeration für Adlige, Handwerker und Sklaven. Aus den Funden heraus wird die Bevölkerungszahl für das 8. bis 10. Jh. auf 2.000 geschätzt, vielleicht 20-mal größer als das Prag des 9. Jh., gut versorgt mit 12 Kirchen und zugehörigen Friedhöfen – aufgedeckt wurden 2.500 Gräber und 250.000 Fundgegenstände. Bislang ist keine größere Kirche aus großmährischer Zeit gefunden worden als die hiesige Basilika: 35 x 11 m, möglicherweise 15 m hoch, mit Maleereien geschmückt. Erstaunlich viel organisches Material hat sich in der Siedlung erhalten. So lassen sich gezimmerte, nicht in den Boden eingelassene Hütten (keine Grubenhäuser) rekonstruieren, Schilfrohrwände, Palisaden, Einbäume oder eine Fischereiausrüstung. Trotz der Zerstörung durch die Ungarn anfangs des 10. Jh. soll die Besiedlung nicht abgerissen sein, wie eine Kirche aus dem 12. Jh. bekräftigt. Hier zeigt sich wiederum die Zeitlücke, die mit den großmährischen Bauten des vermeintlichen 9. Jh. gefüllt werden kann.

Denn an einem kommt man nicht vorbei: Der mittelalterliche Burgenbau begann nicht mit stolz thronenden Steinbauten, sondern mit hölzernen

Motten, Turmhügelburgen, deren Anhöhe mit dem Grabenaushub entstand [vgl. Illig/Anwander,149-156]. Dieses Standardwissen wird von den Archäologen regelmäßig verdrängt, weil sie den Karolingern und ihren Nachbarn unbedingt steinerne, zum Teil sogar gemörtelte Burgen zuschreiben wollen, deren Bautradition prompt und vollständig gegen 910 vergessen worden wäre, sonst entstünden ja nicht im 10./11. Jh. die hölzernen Motten. Die „Liste deutscher Turmhügelburgen“ bei *Wikipedia* nennt eine vierstellige Anzahl. Im Geschichtspark Bärnau-Tachov, grenzüberbrückend im Oberpfälzer bzw. Böhmisches Wald errichtet, wurden ein früh- und ein hochmittelalterliches Dorf samt Motte angelegt. Typischerweise stehen im älteren Dorf einfache Grubenhäuser, während im jüngeren Dorf, das 11. Jh. repräsentierend, bereits der Fachwerkbau beginnt. Der 10 m hohe Holzturm auf dem 5 m hohen Mottenhügel steht ebenfalls für das 11. Jh., ebenso wie die bereits in Stabbaulose aufgeführte Kirche [wiki → Geschichtspark Bärnau-Tachov].

Nur zwei Kilometer von Mikulčice entfernt liegt die einzige erhaltene Kirche, die aus dem Großmährischen Reich stammen soll: St. Margareta von **Kopčany**, am slowakischen Ufer der March. Sie wird allerdings erst 1329 schriftlich erwähnt. Nachdem sie im 13. Jh. gotisch umgebaut worden ist, hätte die kleine Kirche vier Jahrhunderte lang allen Ansprüchen genügt. Die Altersbestimmung geschah wohl über archäologische Befunde aus dem Jahr 2004. Damals konnten „drei Gräber und Schmuck aus der Zeit des Großmährischen Reiches geborgen werden“ [wiki → St. Margareta (Kopčany)]. Doch für die englische *Wikipedia* kann das Kirchlein ebenso gut aus dem 10. Jh. stammen, weil ein Dendro-Datum auf 951 verweist [en.wiki → Church of St. Margaret of Antioch, Kopčany]. Damit rückten auch derartige Grabfunde ins 10. Jh. und könnten nicht das Großmährische Reich des 9. Jh. belegen.

In **Nitra** gibt es einen Burgberg, dessen verschachtelte Bauten allerdings allesamt jünger als 1000 sind. Aber die Forscher sind überzeugt, dort bereits aus Samos Zeit Befestigungen nachweisen zu können. Auch bei der ältesten Kirche der Stadt, St. Stephan, die aus dem 11./12. Jh. stammt, wird ein Fundament aus dem 9. Jh. gesehen.

Samo?

Wir kommen damit zu dem ominösen Reich des Samo (Lebensdaten ganz vage 600–659), der als fränkischer Kaufmann das erste slawische Reich errichtet haben soll, ebenfalls im Dreiländergebiet an der March. Nach 35 Jahren habe es sich mit dem Tod Samos aufgelöst; zumindest haben wir keine weitere Kenntnis. Dieser Samo ist uns allein aus der Fredegar-Chronik bekannt, die anfänglich nur bis 642 reicht und insgesamt höchst zweifelhaft ist. Sie wird nur mangels Besserem herangezogen. Von ihr abgeleitet sind die

Gesta Dagoberti I. regis Francorum und die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*. Nachdem die Slawen in diesem Gebiet bereits spätestens um 500 eingewandert sein sollen [wiki ↔ Samo], könnte sich so etwas wie das berichtete Geschehen bereits im 6. Jh. abgespielt haben. Ich sehe aber keinen Grund, diesem Reich des Samo Relevanz einzuräumen.

Klaus Weissgerber [2003, 198 f.] betonte immer die geschriebenen Überlieferungen. Er glaubte, die Namen Samo und Přemysl (gesprochen Pschemisl oder Pchemisl) identisch setzen zu können, aber das führt angesichts der ‘schlechten Aktenlage’ nicht besonders weit. Indem er diese Doppelidentität in der Mitte des 6. Jh. leben ließ, kappte er die in der Fredegar-Chronik genannten Bezüge zu Chlothar II. und Dagobert I., womit kaum etwas historisch Greifbares übrig bleibt. Selbst er hält ansonsten nur noch Zwentibold alias Svatopluk alias Spendoplokos für eine reale Person des späten 6. Jh. [ebd. 202].

Heutige Forschung setzt die Einwanderung der Slawen in die südliche Slowakei früher an als noch vor einigen Jahrzehnten:

„Die Slawen ließen sich spätestens um 500 in der heutigen Südslowakei, im Laufe des 6. Jahrhunderts auch in Mähren, im nördlichen Niederösterreich, nordwestlichen Böhmen, in Kärnten, Osttirol, im Salzburger Lungau und in der Steiermark, im nördlichen Slowenien und im nördlichen Kroatien nieder“ [wiki ↔ Samo].

Das bringt ihre Ankunft ins späte 5. Jh., in die Jahrzehnte direkt nach Attila. Bislang hängt den Slawen als Makel an, dass sie erst im 9. oder 10. Jh. zu stabileren Staatsgebilden zusammenfanden. Dazu nur eine provisorische Übersicht, weil jeweils darum gestritten wird, wann die legendär genannten Führer so etwas wie ein Staatswesen leiteten.

	<i>Ankunft um</i>	<i>erste Fürsten</i>
Südslowakei	490	weiter mit Mähnern und Böhmen
Sorben	530	806 ein König getötet
Böhmen	550	ab 875
Slowenen	550	ein Fürst um 876
Serben	6. Jh.	Župane ab 600, Fürsten erst nach 1000
Mährer	6. Jh.	ab 830
Kroaten	630	König ab 925
Polen	6./7. Jh.	Herzog ab 963 [Heinsohn. 139].
Makedonen	7. Jh.	im 9. Jh. unter Bulgaren-Khans
Rus/Russen	9. Jh.	Rurik ab 862, dann Rurikiden
Ukrainer	12. Jh.	siehe Rus von Kiew.

Mit der These vom erfundenen Mittelalter schrumpfen die übergroßen Abstände erstmals auf plausible Werte zusammen. Gleichzeitig werden etli-

che herausgehobene Namen in Frage gestellt. Ein Boemus oder ein Tschech sind ohnehin spätere Kunstformen, ein Krok oder ein Dux Lech entstammen dem erfundenen Namensreservoir der Slawen, das für Polen sogar mehrere Lechs und einen Krakus bereithält [Heinsohn, 138 f.]. Bei den Böhmen geraten ein Bořivoj I. und ein Svatopluk I. ins chronologische Zwielicht; ob letzterer – wie von Weissgerber vertreten – im 6. Jh. angesetzt werden kann, bleibe hier dahingestellt. Gemäß den Resultaten Weissgerbers [277] wandern in Pannonien ab 550 die Slawen, ab 567 die Awaren als sprachlich gesehen frühe Magyaren ein; die Ungarn folgten um 600 (Árpáds bisheriges Landnahmedatum 897 minus 297 Jahre). Wenn aus heutiger Sicht die Südslowakei spätestens 500 von Slawen besiedelt wird, wirft das einmal mehr die Frage auf, aus welcher Himmelsrichtung sie eigentlich gekommen sind. Denn wenn sie aus Osteuropa kamen, sollten Serben oder Polen eher ihre Gebiete erreicht haben als ‘Mährer’ die Gegend um Bratislava.

Kyryll und Method

Die beiden Priester aus dem byzantinischen Thessaloniki gelten als *die* Slawenapostel. Method (815–885) und Kyryll (827–869) übernahmen 862 diese Missionsaufgabe, die von der Konkurrenz zwischen Rom und Konstantinopel geprägt wird. Zunächst kamen Missionare aus dem Frankenland, dann

„setzte Mojmir 831 eine christliche Massentaufe der mährischen Führungsschicht durch und ging ab 833, als er den profränkischen mährischen Lokalfürsten Pribina aus Nitra vertrieb, auf Konfrontationskurs zum Fränkischen Reich“ [wiki → Mährerreich].

Auf Bitten Rastislavs an den byzantinischen Kaiser kamen 863 die beiden Apostel nach Mähren, missionierten emsig, doch Kyryll starb nach wenigen Jahren. Er, der als Konstantin missionierte, nahm den Namen Kyryll erst 50 Tage vor seinem Tod in einem römischen Kloster an. Er müsste demnach als Konstantin verehrt worden sein. Ihm wird auch nicht die kyrillische, sondern die glagolitische Schrift zugeschrieben. Er war Schüler und Sekretär des Patriarchen Photios, dessen Realexistenz bereits zweifelhaft ist [vgl. Illig 2010]. Ein Umstand ist noch besonders hervorzuheben.

„Kyryll und Method gingen 867 nach Rom, um dort ihre slawische Liturgiesprache durch den Papst gegenüber dem bayerischen Klerus legitimieren zu lassen. Im selben Jahr erhob Papst Hadrian II. die slawische Liturgiesprache als mit dem Lateinischen, dem Griechischen und dem Hebräischen gleichberechtigt.“ [wiki → Mährerreich]

Hier also hätte der Papst nicht auf den drei heiligen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein beharrt, sondern Landessprachen zugelassen, was zumindest im Westen noch 700 Jahre später ein Sakrileg war!

Fazit

Das Vordringen der Slawen in ihre heutigen Gebiete fand möglicherweise früher statt als lange gedacht. Ihr sehr frühes Auftreten bei Bratislava könnte die Theorien befeuern, die nicht von einer slawischen 'Urheimat' ausgehen. Es mag einen frühen Stammesverband der Mährer gegeben haben, der vielleicht von 560 bis 610 gereicht hat, aber kein sog. Großmähren. Die Kirchen und Burgen auf seinem Gebiet gehören ins 10./11. Jh. Offen bleibt die Christianisierung, die wohl tatsächlich sowohl von Rom wie von Konstantinopel aus betrieben worden ist und deren jeweiliger Sieg noch heute im Gebrauch der lateinischen oder der kyrillischen Schrift ablesbar ist. Selbst das Ökumenische Heiligenlexikon [↔ Cyrill von Saloniki] räumt ein:

„Funde im Umkreis von Nitra in Mähren bezeugen zwar bereits am Anfang des 9. Jahrhunderts eine dort vorhandene christliche Kultur, die überwiegende Zahl der Forscher hält dennoch an der Tradition der Mission Mährens durch die beiden Brüder fest. Konstantins literarisches Werk ist wegen der schlechten Überlieferung nur schwer zu ermitteln.“

Vermutlich waren Konstantin/Kyryll und Method nicht als Missionare tätig, sondern Personifizierungen wie der pflügende Přemysl, ein Tschech oder Lech. Demnach wäre es nicht verwunderlich, dass Methods Grab bislang nicht gefunden worden ist; Staré Město würde es gerne besitzen. Kyrills Grab findet sich in San Clemente, Rom. Nachdem Papst Johannes Paul II. 1980 neben dem hl. Benedikt auch die beiden Slawenapostel zu Patronen von Europa ernannt hat, könnten alle drei Patrone fiktiv sein [vgl. Illig 1994].

Literatur

- Gojdič, Ivan (2000): *Devin · Das nationale Kulturdenkmal · Eine slawische Burgstätte*; Denkmalinstitut, Bratislava
- Heinoohn, Gunnar (2003): Die Streichung der polnischen ‚Karolinger‘. Adam Naruszewicz bereits 1780 erfolgte Eliminierung der lechiadischen und lescidischen Könige aus Polens Frühmittelalter; *Zeitensprünge* 15 (1) 137-149
- Illig, Heribert (2010): Logik und Ökonomie der Fälscher: Primat des Papstes · Heiraten/Kinder bei Merowingern/Karolingern · Photios; *Zeitensprünge* 22 (3) 662-685
- (1994): Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters*; Mantis, Gräfelting
- Schneibergová, Martina (2010): Die Großmacht Großmähren: Auf dem slawischen Bergwall in Mikulčice; *radio.cz*, 05. 07. <http://www.radio.cz/de/rubrik/tourist/die-grossmacht-grossmaehren-auf-dem-slawischen-bergwall-in-mikulcice>
- Weissgerber, Klaus (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte · Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken*; Mantis, Gräfelting
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel

Skandinaviens unendlich lange Geschichte

Zwei Jahrtausende erfunden

Heribert Illig

Schon bislang haben uns die Anrainer der Ostsee beschäftigt: 2003 [Heinsohn] die Polen mit ihrer stark reduzierten Königsliste, 2004 [Anwander/Illig] dann die Schweden. Nun treten auch Dänen und Norweger hinzu, bei denen die Wissenschaft noch schwankt, ab wann sie die sagenhaften Könige streichen soll.

Dänemark

„Dänemark wurde bereits vor 960 von Gorm (dem Alten) oder seinem Sohn Harald Blauzahn *erstmalig geeint*. **Die Königsgewalt** war allerdings noch nicht weit entwickelt, von einer »Regierung« in heutigem Sinne kann noch nicht gesprochen werden“ [wiki → Geschichte Dänemarks; Hvhg. hier und im Weiteren HJ].

So beginnt aus heutiger Sicht die einheitliche Königsherrschaft über das Land der 1.419 Inseln. Doch davor war etwas faul im Staate oder im Stammesverband Dänemark. Da gab es nämlich Historiker, die munter und fröhlich dem Land eine viel längere, schier unendlich lange Geschichte gönnten. Der Jesuit Antonio Foresti, der von 1625 bis 1692 lebte und auch aus diesem Grund noch nicht für die Aufklärung arbeiten konnte, stellte dar, was nicht nur Dänen in langen Winternächten zu Ruhm und Ehre dieses Landes zusammenge reimt hatten, auch wenn es ihm für den Inhalt am rechten Glauben fehlte. Eines seiner Bücher ist sogar noch ein halbes Jahrhundert später (1748) auf Deutsch gedruckt worden, andere früher, aber alle erst nach seinem Tod.

In dem uns hier interessierenden Band seiner Weltgeschichte, über *Die Leben derer Königen in Dännemarck und Norwegen*, wird im ersten Buch über *alle* Könige berichtet, die er in drei Gruppen sondert. Das erste Capitel behandelt „Die fabelhafte heydnische Könige“, gefolgt von „Das zweyete Capitel. Die ungewisse heydnische Könige“ und „Das dritte Capitel. Von Herioldo dem ersten Christlichen König an“. Gleich eingangs, nach der Landesbeschreibung, informiert er uns darüber, dass sich auch in weit vorchristlicher Zeit die Herrschaftsform nicht von der einer sehr viel späteren Zeit unterschied.

„Von denen ältesten Zeiten her stunde die Regierung des Dähnischen Reichs allzeit unter dem König / und ware Monarchisch. Die Geschicht-

Schreiber machen es zu dem ältesten Königreich in Norden / gleichwie die Schwedische sich bemühen / das Widerspiel zu behaupten; wodurch demselben dann der Vorzug vor dem Schwedischen zugeleget wird. In denen ersten Jahr-hundertten / wollen Saxo / Cranzius und andere / daß die Cronseye erblich gewesen; hernach aber ist das Wahl-Recht auf die Reichs-Stände gefallen“ [Foresti, 14].

Die fabelhaften Könige beginnen fast selbstverständlich mit einem eponymen, also namengebenden **Danus**. Aber hatte der nicht vielleicht mit **Humblus** sogar einen noch älteren König als Vater?

„Alle Bücher-Schreiber kommen darinnen übereins / daß der Vatter des Dani ein gewisser Humblus mit Nahmen gewesen seye / aber darinnen stimmen sie nicht alle zusammen / weiß Stands derselbe seye gewesen. Die Schwedische Geschicht-Schreiber / um das Alterthum und den Vorzug ihrer Monarchie zu behaupten / geben vor / es wäre derselbe ein König in Schweden gewesen / den wir in der Ordnung der Königen für den XXIII. um das Jahr der Welt 2980. gesetzt. Die Dähnische hingegen sagen / er wäre ein Herr über Seeland / Langeland / Møen und andern Insuln in der Ost-See / und von einer Riesen-Grösse gewesen; [...]

Wegen der Zeit / in welcher dieser Danus gelebt / seynd die Geschicht-Schreiber widriger Meinung. Einige setzten solche 490. Jahr vor der Geburt Christi; andere aber um das Jahr 1040. vor besagter Geburt unseres Erlösers. *Wer wird aber etwas für gewiß bejahen in einer Fabel?* Ich halte es / minder oder mehr / mit dieser anderen Meinung / um mit der Schwedischen Zeit-Rechnung besser zusammen zu treffen. [...]

Was die Zeit-Rechnung aber anbetrifft / werden wir sie gantz verwirret finden / weilen sie auf keinen anderen Grund / als nur auf Lugen gegründet ist. Wir werden sie wenig übereins stimmen sehen mit denjenigen Königen / die wir in der fabelhaften Schwedischen History genennet haben / weilen nicht nur schwer / sondern unmöglich ist / die Erfindungen dieser beyden Nationen / welche sie nach ihrer Phantasey / und aus Eyfersucht gegen einander erdichtet / zusammen zu reymen. *Wo ein jeder nach seinem Gefallen schreibt / da stehet auch einem jedem Leser frey / davon zu glauben was ihme beliebig.*“ [Foresti, 16; Hvhg. HI]

Deutlicher kann man es gar nicht sagen: Zumindest die frühere Geschichtsschreibung diente dem schönen Schein, der Gier nach Alter und Vorrecht; sie wird von Eifersucht beherrscht und ist damit bis ins 18. Jh. hinein bestenfalls eine Fabel, schlechtestenfalls bis heute ein Propagandamittel. Foresti setzt also den Beginn der königlichen Herrschaft des Danus in das Weltjahr 2980, dem das Jahr 1073 v. Chr. entspricht. Wer fabuliert, hat keine Probleme mit irgendwelchen Fakten und weiß folglich genau, wie Danus zu seinem Königstitel kam:

Dabei hätte es bereits vor Godfred interessante Dänenkönige gegeben. Etwa im 8. Jh. einen ersten **Gorm**, der „stets in einer finsternen Höhle gewohnt / und allda mit denen Höllischen Geistern geheime Gemeinschaft gepflogen“ und wie einst Herkules bis in die Hölle hinabgestiegen sei, um „dem Fürsten dieses Reichs allda Gesätze vorzuschreiben“ [Foresti, 50]. Im Jahre 777 hätte dann **Sigifred** (Seyfried) den dänischen Thron bestiegen und sofort seinen Schwiegersohn Widukind (Wittekindus) Beistand gegen „Carolus den Grossen“ geleistet [ebd.]. Hier wird an die zentrale, mitteleuropäische Geschichte mit Hilfe von Einhard angedockt. An den Vorgaben aus fränkischen Landen kamen auch dänische oder andere skandinavische Schreiber nicht vorbei.

Nachfolger **Gothifredus** (Gotricus) löckt wider Karls Stachel. Er zwingt die Sachsen, ihm ihren Tribut zu zahlen, züchtigt die Schweden und verhandelt ergebnislos mit Karl. Danach greift er Abodriten und Nordalbingen an, weil sie sich Karl ergeben haben. Nach weiteren Scharmützeln mit diesen Stämmen rüstet er eine Flotte von 200 Seglern, mit denen er es nicht nur auf Friesland, sondern sogar auf (das doch so gut vom Meer aus erreichbare) Aachen abgesehen hat. Die Friesen werden besiegt und mit Tribut belegt, worauf Karl Truppen zusammenzieht. Doch die dänische Flotte segelt zurück, weil Gothifredus vom eigenen Sohn ermordet worden sei [Foresti, 51]. Danach knirscht es wieder im Getriebe der Chronologie, weil gemäß Saxo Grammaticus ein **Olav III.** einzuschalten wäre, den die Dänen ebensowenig kennen wie die *Annales Fuldenses*. Gleichwohl gelingt die Engführung mit der fränkischen Geschichte. Trotz derartiger Übereinstimmungen misstrauen Chronologen wie Matz diesen dänischen Königen bis zur Mitte des 10. Jh.

Mit **Gorm** (dem Alten, nach unserer Bezeichnung) hatte Foresti Schwierigkeiten. Für ihn heißt er Gormo II. der Engelländer, der nach dem Tod seines Vaters Froto VI., an die Macht kam, aber nur vier Jahre bis 926 regierte [Foresti, 65]. Nach ihm käme **Harald Blauzahn**, doch hier gibt es Uneinigkeit, die so weit geht, dass Gorm II. für Foresti unmittelbar zu Gorm I. mutiert.

„Einige Dänische Geschicht-Schreiber setzen zwischen Gormonem den Ersten / und diesen Haraldum / welcher mit dem Zunahmen **Blaarand** genennet wird / einen anderen Haraldum und Gormonem; weilen sie aber **die Zeit-Rechnung verwirren** / und nichts anders von dem ersten vorbringen / als den blossen Nahmen; zugleich auch von dem anderen nichts anfügen / was nicht besser einem einzigen Gormoni zugeeignet werden kan / habe ich der Chronologie und Zeit-Rechnung des Pontani folgen wollen / welcher weder von dem einen / noch von dem anderen einige Meldung thut“ [Foresti, 65; Hvhg. HI].

Offenbar brauchten die Chronologen einen Anschluss an die Zeit ab 950, für den Gorm 24 Jahre zu früh starb. In solchen Fällen bietet sich immer eine

Verdopplung an, die Foresti hier verschmäht. So galten Gorm und Harald Blauzahn als 73. und 74. König in Dänemark seit -1075! Haralds Todesjahr wird von Foresti mit 980 angegeben, während heute 986 gilt. Insofern gehen hier die Legenden allmählich in einstige Realität über.

Die zweite Sichtweise

Was Klaus-Jürgen Matz als Lösung der Problematik angeboten hat, wird bei Teilen von *Wikipedia* ganz anders gesehen. Denn es gibt dort auch eine „Liste der Könige Dänemarks“, die ungefähr dort einsetzt, wo vor der Aufklärung, also vor ungefähr 1760 auch die Liste polnischer Könige eingesetzt hat. Da gibt es einmal die *Herrscher von Jütland*, die von ca. 699 bis ca. 891 registriert werden, auch wenn bei allen Regierungsdaten ein „angeblich“ vorangeht. Parallel dazu werden *Herrscher auf Seeland* geführt, die – wiederum durchwegs „angeblich“ – von 695 bis 899 reichen. Danach wird *Olafs Dynastie* genannt, aber gleichzeitig festgestellt: „*Die Quellenlage ist für die Zeit um 900 für Dänemark, insbesondere die Gebiete, die von der dänischen Grenze entfernt liegen, äußerst dürftig*“ [wiki ↔ Knut I. (Dänemark); Hvhg. III]. Hier orientiert man sich gerne an Adam von Bremen, der gegen 1075 seine Hamburger Kirchengeschichte (*Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*) geschrieben hat, die maßgeblich dazu führte, die jüngsten Ausgrabungen der Hammaburg entsprechend alt zu datieren [vgl. Illig 2015]. Auf jeden Fall wird nach wie vor diskutiert, ob es sich bei Olafs Dynastie um eine schwedische Linie handelte.

Auch wenn die eigentliche Königslinie nach 900 einsetzt, ist noch fast alles vage.

Gorm der Alte, dänisch *Gorm den Gamle*, (* vor 900; † ca. 936/958) war ein dänischer Anführer, der *vielfach als erster König Dänemarks angesehen wird*“ [wiki ↔ Gorm].

Es gibt also nach wie vor eine Zeitspanne von 22 Jahren, um die Gorm früher oder später gestorben sein könnte, identisch mit der Sicht Forestis vor einem Vierteljahrtausend. Als wesentliches Zeitzeugnis tritt ein runenbeschrifteter Jellingstein hinzu, auf dem einmal „König Gorm“ und seine Frau Thyra, zum anderen „König Harald“ genannt wird, der an seine Eltern Gorm und Thyra erinnert [wiki ↔ Gorm].

Erst mit Gorms Sohn **Harald Blauzahn** (um 910–987) erreichen wir sicheren Boden. Noch nicht bei seinem Regierungsantritt – ob nun 936 oder 958 –, aber bald darauf. „Harald hatte Dänemark *erstmalig unter einer Krone geeint*“ [wiki ↔ Harald Blauzahn]. Das steht im Einklang mit dem von ihm gesetzten Jellingstein, wonach er die Vereinigung von Dänemark und Norwegen und eine vorübergehende Christianisierung der Dänen erreicht hat. Sein

Sohn **Sven Gabelbart eroberte** 1013 auch England; 1020 übernahmen die Dänen endgültig den christlichen Glauben.

Im 9. Jh. herrschen dagegen noch die „Schwedischen Sagenkönige“, wie sie *Wikipedia* titulierte. Sie werden der Zeit vor dem 10. Jh. zugeordnet.

„Die Könige werden teils in den Bereich der Mythologie eingeordnet, teilweise wird zumindest ihre historische Existenz in der Geschichtswissenschaft für möglich gehalten“ [wiki → Schwedische Sagenkönige].

Bei ihnen sind auch dänische Herrscher aufgelistet. Unter ihnen finden wir Gestalten, die Ereignisse des 10./11. Jh. bereits vor 750 oder gar um 700 antizipiert hätten. So ragt unter den dänischen Skjöldungar – „ein legendäre königliche Familie“ [en.wiki → Scylding] – ein **Harald Hildetand** im früheren 8. Jh. heraus.

„Er weitete sein Reich weiter aus und besetzte auch die historische Provinz Wendland. Die dänische Schrift Chronicon Lethrense schreibt sogar, dass Haralds Imperium bis zum Mittelmeer reichte. Über seinen genauen Einfluss in schwedischen Regionen gibt es in den verschiedenen Quellen unterschiedliche Angaben. Saxo Grammaticus schrieb ihm Schweden und Dänemark zu. Die isländischen Quellen darüber hinaus das Wendenland, als das slawische Gebiet südlich der Ostsee, große Teile von Westeuropa und in England, wo er den König Northumbrias geschlagen haben soll“ [wiki → Schwedische Sagenkönige].

Noch früher hätte ein schwedischer Häuptling ganz ähnlich Integratives geleistet:

„Ivar Vidfamne († gegen 700) war ursprünglich König in Schonen und soll laut Snorri Sturluson zwischen 655 und 695 das damalige Schweden regiert haben. Später soll er auch König in Dänemark, Norwegen und Teilen von England gewesen sein“ [wiki → Schwedische Sagenkönige].

Ein Resümee fällt leicht: So man nicht für Sagenkönige schwärmt, beginnt in Dänemark und Schweden die nachprüfbar Geschichte erst im 10. Jh.! Legenschreiber bemühten sich immer wieder um Darstellungen, wie die Nordreiche schon Äonen früher unter einer Krone vereinigt werden sollten.

Schweden

Die Schweden haben uns beschäftigt, nachdem Gunnar Heinsohn [138] wieder entdeckt hatte, dass der polnische Aufklärer Adam Naruszewicz 1780 zwölf Könige und eine Königin respektive die Königszeit von 550 bis 920 ersatzlos gestrichen hat. Zuvor hatte bereits August Ludwig Schlözer 1770 klargestellt, dass ein König Lech I., der gegen 550 den Thron besteigt, „ein bloßer Übersetzungsfehler, ein noch nicht 400 Jahre altes Hirngespinnst, ein historisches Unding“ ist [Schlözer 1770, 2, 5, 7 lt. Heinsohn 142]. Und bereits 1765 teilt Johann

Salomo Semler mit, kurz zuvor habe Anton Friedrich Büsching „alle polnischen Herzöge vor dem Piastus als fabelhaft verworfen“ [Anwander/Illig, 356]. Piast gilt heute als legendärer Stammvater der polnischen Piasten-Dynastie, der im 9. Jh. gelebt hätte [wiki → Piast].

Für Schweden fiel zunächst Henning Heinsohn auf, dass die heutigen schwedischen Königslisten keinen Karl I. oder Erich I. kennen, sondern erst einen Karl VII. oder Erich VII. führen. Der Schlözer-Schüler Friedrich Rühs wies 1805 nach, dass ein im 16. Jh. schreibender Johannes Magnus folgende Hauptquelle hatte: „sein Gehirn“ [Rühs, 14, lt. Anwander/Illig, 352]. Sein Gehirn befähigte ihn auch, die ältesten Könige von Magog, dem Enkel Noahs, abstammen zu lassen [ebd. 352 f.].

Oben wurde davon gesprochen, dass ein dänischer König Harald Hildetän im 8. Jh. geherrscht habe. Er wurde synchronisiert mit Haqvinus, dem 31. König der Norweger, während in Schweden bereits ein **Erich VI.** regiert [Foresti, 65]. Er steht bei Matz [273] als Erich VII. der Siegreiche zu Buche, der die lange Zeit von 950 bis um 994 an der Macht bleibt.

Diese Kämpfe um die Vorherrschaft im Norden haben legendäre Wurzeln. So hätte bereits Rous als elfter König von Dänemark mit einem König **Hotebrodo** von Schweden gekämpft, war -807 unterlegen und hatte sowohl sein Leben, als auch Seeland eingebüßt [Foresti, 24]. Es liegt also nahe, auch die schwedische Monarchie bis ins -2. Jtsd. zurückzuführen. Und tatsächlich bringt Foresti bereits für das Jahr -1020 eine passende Synchronisation: Damals herrscht **Hadingus** als 6. König von Dänemark, während in Norwegen Haquinum I. als 5. König der Norweger auf den Thron kam; die Schweden wählten sich damals **Hunningus** zum König, einen Bruder des verbliebenen norwegischen Königs Uffo. Mangels anderer Gegner mussten hier die immer gleichen Völker sogar mehr als zwei Jahrtausende lang aufeinander schlagen.

Der Gerechtigkeit halber muss aber festgehalten werden, dass Foresti es nicht mehr unternahm, die Abstammung bis in die Zeiten von Noahs Enkel Magog zurückzuverfolgen.

Norwegen

„Norwegen hatte von uhralten Zeiten her seine eigenen Könige. Zum öfftern wurde es hin und her von denen Schweden und Dähnen eingenommen / setzte sich doch allzeit wieder in seyne vorige Freyheit. [...]

Norwegen bekame diesen Nahmen / wie einige wollen / von **Noro** / einem Sohn des Humbli / welcher ihr erster Monarch gewesen“ [Foresti, 5].

Damit sind wir wieder im -2. Jtsd. und bei dem oben genannten, dänischen Humblus und somit auch bei den Wurzeln Dänemarks angelangt. Wenn man

bedenkt, dass dadurch – wie im Falle Roms – troianische Flüchtlinge auch den Nordeuropäern die Monarchien bringen konnten, ist eigentlich alles gesagt. Wir erinnern uns, dass Aeneas und die Seinen noch 300 Jahre in Alba Longa in Wartestellung zu bleiben hatten, bevor die 15. Generation nach Aeneas mit Romulus und Remus die ewige Stadt -753 gründen konnten. Da waren Dänen und Norweger sogar noch dichter am Fall Troias...

In heutiger Sicht steht Harald I. am Beginn einer halbwegs gesicherten Königsliste:

Harald Hårfagre (norweg., engl./schwed. *Harald Hårfager*), Harald I. „Schönhaar“ oder „Haarschön“, *Haraldr hinn hárfagri* (* ca. 852; † 933) war der erste König des größten Teils der Küste Norwegens. [...]

Über Harald Schönhaar ist wenig Sicheres überliefert. Das meiste ist Herrscherlob ohne historische Relevanz“ [wiki → Harald I. (Norwegen)].

Er führte sich über 20 Generationen auf Odin und Freyr zurück [ebd.], doch eine derartige göttliche Abstammung gönnte sich z.B. auch Julius Cäsar über den troianischen Aeneas hin zu dessen Mutter Venus.

Finnland

Finnland gehört nicht zu den Gebieten, in denen eine nordgermanische Sprache benutzt wird; dort leben die eine uralische Sprache sprechenden Finnen, ein finno-ugrisches Volk und die vielleicht aus Sibirien stammenden Samen (Lappen). 1154 zog der schwedische König nach Finnland, um dort auch das Christentum einzuführen. Doch der Versuch scheiterte an dem Bauern Lille, der bald danach den Missionar erschlug. Trotzdem wurde Finnland christianisiert und blieb unter schwedischer oder russischer Oberherrschaft. Als im Zuge der russischen Revolutionen das Großfürstentum Finnland unabhängig wurde, sollte es endlich Monarchie werden. Am 9. 10. 1918 wurde Friedrich Karl von Hessen vom finnischen Parlament zum König Karl I. ernannt; doch die Monarchie endete bereits nach zwei Monaten am 14. 12. 1918. Außer diesem deutschen Marionettenkönig gab es keine Sagenkönige.

Fazit

Es fehlt uns das verbale Gegenstück zum frommen Betrug, zur *pia fraus*; es müsste auch den ehrgeizigen Betrug, *ambitiosa fraus*, geben. Mag der Begriff auch fehlen – es wird überdeutlich, dass nationales Selbstwertgefühl unbedingt uralte Wurzeln benötigt. Wie schmerzlich es gewesen sein muss, als diese überlangen Wurzeln durch die Aufklärer kupiert wurden, lässt sich an dem Aufbäumen ermesen, das immer wieder spürbar wird, wenn Karl dem Großen auch nur ein fiktives Leid angetan wird.

Literatur

- Anwander, Gerhard / Illig, Heribert (2004): Schwedens ausgemusterte Karle, Polens noch früherer Königsverlust · Ein Anstoß von Henning Heinsohn, weiter erforscht von Gerhard Anwander, geschrieben von Heribert Illig; *Zeitensprünge* 16 (2) 350-357
- Foresti, Antonio (1721): *Der historischen Welt-Carten Anfänglich in Italiänischer Sprach beschrieben Durch P. Antonium Foresti, Der Gesellschaftt JESu / Zweyte Fortsetzung oder Fünffter Theil / In sich enthaltend Die Leben derer Königen in Dännemarck und Norwegen / wie auch derer Hertzogen in Holstein und in Geldern. Anjetzo in die Teutsche Sprach übersetzt Von einem Liebhaber der Geschichten, Mit Genehmhaltung der Oberen;* Augspurg In Verlag Georg Schlüter und Martin Happach / 1721
- Heinsohn, Gunnar (2003): Die Streichung der polnischen ‚Karolinger‘. Adam Naruszewicz bereits 1780 erfolgte Eliminierung der lechiadischen und lescidischen Könige aus Polens Frühmittelalter; *Zeitensprünge* 15 (1) 137-149
- Illig, Heribert (2015): Fiktive Hammaburg im Riesenformat. Eine Klarstellung; *Zeitensprünge* 27 (1) 139-167
- Matz, Klaus Jürgen (2001): *Wer regierte wann?* dtv, München
- Schlözer, August Ludwig (1770): *Abhandlung über die Aufgabe aus der polnischen Geschichte „könnte nicht die Ankunft des Lechs in Polen zwischen den Jahren 550 und 560 u.s.w.“, welcher von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1766 den 19. Aug. der Fürstl. Jablonowskische Preis zuerkannt worden;* Danzig
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Frankreich und die Kritik an Karl d. Großen

Philippe Delorme und François de Sarre

Robert Soisson

Delorme, Philippe (2016): *Théories folles de l'histoire*; L'express/Presses de la Cité, Paris

Sarre, François de (2013): *Mais où est danc passé le Moyen Âge? Le récentisme*; Hades, Rouen

Die Diskussion über Merkwürdigkeiten der Geschichte kommt langsam in englisch- und französischsprachigen Ländern ins Rollen, Der Hinweis von Heribert Illig: „Sehe gerade, dass es jetzt ein französisches Buch gibt, das die verrücktesten Geschichtsthesen vorstellt, die meine inklusive“ in einer E-Mail vom 14. August 2016 machte mich neugierig und, da es erst im November erscheinen sollte, machte ich eine Vorbestellung.

In der Zwischenzeit las ich die Bücher von Emmet Scott [2014], der sich auf eine positive Art und Weise mit dem erfundenen Mittelalter auseinandersetzte [vgl. Illig 2016]. Ich hoffte daraufhin, dass Philippe **Delorme** kritisch, aber fair argumentierte und wurde bitter enttäuscht. Sein Buch ist ein Sammelsurium von mehr oder weniger abstrusen, teils amüsanten Geschichtchen über Geschichte.

In seiner Einleitung rückt er alle Autoren „abweichender“ Geschichtstheorien in die Nähe der Geschichtsfälscher des Nationalsozialismus und des Stalinismus sowie der „Negationisten“, welche die Shoah und die Konzentrationslager leugnen, wie u.a. der „Front national“ in Frankreich. Illig hat in Deutschland ja ähnliches erlebt. Im Kapitel über Atlantis wird Delorme böse, wenn er pauschal die universitären Wissenschaften der Geschichte und der Archäologie der „vielfältigen Kohorte der Müll-Metaphysiker“ (*la cohorte bigarrée des métaphysiciens de pacotille*) entgegenstellt, auch ein Seitenhieb gegen Zeiteinsparner.

In einem ersten Kapitel macht Delorme sich lustig über die Bibel und den jüdischen Kalender. Er hat natürlich die Lacher auf seiner Seite, wenn er den irischen Erzbischof James Ussher zitiert, der 1650 wissen wollte, dass Gott den Kosmos am Abend vor dem 23. Oktober des Jahres 4004 vor Christi Geburt erschuf. Er beschreibt dann, wie „Wissenschaftler“ allen Ernstes Größe und Form der Arche Noahs berechnen und beschreiben und Expeditionen auf den Berg Ararat organisieren, um Holzreste zu finden. Hier bewegt er sich auf den breit ausgetretenen Spuren eines Otto von Corvin, dessen *Pfaffen-*

spiegel bereits 1845 erschienen ist. Auch damals ging es um alle möglichen und unmöglichen Reliquien, die innerhalb der katholischen Kirche verehrt werden. Enthalten ist eine längere Beschreibung der Diskussionen um das Turiner Grabtuch, die den Zeitenspringern bekannt sein dürften.

Exotisch wird es im 14. Kapitel, wo wir erfahren, dass nicht Jesus Christus am Kreuz gestorben ist, sondern sein kleiner Bruder Isukiri. In der Tat hatte sich Jesus irgendwann auf den Weg nach Osten gemacht, um sich schließlich in dem kleinen Ort Shingo nahe dem Towada-See niederzulassen. Dort wurde er wie ein Ninja-Kämpfer ausgebildet. Nach seiner Rückkehr ins Gelobte Land geriet er in große Gefahr, aber sein kleiner Bruder opferte sich an seiner Stelle. Jesus kehrte zurück nach Japan und starb hochbetagt mit zahlreichen Nachkommen in Shingo.

Nach Jean-Baptiste André ist sein Stellvertreter, Papst Paul VI., nicht tot. Er war auf der Spur eines freimaurerischen Komplotts, das die katholische Kirche zerstören wollte. Seine Widersacher betäubten ihn mit Drogen, setzten einen Doppelgänger ein und ermordeten diesen. Er wurde in der Petersbasilika begraben. Die Wiederkehr von Paul VI., der sich bei seinem heutigen Alter von 120 Jahren beeilen sollte, wird mit allerhand Weltuntergangsszenarien in Verbindung gebracht. Mal abwarten ...

Heiter geht es weiter mit dem Buch Mormon. Die Nachkommen des Propheten Nephi trennten sich in Nephiten (die Guten von weißer Hautfarbe) und Lamaniten (die Bösen, deren Teint immer dunkler wurde). Jesus erscheint ihnen in einem weißen Gewand, aber seine Friedensbotschaft verklingt, und die Nephiten werden von den Lamaniten restlos ausgemerzt. 15 Millionen Menschen weltweit glauben den Quatsch wie z.B. Mitt Romney, Bischof und Präsident der Diözese Boston, erfolgloser Gegenkandidat von Barak Obama. (Ein Leckerbissen für alle, die es mit der Religion nicht so am Hut haben, ist *The Book of Mormon* von Trey Parker et al.).

Weiter geht es mit Illuminaten, Freimaurern, Scientologen, Templern, Rosenkreuzern, dem Bilderberg-Club, also den Leuten, die im Geheimen die Welt regieren. Ein kurzer historischer Abriss streift die Wurzeln der Illuminati in Bayern, reorganisiert von Freiherrn Knigge, verboten 1785. In Hamburg erscheint 1798 ein Buch von Abbé Augustin Barruel: *Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Jakobinismus*, das als die Bibel der Verschwörungstheoretiker gilt. Barruel findet viele Anhänger, seine Theorien werden weiterentwickelt und finden ihren vorläufigen Höhepunkt in den Protokollen der Weisen von Zion [dazu nicht zuletzt Eco]. Diese Schrift inspirierte den Antisemitismus des 20. Jh. und den Glauben an 'dunkle Mächte', die in den Kulissen des Weltgeschehens die Fäden ziehen. Hier zeigt sich Delorme von seiner konservativen Seite, indem er allen Vertretern von Gegenkulturen, New-Age-Adepten, nordafrikanischen Rappern und

integristischen Konterrevolutionären unterstellt, diesen Glauben in ihr Weltbild integriert zu haben.

Das 6. Kapitel interessiert uns in diesem Beitrag besonders: „Die Kosaken eroberten Amerika“. In diesem Kapitel zerreißt Delorme auf eine unbarmherzige Art und Weise die Theorien von Anatoli T. Fomenko. Ich muss zugeben, dass ich nichts von Fomenko gelesen habe, und es wahrscheinlich auch nicht tun werde. Delorme zieht ihn so ins Lächerliche, dass es einem schon leidtun kann. Das Schlimmste aber ist, dass Illig und andere Chronologiekritiker wie Newton und Velikovsky mit derselben Delikatesse behandelt werden. Um es vorweg zu sagen: Delorme hat Illig nicht gelesen. Ihm sind ganze 8 (acht!) Zeilen gewidmet, die ich hier gerne übersetze:

„Nur Deutschland hat, unabhängig von dem russischen Mathematiker eine reversionistische Theorie entwickelt, wengleich auch auf einer anderen Basis. Ihr Anführer, Heribert Illig, Herausgeber der Zeitschrift *Zeitensprünge* [was Delorme übersetzt mit „temps accelere“ – „beschleunigte Zeit“; RS], die immer noch erscheint [sic!] behauptet, dass die Renaissance unmittelbar auf die Römerzeit folgte. Demnach wären Figuren wie Karl der Große literarische Fiktion.“ [Delorme, 113]

Aus. Das war’s. Delorme verwechselt obendrein Illig mit de Sarre (s.u.).

Ohne das Alter der Cheopspyramide in Frage zu stellen, beschäftigt sich Delorme im 3. Kapitel mit den Maßeinheiten, die während der vergangenen Jahrhunderte zur Vermessung der Pyramide(n) gebraucht wurden und der damit verbundenen Zahlenmystik. So ist es z.B. ein leichtes, das Datum des Jüngsten Gerichts daraus zu errechnen oder die Pyramide als intergalaktischen Wegweiser für Flugobjekte der Außerirdischen zu erkennen. Das Kapitel endet mit einem lustigen Zitat von Umberto Eco aus *Das Foucaultsche Pendel*: Nach verschiedenen Berechnungen der Dimensionen eines Zeitungskiosks findet er eine Zahl, deren Umwandlung in Buchstaben die Formel des Naphthalins ergibt. Zeitenspringer kennen Vergleichbares seit 2007 [vgl. Schumacher].

Ein Lieblingsthema der Franzosen ist Jeanne d’Arc. Ihre Geschichte, ihre Existenz in Frage zu stellen ist ein Tabu. Delorme wirft die Frage auf, ob sie nicht auch ein Mann hätte sein können. Allerhand Spekulationen gehen in diese Richtung. Die Akten des Prozesses in Rouen liegen, wie so oft in ähnlichen Fällen, in den Geheimarchiven des Vatikans, die allerdings Napoleon 1810 nach Paris holen ließ und die nur unvollständig zurückkehrten [wiki \leftrightarrow Vatikanisches Geheimarchiv].

Weniger bekannt für deutsche Leser ist die Diskussion um die Abstammung Napoleons. Delorme entpuppt sich als Spezialist der Geruchekuche um die Liebschaften, Irrungen und Wirrungen des französischen Adels und der sich allmählich entwickelnden bürgerlichen Politikerkaste. Stammt

Napoleon wirklich von der „Eisernen Maske“ ab, eventuell ein Zwillingbruder von Louis XIV? Mazarin, Richelieu, der Graf von Buckingham, alle waren an dem Komplott beteiligt. Eine Antwort auf die gestellten Fragen vermag Delorme jedoch nicht zu geben.

Napoleon liegt nicht im Pantheon begraben, sondern unter einer namenlosen Grabplatte in Westminster Abbey. Das behauptet Georges Rétif, ein bretonischer Journalist und Fotograf. Drohend beschwört er Albion: „Gebt uns Napoleon zurück!“ Bei der Überführung der Leiche des Kaisers von Santa Helena nach Paris wurde der Leichnam von den perfiden Briten vertauscht.

Am 8. Juni 1795 wird in Paris ein kleines Kind begraben unter dem Namen „Louis Charles Capet, Sohn des letzten französischen Königs“. „Falsch“! behauptet Henri Gontier, Urenkel von Henri Poiret, der den vierjährigen Knaben aus dem „Donjon du Temple“ befreite und nach der Insel Martinique ins Exil überführte. Er starb 1856 in Port Victoria auf der Seychellen-Insel Mahé. Noch heute träumen eine Menge von Franzosen davon, ein rechtmäßiger Nachfolger von Louis XVII zu sein.

Ein hilfreiches Instrument für Illig und alle Historiker wäre der „Chronovisor“ gewesen, hätte nicht der Vatikan das geniale Instrument, erdacht und gebaut 1952 von Pellegrino Ernetti, demontieren und in seinen berühmt-betrüchtigten Archiven verschwinden lassen. Die Schallwellen, die von jeder Person – auch vor vielen Jahren – produziert werden, lassen sich auch nachträglich einfangen, sodass es möglich wird, Personen aus längst vergangenen Zeiten zuzuhören und sie sogar zu filmen. Tolle Erlebnisse hatte Ernetti: Er war bei der Kreuzigung Christi dabei, filmte Moses bei dem Abstieg vom Berg Sinai und die Zerstörung von Sodom und Gomorrha. Kein Wunder, dass der Vatikan das Copyright verweigerte!

Nicht so aufwendig bei der Herstellung waren wohl die „singenden Kristallschädel“. Anna Mitchell-Hedges, die Tochter des Archäologen Frederick Albert Mitchell-Hedges, gab an, unter Lebensgefahr einen Kristallschädel aus den Ruinen eines Maya-Tempels gerettet zu haben (Indiana Jones lässt grüßen!). Das Alter des Schädels wurde von ‘Experten’ auf ca. 12.000 Jahre geschätzt; ihm wurden übernatürliche Kräfte zugesprochen. Über die Theke eines zwielichtigen Antiquars, André Eugène Boban-Duvergé aus Mexico-City, wanderten zu stolzen Preisen weitere Exemplare dieser Gattung, bis eine Analyse der *Smithsonian Institution* ergab, dass die Schädel nicht von einem anderen Stern, sondern aus Idar-Oberstein stammten...

Das 11. Kapitel spricht eher jene Deutschen an, die noch nicht wussten, dass Hitler 1945 mit einem U-Boot in die Antarktis flüchten konnte, zusammen mit Eva Braun. Dort gründete er einen unterirdischen Staat, Neuschwabenland, der mit deutscher Gründlichkeit und Technik mit allem versehen war, das man zum Überleben bei -40° Dauerfrost benötigte. Zeugen

zufolge hätten – zuletzt 2005 – geheime Operationen von Russen, Amerikanern und Engländern stattgefunden, um das „Neue Berchtesgaden“ ausfindig zu machen.

Das 19. Kapitel handelt von der Scientology-Sekte. Ron Hubbard schrieb in den 30er und 40er Jahren mit großem Erfolg Science-Fiction-Geschichten für Groschenhefte wie „Astounding“ und „Unknown“. 1950 veröffentlichte er das Buch *Dianetics*, das sich auf Anhieb 15 Millionen Mal verkaufte. Die Problematik der Scientology-Sekte dürfte bekannt sein, interessant aber ist Hubbards Theorie über den Ursprung der Erde: Die große Katastrophe fand statt vor 75 Millionen Jahren. Der grausame Diktator Xenu, Herrscher über die galaktische Konföderation Marcab (76 Planeten) ließ angesichts der Gefahr einer Überbevölkerung 13.500 (dreizehntausendfünfhundert) Milliarden überflüssige Subjekte in ein künstliches Koma versetzen, verpackte sie in riesige Raketen und schickte sie auf den Planeten Teegeek (die Erde). Dort ließ er Wasserstoffbomben explodieren, um alle zu vernichten. Irgendwie scheinen doch einige überlebt zu haben...

Viel wurde über die Juden geschrieben und polemisiert. Marc Demeulener – abgekürzt Marc Dem – vertritt die Theorie, dass die Juden aus dem All stammen, auf die Erde importiert von einer geheimen Macht, die finstere Pläne mit ihrer Hilfe zu verwirklichen gedenkt. Dahinter steckt ein schurkischer Parallel-Gott, YHWH, der genmanipulierte Wesen erschuf, den normalen Menschen des „alten“ Gottes haushoch in allen Hinsichten überlegen. Was er mit ihnen vorhat, weiß keiner. Delorme stößt bei der Beschreibung der Theorien Marc Dems auf einige Ungereimtheiten der Geschichte des jüdischen Volkes, offensichtlich inspiriert durch Shlomo Sand [2010], der den Lesern der *Zeitensprünge* kein Unbekannter ist [Illig 2010b].

In seinem Nachwort kommt Delorme noch einmal ausführlich auf den Antisemitismus und die Judenhetze in Frankreich und in Europa zu sprechen. Martin Luther und Hitler sind die illustren Vorgänger zahlreicher zeitgenössischer Antisemiten. Es ist der Appell, die Geschichte nicht für menschenfeindliche Ideologien zu instrumentalisieren.

Delormes Buch ist ein Inventar der menschlichen Dummheit, gehört aber zugleich in dieses Inventar. Es ist teilweise amüsant zu lesen, wirft aber ein schlechtes Licht auf seriöse Historiker wie Heribert Illig.

Mais où est donc passé le Moyen Âge?

Da Philippe Delorme in seinem Kapitel über Fomenko das Buch von François *de Sarre* erwähnte, fiel mir nichts Besseres ein, als es zu bestellen. Immerhin erscheint de Sarre als Verfechter von Theorien der Chronologiekritiker.

1947 in Dudweiler (Saarbrücken) geboren, studierte er Zoologie an der

Universität Saarbrücken. Er spezialisierte sich auf Fischkunde und Vertebra-
tenforschung und machte zahlreiche Veröffentlichungen zur Ichthyofauna des
Mittelmeeres. 1999 veröffentlichte er ein Buch über die Entstehungs-
geschichte der Straße von Gibraltar (*Als das Mittelmeer noch trocken war*).
In den 90er Jahren hatte er Kontakt gehabt zu Horst Friedrich, Heribert Illig
und Uwe Topper.

Er bekennt sich zu den Chronologiekritikern. In Frankreich wären diese
Theorien weitgehend unbekannt. Sein Aha-Erlebnis war ein Besuch des
Palastes des Diokletian in Split. Die Bauten der Renaissance in Split schienen
sich nahtlos in frühere römische Bauten zu integrieren. Könnte es sein, dass
die Renaissance unmittelbar auf die Römerzeit folgte? Daher die Frage: *Wo
bleibt denn das Mittelalter?* Im Unterschied zu Illig vertritt de Sarre
vehement die These, dass es einen Zeiteinsprung von ca. 1.000 Jahren gibt,
inspiriert in dieser Ansicht von Fomenko und Topper.

In seiner Einleitung beruft er sich auf Toppers Buch *Fälschungen der
Geschichte*. Dieser nehme an, dass eine gigantische Katastrophe kosmischen
Ursprungs Europa heimgesucht habe. Praktisch ganz Europa und große Teile
der außereuropäischen Welt wären von meterhohen Ablagerungen bedeckt
gewesen, die Bevölkerung nahezu ausgerottet.

Mediävisten wie Jacques Le Goff, Régine Pernoud oder auch noch
Jacques Heers versuchen, das Mittelalter zu rehabilitieren, indem sie die
positiven Aspekte dieser Zeit hervorheben. Aber was geschah in der Zeit zwi-
schen 400 und 1400 A.D.? Es wurden quasi keine Fortschritte technisch und
kulturell realisiert, wohingegen die Entwicklung vom ersten Holzflugzeug der
Gebrüder Wright zur Boeing 707 nur 50 Jahre brauchte. Die These von de
Sarre ist folgende: Vor ca. 700 Jahren wurde die menschliche Zivilisation
durch eine kataklystische Katastrophe quasi ganz zerstört und musste auf
mühselige Weise neu entwickelt und gestaltet werden.

De Sarre berichtet über die Problematik der Kalender und der Kalen-
derreformen, welche von Illig genauer und detaillierter dargestellt wurden.
Für de Sarre ist die katholische Kirche die graue Eminenz, die hinter der
Kalenderreform und deren Manipulation steht. Nach der großen Katastrophe
wurde „das sogenannte Mittelalter“ von Päpsten, Bischöfen und Mönchen
komplett erfunden. Texte der bekannten Autoren der Antike wären nach der
Katastrophe neu geschrieben worden, um die „Vergangenheit“ zu beleben.

In Frankreich werden die Anhänger der verschiedenen chronologiekriti-
schen „Schulen“ unter dem Ausdruck „récentisme“ [fr.wiki → Nouvelle Chronolo-
gie] zusammengefasst. Nirgends fand ich eine Erklärung für den Begriff; ich
nehme aber an, dass er von „récent“ abgeleitet ist, zu Deutsch „rezent“, womit
wohl angedeutet werden soll, dass die Geschichte noch nicht so alt ist wie
allgemein angenommen. De Sarre beschreibt ausführlich die Vorgänger des

„Rezentismus“ und unterscheidet „Fomenkisten“ und „Velikovskisten“. Der Bekannteste von allen sei Heribert Illig, dessen Theorie er kurz (1 Seite [Sarre, 60]) beschreibt.

Allgemein fällt auf, dass die Autoren, die über Illig schreiben, seine Bücher nicht oder nur die zwei bekanntesten gelesen haben. De Sarre und auch Emmet Scott [2014] vermitteln manchmal den Eindruck, dass sie selbst Urheber dieser Theorien sind.

Dann präsentiert de Sarre seine Version von dem Kataklysmus, die eigentlich nichts Neues enthält außer dem vermutlichen Datum, für de Sarre um 1350 A.D. War es ein Impact oder streifte der Komet die Erde nur in gefährlicher Nähe? Eine genaue Antwort bleibt De Sarre seinen Lesern schuldig, wohl weil sie Christoph Marx [1996] als Urheber dieser Idee nicht kannte.

Dann folgen mehrere Kapitel über die Zeitrechnung in der Antike, Kalendersysteme, Sothisperioden, Präzession, Frühlings- und Herbstpunkt, usw. Dem Leser der *Zeitensprünge* sind diese Begriffe bekannt und auch die damit verbundene Problematik.

Das 5. Kapitel beschreibt etwas ausführlicher die Mittelalter-Debatte. Illig wird gewissenhaftes, methodisch korrektes Vorgehen bescheinigt. De Sarre stellt die Theorien von Illig nicht in Frage, für ihn ist klar, dass z.B. Karl der Große eine Fiktion ist (Kap. 6). Trotzdem findet er, dass Illig zu bescheiden ist, wenn er 'nur' 300 Jahre als fiktiv betrachtet; er hält es eher mit Topper, Gabowitsch, Pfister und anderen mehr. Über die Beweggründe der „Zeitenfälscher“ stimmt er mit Illig überein. In seiner sehr verkürzten Chronik packt de Sarre alle Ereignisse wie die Kreuzzüge, die Entstehung der monotheistischen Religionen, Jeanne d'Arc und den 100-jährigen Krieg in die verbleibende Zeitspanne von 700 Jahren. Vor den Offenbarungsreligionen wäre ein vorchristlicher Gnostizismus dominant gewesen, von dem immer noch Überreste in den neuen Religionen zu finden sind. Diese wurden als Häresien identifiziert und von der Inquisition grausam ausgemerzt. Man wüsste aber doch gerne, wann all die romanischen wie gotischen Kirchen und Kathedralen errichtet worden wären und wie ihre 1000-fache christliche Figuren-ausstattung einem Gnostizismus entspräche.

Ab Kapitel 9 wird De Sarre zunehmend konfuser. Nach der großen Katastrophe überlebte eine „Elite“ von Menschen im schönen Rhône-Tal mit Avignon als Zentrum. Hier wurde von dieser Elite die Zeitfälschung orchestriert. Auch die europäischen Sprachen entstanden in dieser Zeit. Die Menschen litten über Generationen hinweg an posttraumatischem Stress. Die Katastrophe war so schrecklich, dass auch ihr Gedächtnis hinweggefegt wurde; niemand konnte sich an das erinnern, was „vorher“ war, und so war es für die neuen Machthaber ein Leichtes, die Menschen zu manipulieren. Die Entdeckungsfahrten der Spanier und Portugiesen erklärt de Sarre [254] damit,

dass verschiedene bekannte Inseln die Lage gewechselt hatten und die kühnen Seeleute aufgebrochen waren, um sie wiederzufinden.

Am Ende seines Buches stellt de Sarre fest, dass wir das Jahr 1000 noch nicht erreicht hätten, sondern in etwa im 7. Jh. leben. Dann wirft er ohne richtigen Zusammenhang verschiedene Fragen auf: Die französischen Königsgräber in St. Denis, die schwarzen Madonnen (= Isis), das Kreuz Christi, welches Herakleios nach Konstantinopel brachte, mysteriöse Verse von Dante Alighieri in der göttlichen Komödie, das Grabtuch von Turin, Pompeji, das erwartungsgemäß nicht +79, sondern nach 1348 verschüttet wurde [dagegen Illig 2010b], die Kreuzzüge als Reaktion auf den Tod Christi kurz vor dem Jahre 1095 – zumeist Postulate von Fomenko. Zum Schluss fasst de Sarre seine Chronologie in einer Tabelle zusammen.

Fazit: Positiv ist, dass in Frankreich das Thema Chronologie thematisiert wird. Die Reaktionen sind erwartungsgemäß negativ, weil es keine umfassende Darstellung der Theorien gibt, die in rund 30 Jahre in den *Zeitensprünge* und den verschiedenen Büchern des Mantis-Verlags entwickelt und vertieft wurden.

Literatur

- Eco, Umberto (2011): *Der Prager Friedhof · Roman*; Hanser, München
- Illig, Heribert (2016): Der überfällige Eintritt in den englischen Sprachraum – Emmet Scotts Guide; *Zeitensprünge* 28 (3) 408-411
- (2010b): Die Erfindung des jüdischen Volkes. Rezension [Shlomo Sand]; *Zeitensprünge* 22 (2) 303-309
 - (2010a): Fomenko und die Folgen. Pompeji als Beispiel für historisches Freibeutertum; *Zeitensprünge* 22 (1) 218-234
 - (1995): Fomenko - der große, statistische Wurf? Rezension und Standortbestimmung; *Zeitensprünge* 7 (2) 104-121
- Marx, Christoph (1996): Der (bislang) letzte „Große Ruck“; *Zeitensprünge* 8 (3) 339-356
- Parker, Trey / Lopez, Robert / Stone, Matt (2011): *The book of Mormon · Original Broadway cast recording*; CD
- Sand, Shlomo (2010): *Die Erfindung des jüdischen Volkes*. Propyläen, Berlin
- Sarre, François de (1999): *Als das Mittelmeer noch trocken war · Eine katastrophische Geschichte des mediterranen Gebietes*; Efidon, Hohenpeißenberg
- Scott, Emmet (2014): *A Guide to the Phantom Dark Age*; Algora Publishing, New York

Kulturen vor Kolumbus

Zwei umfangreiche Werke erzählen die Geschichte beider Amerika vor den Europäern

Stefan Diebitz

- Mann, Charles C. (2016): *Amerika vor Kolumbus. Die Geschichte eines unentdeckten Kontinents*. Aus dem Englischen von Bernd Rullkötter. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg. 719 S. (engl. 12005: 1492. *New Revelations of the Americas Before Columbus*; Knopf, New York)
- Gunsenheimer, Antje / Schüren, Ute (2016): *Amerika vor der europäischen Eroberung. Neue Fischer Weltgeschichte, Bd 16*; Fischer: Frankfurt am Main, 607 S. [= GS]

Geschichtsverfälschung muss nicht unbedingt auf Absicht zurückgehen, denn manchmal können es ja auch die Umstände sein, die zu einem falschen Bild führen. Im Fall des präkolumbischen Amerika gab es wohl ein ganzes Bündel von Gründen für das ganz und gar verkehrte Bild eines Kontinents und seiner Bewohner, das für Jahrhunderte die Europäer bestimmte.

Einige dieser Gründe liegen so sehr auf der Hand, dass man kaum über sie zu sprechen braucht. Zunächst liegen so gut wie keine schriftlichen Quellen vor, teils, weil Europäer sie gezielt vernichteten, insbesondere in Nordamerika aber deshalb, weil es sich um schriftlose Kulturen handelte. Ein zweiter Grund war die Ignoranz der meisten Eroberer, ihr Desinteresse an einer Beschäftigung mit einer fremden Kultur. Schließlich und endlich war gleich die erste Begegnung von Europäern und ihren Haustieren mit den Indianern die Ursache schrecklicher Seuchen, die große Teile der indigenen Bevölkerung manchmal bereits dahingerafft hatten, als deren physisches Zusammenreffen mit den Europäern erst noch bevorstand – Boten oder reisende Händler hatten die Krankheitskeime vorausgetragen, und so trafen die Europäer auf verlassene Städte und Dörfer. In manchen Gegenden waren in kürzester Zeit mehr als neunzig Prozent der Bevölkerung ausgestorben. Wie hätte sich unter solchen Umständen das richtige Bild einer komplexen und hochstehenden Kultur entwickeln können?

Seit dem letzten Jahr liegen zwei umfangreiche, in Stil und Aufbau sehr unterschiedliche Bücher über die präkolumbischen Kulturen in Amerika vor.

Die Arbeit von Charles C. **Mann** ist eine engagierte und lebhaft dargestellte, die sich zwar an breitere Leserschichten richtet, aber aufgrund einer umfassenden Literaturkenntnis des Verfassers und zahlreicher Verweise sehr

seriös argumentiert – auch, weil sie Wissenslücken und Gegenpositionen immer offen anspricht und diskutiert. Das Werk von *Gunsenheimer/Schüren* dagegen ist eher ein Lehrbuch oder Nachschlagewerk für öffentliche Bibliotheken und soll als solches besonders Studenten ansprechen. In sieben Kapiteln und einem Fazit behandelt es das akademische Wissen über das präkolumbische Amerika in systematischer Weise, ohne die Ankunft der Europäer und die Begegnung der Kulturen mit einzubeziehen. Und: ohne in einer vergleichbaren Art Stellung zu beziehen. Vielmehr sind die Darstellungen dieses Buches, anders als bei Mann, sachlich, distanziert und summarisch.

Allerdings gibt es ein wenig zu denken, dass die Eigenart der amerikanischen Kulturen von den AutorInnen relativiert wird:

„Offenbar führten ähnliche Probleme und Herausforderungen an die Gesellschaften Amerikas zu vergleichbaren Lösungen. Soziale Differenzierung, Krieg, Wettbewerb um Ressourcen, Zurschaustellung von Reichtum und die Unterdrückung und Ausbeutung von Schwächeren, die Kontrolle der Gesellschaft waren wichtige Mechanismen für die Herausbildung und Konsolidierung komplexer Gesellschaften und ihrer politischen Eliten, die ihre Legitimation, wie in vielen altweltlichen Kulturen, vor allem aus einer hervorragenden, oft göttlichen Abstammung und religiösen Funktionen ableiteten.“ [GS, 517]

Das sind elende Allgemeinplätze, mit deren Hilfe die Unterschiede und Eigenarten eingeebnet und klein geredet werden. Mann versucht das Gegenteil, indem er die Unterschiede betont und sogar in manchen Punkten die Überlegenheit der amerikanischen Kulturen plausibel zu machen versucht.

Manns Verfahren besteht zunächst darin, die Zeit vor Kolumbus dadurch zu erzählen, dass er den spanischen und englischen Eroberern folgt und von deren Entdeckungen und Eindrücken erzählt. Erst später berichtet er dem Leser von den Ergebnissen der modernen Archäologie, die selten eindeutig sind und entsprechend viel Raum für Spekulationen lassen. Was wir bei einem solchen Verfahren nur in Ausnahmefällen – das kaum hundert Jahre existierende Reich der Inka, die Abfolge der Aztekenreiche in Mesoamerika – erwarten dürfen, ist eine gesicherte Chronologie mit einer Reihe von namentlich bekannten Herrschern und (manchmal) einem Gesicht, aber das ist auch nicht das eigentlich Wichtige. Umso interessanter und bedeutender scheint das, was wir über Kultur und Religion, über Landwirtschaft und Küche erfahren.

Auf jeden Fall gilt: Alles war ganz anders. Zunächst besaß Amerika viel mehr Einwohner, als man das lange gedacht hat, denn obwohl man wusste, wie schrecklich europäische Krankheiten gewütet haben, hat man diese Seuchen immer noch unterschätzt. Dazu war man sich lange nicht über die Rolle der Haustiere im Klaren, denn besonders Schweine, die von den Spaniern als

Proviand mitgeführt wurden, spielten eine fatale Rolle und übertrugen Krankheiten wie „Anthrax (Milzbrand), Bruzzelose, Leptospirose, Trichinose und Tuberkulose.“ [Mann, 162] Indianer besaßen keine Resistenzen, weil keiner von ihnen zuvor einer dieser Seuchen begegnet wäre, und außerdem war ihre Immunabwehr aus genetischen Gründen den europäischen Krankheiten gegenüber nur bedingt abwehrbereit. So starben sie wie die Fliegen, obwohl sie in ihrer Mehrheit offensichtlich viel gesünder waren und dazu besser ernährt als die Europäer. Auch wird immer wieder ihre im Vergleich zu den Europäern große Reinlichkeit erwähnt. [GS, 36]

Amerika war also viel dichter besiedelt, als man lange geglaubt hat, ohne dass deshalb Einigkeit wenigstens über die ungefähre Zahl der Einwohner bestünde: In Abhängigkeit von gewissen Grundannahmen unterscheiden sich die Schätzungen beträchtlich [Mann, 164; GS, 75]. Vor allem ist es wichtig, dass viele Indianer – auch im Norden! – in (Garten-)Städten lebten, nicht etwa nur in Zeltbehausungen oder kleinen Dörfern. Das Tal des Mississippi zum Beispiel war dicht besiedelt, eine Stadt reihte sich an die andere, und noch sensationeller mutet an, dass selbst das Amazonasbecken ganzen Völkerschaften Heimat gewesen ist – auch dort fanden sich Städte und unzählige blühende Dörfer. Die berühmten Yanomami zum Beispiel lebten vor der Ankunft der Europäer in Dörfern und fielen erst später in den Status von Wildbeutern zurück. Es ist also keinesfalls ein urtümliches Menschentum, dem man heute in diesen Menschen begegnet, sowenig die romantische Idee von den Sioux den indigenen Nordamerikaner trifft: Zu reitenden Nomaden haben sich die Indianer erst nach der Ankunft der Europäer zurückentwickelt.

Man kann gar nicht abschätzen, was der Menschheit mit der Vernichtung der amerikanischen Kulturen verloren ging; insbesondere die Gartenstädte im südlichen Nordamerika hätte man nur zu gern einmal besucht. Waren sie wirklich so friedlich, ja paradiesisch? Auf jeden Fall wurde das soziale Leben auf eine gänzlich andere Weise als in Europa oder Asien organisiert. Dazu kommen die Unterschiede im ästhetischen Erleben. Mann zeigt einige Beispiele der Vermischung europäischer und amerikanischer Kunst und bemerkt dann etwas melancholisch:

„Nun stelle man sich vor, dieses fruchtbare Hin und Her hätte hundertfach mit hundert Kulturen stattgefunden und welche Gaben vier Jahrhunderte des intellektuellen Austauschs uns beschert hätten. Etwas Wertvolleres lässt sich kaum ausmalen.“ [Mann, 199]

Das ist wohl wahr: Die Verluste sind zwar kaum zu beziffern, aber ungeheuer sind sie gewiss.

Von Mann ausführlich dargestellt werden die Kontroversen über den Zeitpunkt der ersten Einwanderung, die Frage nach der Zahl der Einwanderungswellen und die Herkunft dieser Menschen – wirklich alle aus dem östlichen

Sibirien? – und endlich das Alter von Fundstätten wie Clovis. Welchen Weg haben die Einwanderer genommen, wann konnten sie das tun, gab es vielleicht mehrere Wellen der Einwanderung? Die Forschungslage scheint hier äußerst unbefriedigend. Typischerweise wird mit dem Ende der Eiszeit argumentiert und darauf hingewiesen, dass es nur eine kurze Zeit möglich war, auf einem eisfreien Korridor aus dem Nordwesten (Alaska) in den Süden vorzustoßen. Damit ist aber nicht mehr aufgezeigt als die bloße Bedingung einer Einwanderung, keinesfalls deren Faktizität: Die ersten Amerikaner hätten diesen Weg nehmen können, aber das bedeutet doch noch lange nicht, dass sie es wirklich getan haben oder dass sie keine anderen Wege gefunden hätten oder hätten finden können! Denn selbstverständlich hätten sie auch in Booten die Küste hinunterfahren können. Aber weil Boote nun einmal keine Spuren hinterlassen, wird man das alles niemals erfahren, so wenig man je herausfinden wird, wie viele Einwanderungen es insgesamt gegeben hat. Wahrscheinlich waren es mehrere, worauf nicht zuletzt die verschiedenen Sprachstämme hinzuweisen scheinen. Auch scheint es festzustehen, dass zumindest einige wenige Einwanderer aus Europa schon vor Kolumbus den Weg in das östliche Nordamerika gefunden hatten. Aber insgesamt scheint alles sehr spekulativ, und insbesondere die Datierungen sind in vielen Fällen fragwürdig und heftig umstritten.

Die amerikanische Ausgabe dieses Buchs (*1492 · New Revelations of the Americas Before Columbus*) war nicht allein sehr erfolgreich, sondern wurde und wird auch angefeindet. Das hängt vor allem mit den Passagen zusammen, in denen der Autor die Natur beider Amerika darstellt. Zunächst zeigt er für Nordamerika, dass es den Indianern gelungen war, weite Ebenen in eine Art Garten zu verwandeln – vor allem geschah dies durch das regelmäßige Abbrennen von Gestrüpp und Unterholz, so dass die großen Wälder sehr licht waren. Anders, als man sich das so denkt, gab es in dieser parkartigen Landschaft vor der Ankunft der Europäer die Millionen von Bisons überhaupt nicht, die später durch die Prärien zogen. Diese Riesenherden waren nicht etwa Ausdruck einer gesunden Natur, sondern ganz im Gegenteil ein Zeichen dafür, dass eine keinesfalls urwüchsige, sondern von den Indianern bereits gestaltete Natur aus dem Gleichgewicht geraten war, weil der Mensch nicht länger pflegend eingriff. Vor der Ankunft der Europäer wurde der Bestand der Bisons von den bäuerlich lebenden Indianern systematisch gejagt und vor allem von den Siedlungen und Feldern ferngehalten. Erst nach dem Zusammenbruch der indianischen Kultur explodierte er, so dass sich die riesigen Herden bildeten.

Heftig umstritten ist Manns Darstellung der Natur des Amazonasbeckens, denn wenn er recht hat, gibt es den Urwald in seiner heutigen Form noch gar nicht so lange, sondern seine Ausbreitung ist eine Folge der europäischen

Einwanderung. Viele von Manns Kritikern scheinen aus seiner Darstellung den Schluss zu ziehen, er plädiere generell für das Abholzen des Regenwaldes oder finde daran nichts Schlimmes. In Manns Darstellung gab es vor Kolumbus auch am Amazonas blühende Kulturen, es reihten sich zahllose Städte und Dörfer aneinander, und es wurde erfolgreich Landwirtschaft betrieben. Denn die Erde dieses Gebietes ist nicht auf jeden Fall nährstoffarm und damit für Landwirtschaft und Gartenbau ungeeignet, wie immer wieder behauptet wird, sondern die Indianer wussten sie richtig zu bearbeiten und in schwarze Gartenerde zu verwandeln.

Gunzenheimer und Schürer stellen die Geschichte des Amazonas-Urwaldes ähnlich, aber wesentlich weniger enthusiastisch dar [GS, 120 f.], wobei sie auf Hochbeete verweisen und überhaupt eher detailliert berichten. Sie sprechen noch über „elaborierte polychrome Gefäße“ sowie über „eindrucksvolle Keramikskulpturen mit realistischen Menschen- oder Tierdarstellungen.“ [GS, 122] In der Tendenz stimmen sie also mit Mann überein: Amazonien war als Ganzes Kulturland.

Mann geht aber noch darüber hinaus, denn er versucht zu zeigen, dass zumindest ein Teil des Amazonas-Urwalds menschengemacht ist und über lange, lange Zeit erfolgreich bewirtschaftet wurde. Denn warum kann man noch heute durch den Regenwald gehen und Obst von den Bäumen genießen? Weil Menschen die Bäume gepflanzt haben und man also durch alte Obstgärten spaziert! Dieser Urwald wäre dann also gar keine ursprüngliche Wildnis, sondern ein riesiger verwilderter Garten, dessen Boden deshalb auch heute noch an vielen Stellen mit Keramikscherben durchsetzt ist.

Mann plädiert mitnichten dafür, den Regenwald abzuholzen. Vielmehr legen die archäologischen Ergebnisse ihm

„den Gedanken nahe, dass kluge Menschen, die uns noch unbekannte Kunststücke beherrschten [gemeint ist die Anreicherung der ursprünglich nährstoffarmen Erde; SD], über einen langen Zeitraum hinweg große Teile von Amazonien zerstörungsfrei nutzen konnten. Wenn die Indianer mit einem ökologischen Problem konfrontiert waren, behoben sie es. Statt sich der Natur anzupassen, erschufen sie ihre Umwelt. Sie waren dabei, das Amazonasbecken zu terraformieren, als Kolumbus landete und alles verdarb.“ [Mann, 487]

Es ist möglich, dass Mann das Klischee des im Einklang mit der Natur lebenden edlen Wilden durch ein anderes, damit eng verwandtes Klischee ersetzt hat, das den Indianer zum Gärtner macht, der mit der Natur viel pfleglicher und schonender umging, als es die Europäer damals taten und die Menschheit heute immer noch tut. Auch werden von ihm die extremen sozialen Unterschiede vieler amerikanischer Gesellschaften nicht weiter thematisiert, so wenig wie ihre Grausamkeit, die sich teils innerhalb der Staaten oder Städte,

teils in Kriegen austobte. Aber obwohl Mann gelegentlich etwas euphemistisch argumentiert, sind doch viele seiner Hinweise sehr ernst zu nehmen.

Ein besonders merkwürdiger Aspekt der amerikanischen Kulturen sind die Mounds und andere symbolische Bauten, gelegentlich „Bildnis-Bauten“ genannt, die sich auch in Südamerika in reicher Zahl befanden. Dazu kommen noch die „Geoglyphen“ oder „Scharrbilder“ der Nazca-Kultur [GS, 52 f.] mit ihren riesigen Tierdarstellungen oder geometrischen Mustern. Gunsenheimer und Schürer stehen dem eher sprachlos gegenüber:

„Die großen Dimensionen und die jahrhundertelange Pflege und Nutzung der Scharrbilder lassen vermuten, dass die dort praktizierten Rituale für die Menschen der Nazca-Kultur eine wichtige gemeinschafts- und identitätsstiftende Wirkung besaßen.“ [GS, 53]

Das ist, um es freundlich zu sagen, Ausdruck vollkommener Ratlosigkeit.

Die Menschen dieser Kultur müssen eine erstaunliche visuelle Phantasie besessen haben, denn selbst dann, wenn gewisse Esoteriker recht haben sollten und ihre Erbauer diese Bilder aus der Höhe sehen konnten (zum Beispiel bei der Landung der Raumschiffe...), so war das doch nicht in dem Augenblick möglich, als sie diese schufen – in diesem Augenblick waren sie ganz auf ihre Imagination angewiesen. Und diese muss enorm lebhaft gewesen sein. Auf jeden Fall besaßen diese Völker also ein ganz anderes Verhältnis zur Gestaltung ihrer Umwelt als die Europäer. Sie errichteten nicht allein Häuser, sondern auch – sowohl in Süd- als auch in Nordamerika – große, zum Teil sogar sehr große und hohe Bildnishügel, die manchmal, aber keinesfalls immer als Gräber dienten und in vielen Fällen offensichtlich Tiere oder anderes darstellen. Auch bei den Mounds und anderen Hügelbauten ist die Literatur eher ratlos, und zwar sowohl, was ihren Zweck, als auch, was die Identität ihrer Erbauer angeht.

„Terraforming“, die von Mann benutzte Vokabel, ist vielleicht kein besonders guter Ausdruck, weil der Mensch das ja immer getan hat: Immer hat er die Landschaft umgestaltet. Aber bei den Indianern scheint es so zu sein, dass ästhetische und/oder religiöse Vorstellungen in einer bis heute unverstandenen Weise hineinspielten. Das gilt eben besonders für die Mounds und für die Geoglyphen. In überflutungsgefährdeten Gegenden Amazoniens konnten Mounds „Wohnstätten“ [Mann, 466] wie unsere Halligen im Watt sein, aber meist waren sie offenbar in einen sakralen Zusammenhang eingebettet, ohne dass man ihre Funktion und Bedeutung schon deshalb besser verstünde. Hier rächt sich die Schriftlosigkeit: Wie soll man derartige Erdkunstwerke deuten? Wenn es schon keine Dokumente gibt, so müsste zumindest die Mythologie zu Rate gezogen werden.

Wie ratlos selbst ausgewiesene Spezialisten vielen Artefakten gegen-

überstehen, demonstriert der Katalog einer Berliner Maya-Ausstellung, in der immer wieder das bloß Wahrscheinliche betont wird:

„höchstwahrscheinlich [...] offenbar [...] anthropomorphe Figur eines sicherlich Adligen [...] möglicherweise Fürsten [...] das könnte ein Grund dafür sein“ [Maya, 24]

und so weiter. Nichts Genaues weiß man nicht.

Auf jeden Fall aber scheint es, dass sich in Amerika einmal ein Kulturkreis befunden hat, der seine ganz eigenen Ausdrucksmöglichkeiten besaß, die sich von allen anderen in Europa, Asien und Afrika unterschieden und die wir kaum oder überhaupt nicht rekonstruieren können. Deutlich wird dies besonders an der Maya-Schrift, für deren Entwicklung und Reichtum wesentlich ästhetische Kategorien verantwortlich scheinen, wie es die Arbeiten von Nikolai Grube und anderen Alt-Amerikanisten nahelegen.

Die über Jahrzehnte fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die Schrift der Maya zu lesen, hängen wesentlich damit zusammen, dass es den Schreibern nicht allein um die Übermittlung von Information ging, sondern auch um die Variation des Ausdrucks, der gar nicht reich und phantasievoll genug sein konnte – vielleicht, um ihre individuelle Klasse (und damit Virtuosität) zu demonstrieren, vielleicht aber auch, weil es dieser Kultur insgesamt auf die Variation ankam. Die „Formenvielfalt“ dieser Schrift wird immer wieder betont und ihre ästhetische Bedeutung hervorgehoben: „Auf Schreibökonomie und -geschwindigkeit kam es den Maya-Schreibern offenbar nicht an, sondern auf Schönheit und Variation.“ [Riese, 32] Gunsenheimer und Schüren beschreiben die Schrift wie folgt: Die meisten Texte

„werden von links nach rechts und von oben nach unten in Zweierreihen gelesen. Die Kombinationsmöglichkeiten zur Schreibung bestimmter Inhalte waren groß. Die unterschiedlichen Schreibweisen gleicher Wörter [...] spiegeln den künstlerischen Ehrgeiz der Schreiber wieder.“ [GS, 295]

Gunsenheimer und Schüren nennen es „barocke Fülle“, die auch andere indische Kulturen kennzeichne, aber Beispiele wie die folgenden in der Beschreibung diverser Artefakte gibt es in der europäischen Kunstgeschichte besonders im Manierismus:

„So können die Federn eines Greifvogels Schlangenelemente aufweisen und sich Raubtierzähne anstatt eines Schnabels finden. Solche Kombinationen tragen zu einer vielschichtigen oder metaphorisch verdichteten Bildaussage bei.“ [GS, 261]

Ein anderer sich vielleicht ebenfalls im Reichtum der sprachlichen Zeichen spiegelnder Aspekt könnte im Überfluss liegen, denn ganz offensichtlich hatten die amerikanischen Völker weniger Probleme, sich zu ernähren, als die Europäer. Besonders der Anbau von Mais und Kürbis scheint eine ideale Grundlage und besonders ausgewogene Ernährung gewesen zu sein. Aller-

dings kann man nicht die Möglichkeit ausschließen, dass die Darstellung Manns ein wenig schönfärberisch ist und die Verhältnisse besser zeichnet, als sie es tatsächlich waren.

Zuletzt muss man auf das Buch von Manfred Sommer und seinen Nachweis zurückkommen, dass der Ursprung der europäischen Kultur in der Bewegung des Hin und Her des Pflügens liegt (oder doch liegen könnte). In Amerika gab es vor der Ankunft der Europäer keinen Pflug, und demzufolge wurde auch keine lineare Schrift entwickelt und fanden seine Bewohner zu ganz anderen Formen sowohl im Hausbau als auch bei ihren Städten. Die gerade Linie jedenfalls spielt dort nicht die Rolle, die ihr in der europäischen Kulturgeschichte zukommt, weder im Süden noch im Norden, und man kann diese Tatsache als einen Hinweis auf die eingeschränkte Geltung von Sommers Überlegungen, aber gleichzeitig als einen indirekten Beweis für ihre grundsätzliche Richtigkeit nehmen.

Das Buch von Charles C. Mann ist großartig, weil es einen ganzen Kontinent in ein anderes Licht stellt, und man mag gar nicht aufhören zu lesen, so interessant ist es. Das fast 80 Seiten umfassende Literaturverzeichnis deutet an, wie seriös der Autor gearbeitet hat, und weil neben der anschaulichen und farbigen Darstellung auch die ruhige und klare Sprache überzeugt, kann man das Buch vorbehaltlos empfehlen.

Literatur

- Gómora, Gallegos et al. (Hg. 2016): *Maya. Sprache der Schönheit*. Katalog, von INAH Staatliches Institut für Anthropologie und Geschichte, Mexico, in Zusammenarbeit mit dem Martin-Gropius-Bau, Berlin; Prestel, München · London · New York
- Riese, Berthold (2006): *Die Maya. Geschichte, Kultur, Religion*; Beck, München
- Sommer, Manfred (2016): *Von der Bildfläche. Eine Archäologie der Lineatur*; Suhrkamp, Frankfurt am Main

Vorerinnerung zu *Geschichte meiner Zeit*

Friedrich II.

„Die meisten Geschichtsbücher, welche wir haben, sind zusammengestoppelte Lügen, mit einigen Wahrheiten untermischt. Unter der ungeheuren Menge von Thatsachen, die uns überliefert worden, können wir nur diejenigen als bewährt annehmen, welche Epoche in den Reichen, es sei zu deren Erhebung oder zum Sturz, gemacht haben. So scheint es ausgemacht, daß die Schlacht bei Salamis erfochten, und die Perser von den Griechen besiegt worden. Es ist kein Zweifel, daß Alexander der Große das Reich des Darius überwältigt, und daß die Römer die Karthager und den Antiochus und Perses überwunden haben. Dies ist desto zuverlässiger, da sie alle diese Länder besessen haben. Noch mehr Glaubwürdigkeit gewinnt die Geschichte, in dem, was sie von den Bürgerkriegen zwischen Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, August und Antonius berichtet, aus der Authentizität der gleichzeitigen Schriftsteller, die uns diese Begebenheiten aufgezeichnet haben. Man kann an dem Untergange des westlichen und des östlichen römischen Kaiserthums nicht zweifeln; denn man sieht, wie sich aus dem zerstückelten römischen Staate Königreiche entwickeln und bilden. Aber, treibt uns der Vorwitz, uns auf die genaueren Umstände der Begebenheiten dieser entfernten Zeiten einzulassen; so stürzen wir uns in ein Labyrinth voll Dunkelheit und Widersprüche, wo uns der Faden fehlt um den Ausweg zu finden. Die Liebe zum Wunderbaren, das Vorurtheil der Geschichtschreiber, ihr blinder Eifer für ihr Vaterland, ihr Haß gegen die Nationen welche ihnen widerstanden, alle diese verschiedenen Leidenschaften die ihre Feder leiteten, und die so sehr große Entfernung der Zeit worin sie schrieben, von den Begebenheiten: haben die Thatsachen so verändert und entstellt, daß man jetzt selbst mit den Augen eines Lynx [Luchses] die Hülle nicht zu durchschauen vermöchte.

Indeß entdeckt man, unter der Menge der alten Geschichtschreiber, mit Vergnügen: die Beschreibung des *Xenophon* von dem Rückzuge der Zehntausend, die er selbst befahlte und nach Griechenland zurückbrachte. *Thucydides* zeichnet sich fast auf gleich vortheilhafte Art aus. Mit Entzücken finden wir in den uns übrig gebliebenen Bruchstücken von *Polyb*, dem Freunde und Gefährten des Scipio Afrikanus, die Thaten, die er uns als Augenzeuge berichtet. *Cicero's* Briefe an seinen Freund Attikus haben dasselbe Gepräge: er spielte selbst eine Rolle in den großen Szenen, wovon er redet. Ich werde *Cäsar's* Denkwürdigkeiten nicht vergessen, die ganz mit der edlen Einfalt eines großen Mannes geschrieben sind. Was auch Hirtius davon sagt, so stimmen doch die Berichte der andern Geschichtschreiber völlig mit den

von Cäsar beschriebenen Begebenheiten überein. Aber nach Ihm enthält die Geschichte nichts als Lobreden oder Satiren. Die Barbarei der nachfolgenden Zeiten hat aus der Geschichte des spätern Kaiserthums ein wüstes Chaos gemacht; und nur die Nachrichten der Tochter des Kaisers *Alexius Komnenus* sind wichtig, weil diese Prinzessin [Anna Komnena; 1083–1154] schrieb, was sie selbst gesehen hat. Seitdem haben Mönche, die allein noch einige Kenntniß besaßen, Chroniken hinterlassen, die man in ihren Klöstern gefunden, und zur deutschen Geschichte benutzt hat; aber was für Materialien zu einer Geschichte! Die Franzosen haben einen *Bischof von Tours* [538–594], einen *Joinville* [1224–1317], und das Tagebuch des *de l'Estoile* [1546–1611] gehabt: schwache Werke von Stopplern, die aufschrieben, was sie durch den Zufall erfuhren, aber die schwerlich recht unterrichtet sein konnten. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften hat sich die Schreibelust in eine Wuth verwandelt. Wir haben nur gar zu viel Memoiren, Anekdoten, und Berichte; unter denen man sich bloß an die kleine Zahl der Schriftsteller halten muß, die Aemter bekleideten, die mithandelnde Personen waren, die zum Hofe gehörten, oder denen von Fürsten erlaubt ward, die Archive durchzusuchen. [...]

Diese Betrachtungen über die Ungewißheit der Geschichte haben mich oft beschäftigt, und in mir den Gedanken hervorgebracht: die wichtigsten Begebenheiten woran ich Theil gehabt, oder wovon ich doch Zeuge gewesen bin, auf die Nachwelt zu bringen; damit diejenigen, welche künftig diesen Staat regieren werden, die wahre Lage der Sachen zur Zeit als ich die Regierung antrat, die Ursachen wornach ich handelte, meine Hülfsmittel, die Plane unsrer Feinde, die Unterhandlungen, die Kriege, und vorzüglich die treflichen Thaten unsrer Offiziere, wodurch sie sich so gerechte Ansprüche auf die Unsterblichkeit erworben haben, können kennen lernen.

Seit den Revolutionen, die zuerst das westliche und hernach das östliche römische Reich umstürzten, seit dem unermeßlichen Glück Karls des Großen, seit der glänzenden Epoche der Regierung Karls V., nach den Unruhen, welche die Reformation in Deutschland verursachte, und die dreißig Jahre durch dauerten, endlich nach dem Kriege, der über die spanische Erbfolge ausbrach: ist keine Begebenheit merkwürdiger und wichtiger, als die durch den Tod Kaiser Karls VI. des letzten männlichen Abkömmlings aus dem Hause Habsburg, veranlaßt ward. [...]

Da dieses Werk für die Nachwelt bestimmt ist, so bin ich von dem Zwange frei, die Lebenden zu schonen, und gewisse Rücksichten, die mit der Freimüthigkeit der Wahrheit unverträglich sind, zu beobachten. Ich werde ohne Zurückhaltung und ganz laut sagen dürfen, was man ganz leise denkt. Ich werde die Fürsten schildern, wie sie sind: ohne Vorurtheil für die, welche

meine Bundsgenossen, und ohne Haß gegen die, welche meine Feinde waren. Von mir selbst werde ich nur da reden, wo es die Nothwendigkeit erfordert, und man wird mir erlauben, nach Cäsars Beispiele, das was mich betrifft, in der dritten Person zu erzählen, um das Gehässige der Egoisterei zu vermeiden. Der Nachwelt kömmt es zu, uns zu richten; aber, wenn wir weise sind, müssen wir ihr zuvorkommen, und uns selbst strenge beurtheilen. Das wahre Verdienst eines guten Fürsten besteht in aufrichtiger Neigung zum gemeinen Wohl, in Liebe des Vaterlandes, und des Ruhms. Ja des Ruhms; denn der glückliche Instinkt, der den Menschen die Begierde nach gutem Ruf einflößt, ist die wahre Triebfeder zu Heldenthaten, ist die Kraft der Seele, die sie aus ihrer Trägheit erweckt, und sie zu nützlichen, nöthigen und löblichen Unternehmungen begeistert.

Alles, was in diesen Nachrichten behauptet wird, es betreffe Unterhandlungen, Briefe der Fürsten, oder unterzeichnete Traktaten, beruhet auf Beweisen, die in den Archiven aufbewahret werden. Für die Kriegsbegebenheiten kann der Verfasser, als Augenzeuge, bürgen; manche Erzählung von einer Schlacht ist um zwei bis drei Tage aufgeschoben worden, um sie genauer und zuverlässiger zu liefern.“

Friedrich II., (1712–1786, ediert 1788): *Hinterlassene Werke Friedrichs II Königs von Preussen · Erster Band*; Voß/Decker, Berlin. Aus *Geschichte meiner Zeit* die Einleitung: *Vorerinnerung*, S. 3-10

Ein Fund von Mathias Dumbs, Freiburg

Bärtierchen, Mensch und Strahlung

Heribert Illig

Im letzten Heft der Zeiteinsparungen [Illig, 445] hatte das Bärtierchen einen kurzen Auftritt. Nun bekommt es einen längeren, weil die Strahlenrisiken eingehender betrachtet werden sollen.

„Im Jahr 2007 hatte die Gruppe um Ralph Schill von der Universität Stuttgart die Chance genutzt, Bärtierchen mit einem Satelliten zehn Tage lang den extremen Bedingungen des Weltalls auszusetzen. Im Trockenschlaf konnte ihnen das Vakuum praktisch überhaupt nichts anhaben, und sogar das Bombardement mit dem kompletten Arsenal von Strahlung überstanden noch etliche der Tiere [...] Dass ein tierischer Organismus ungeschützt die kosmische und ultraviolette Strahlung, kombiniert mit dem Vakuum, überleben kann, wusste man zuvor nicht“.

Damals ging es genau genommen um 11,8 extraterrestrische Tage, in denen 189 Umrundungen der Erde in 270 km Höhe stattfanden [welt; Idw]. Zwangsläufig stutzt hier der Leser: Das „komplette Arsenal von Strahlung“, das „Bombardement“, das noch etliche Tiere überstanden haben – und das trotz guten Schutzes durch den darüberliegenden Van-Allen-Gürtel? Da darf die Frage gestellt werden, ob die Raumfahrer von 1969 ebenso robust waren wie Bärtierchen. Immerhin war Apollo 11 neun Tage unterwegs und entfernte sich dabei bis auf 400.000 km von der Erde, die Astronauten lebten allerdings nicht im Vakuum. Vom Einbau schwerer Bleiplatten in die Raumkapsel und die Mondfähre Eagle ist nichts bekannt; erkennbar waren vielmehr hauchdünne Alu-Folien.

Wikipedia [↔ Van-Allen-Gürtel] unterrichtet verwirrend über die Strahlung innerhalb des Gürtels, indem sie in drei Sätzen drei unterschiedliche Maßstäbe anlegt: pro Stunde, pro Tag und pro Jahr:

„Die Äquivalentdosis der Strahlung beider Hauptzonen beträgt hinter 3 mm dickem Aluminium unter extremen Umständen bis zu 200 mSv/h (Millisievert pro Stunde) im Kernbereich des inneren Gürtels und bis zu 50 mSv/h im Kernbereich des äußeren Gürtels. Als Normwerte gelten im gesamten Van-Allen-Gürtel 0,7–1,5 mSv pro Tag (effektive Dosis) [...]

Zum Vergleich: In Europa beträgt die mittlere Strahlungsdosis auf Meereshöhe etwa 2 mSv/a \approx 0,2 μ Sv/h“ [wiki ↔ Van-Allen-Gürtel].

Der Vergleich zwischen 200 mSv/h und 0,2 μ Sv/h zeigt, dass im Van-Allen-Gürtel die Strahlenbelastung 1 Million mal größer ist als auf der Erde. Der Gürtel erstreckt sich in zwei Zonen von 700 bis 6.000 km und von 15.000 bis

25.000 km. Er wird von den Lunanauten in ca. 1. Stunde durchflogen [spec-
trum]. Aber wie sieht es darüber aus? Immerhin gilt:

„Magnetfelder, Strahlengürtel, Plasmabarrieren und Atmosphäre: Unser Planet ist durch mehrfache Schilde geschützt.“

„Der Aufbau des planetaren Schutzschildes und seine Wirkung könnte dabei von einem Raumschiff-Ingenieur nicht besser erdacht sein. Schon zehntausende Kilometer weit draußen liegt die erste Schutzbarriere: Das **Erdmagnetfeld** wirkt als Deflektor und lenkt einen Großteil der kosmischen Strahlung und des Sonnenwinds von uns ab.

Ein weiterer Teil des energiereichen Bombardements wird direkt dahinter im **Van-Allen-Gürtel** eingefangen. Ein in diesen Strahlengürtel eingebetteter **Plasmaschild** sorgt dafür, dass die ultraschnellen Elektronen des äußeren Rings nicht weiter nach innen durchdringen können. Starke Sonnenstürme fängt dann der **Innere Van-Allen-Gürtel** ab.

Schon ziemlich dicht an der Erdoberfläche liegen die wichtigsten Strahlenschutzschilde unseres Planeten. Als erstes absorbiert die **Ionosphäre** einen Großteil der harten Strahlung aus dem All. Dahinter folgt die **Ozonschicht** – unser wichtigster UV-Schutzmantel. Weiter innen sorgt dann die zunehmende dichtere Lufthülle unserer Atmosphäre für weiteren Strahlenschutz. [...]

Draußen bleiben müssen der größte Teil der Infrarot- und der UV-Strahlung sowie die ionisierende Röntgen- und Gammastrahlung. Auch die energiereichen Teilchen der Sonnenstürme und der kosmischen Strahlung werden von den irdischen Schilden aufgehalten“ [Podbregar; Hvhg. HI].

Der Schutz durch das **Erdmagnetfeld** setzt 65.000 km oberhalb der Erdoberfläche ein. Die Wirkung des äußeren **Van-Allen-Gürtels** beginnt bei 25.000 km; der **Plasmaschild** wirkt bei ca. 11.000 km, die **Ionosphäre** bei 600 km und die **Ozonschicht** bei 25 km [ebd.]. Nicht ohne Grund kreist die Weltraumstation in einer Höhe von 400 km.

„Auf Astronauten wirkt außerhalb des schützenden Erdmagnetfeldes hochenergetische Gammastrahlung“ [WeltN24].

„Um einen Vergleich zu ermöglichen, kann man 0,35 Milligray an aufgenommener Strahlung pro Jahr von einer Person, die ungefähr auf Seehöhe lebt, als Durchschnittswert annehmen. In der Erdumlaufbahn außerhalb der Atmosphäre, wo sich die ISS befindet, ist die kosmische Strahlung mit etwa 54,75 Milligray pro Jahr um einiges stärker. Bewegt man sich außerhalb des Magnetfeldes der Erde, ist der einzige Schutz die Hülle des Raumschiffes“ [Laddha].

Da sich die Einheit Milligray (mGy \approx Strahlungsdosis hochdurchdringender Röntgenstrahlung) unmittelbar in Millisievert (mSv \approx Strahlendosis bezogen

auf lebendes Gewebe) umrechnen lässt [converter], kommen wir zu dem Resultat, dass die Belastung mit dem Überwinden der untersten 400 km – von 0,35 mGy auf 54,75 mGy – auf rund das 156-fache steigt. (Außerdem stoßen wir bereits für Seehöhe auf die Diskrepanz 0,35 mSv/a zu 2 mSv/a (s.o.), also auf rund den sechsfachen Wert.) Die Belastungen für einen Menschen außerhalb der irdischen Schutzschilde müssen um ein Vielfaches höher liegen, doch darüber waren keine Angaben zu finden; sie sind auch schwierig, weil z. B. magnetische Stürme schlagartig die Belastungen um ein Vielfaches erhöhen.

Zur Erinnerung vor 50 Jahren

Am 27. Januar jährte sich zum 50 Mal das Unglück von Apollo 1, dem drei Astronauten noch am Boden zum Opfer fielen [focus]. Die Konsequenzen waren fast wundersam. Denn der für den 21. 02. 1967 geplante erste Flug mit einer Drei-Mann-Kapsel wurde gestrichen und erst im Oktober 1968 als Apollo 7 nachgeholt. Zwei Monate später umkreisten bereits drei Astronauten den Mond, und am 16. 07. 1969 startete Apollo 11 erfolgreich zur Mondlandung. Die Einführung eines neuen Auto-Typs dauert länger als die hier realisierten neun Monate.

Literatur

- converter = <http://www.translatorscafe.com/cafe/DE/units-converter/radiation-absorb-ed-dose/18-25/milligray-millisievert/>
- focus (2017): „Apollo 1“: Vor 50 Jahren ereignete sich die erste Nasa-Tragödie; http://www.focus.de/wissen/weltraum/universum-apollo-1-vor-50-jahren-ereignete-sich-die-erste-nasa-tragoedie_id_6554898.htm
- Idw (2016): Weltraum-Bärtierchen: Zäh über Generationen; *MTA Dialog*, 13. 12.
- Illig, Heribert (2016): Vom Bärtierchen bis zu den Baiern; *Zeitensprünge* 28 (6) 444-447
- Laddha, Sunny (2016): Kosmische Strahlung – Gefahr aus dem All? *Young-Science-Magazin*, 23. 06.
<http://young-science-magazin.com/2016/kosmische-strahlung-gefahr-aus-dem-all/>
- Podbregar, Nadja (2016): Planetarer Schutzschild · Wie die Erde ihre Bewohner schützt; *Scinexx*, 15. 07. <http://www.scinexx.de/dossier-775-1.html>
- spectrum = <http://www.spektrum.de/wissen/10-mythen-ueber-die-mondlandungen/1301190>
- Wandtner, Reinhard (2016): Liebesspiel im Moos · Pikante Einblicke in die Paarung von Bärtierchen; *FAZ*, 14. 12.
- welt = (2007): Bärtierchen muss zum Überlebenstest ins All; *WeltN24*, 12. 09.
- weltN24 = (2008) Weltraumstrahlung lässt Astronauten vorzeitig altern; *WeltN24*, 16. 04.
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

Bei Karl alles in Butter? Ein Sammelsurium

Corvey - eine Korrektur

Im letzten Heft stand zu lesen: „Inscription ohne Kaisernennung“ [Illig, 312]. Horst Leiermann teilt dazu mit, dass Kaisernamen abgekürzt, aber mit Ligatur geschrieben worden sind [Übersetzung Klabes, 178, und Kroos/Leiermann, E3]:

CIVITATEMISTAM	Diese civitas
TVCIRCVM DADNEET	umfasse du, Herr Nero, und
ANGELITVICVSTO	deine Boten mögen
DIANTMVROSEIVS	ihre Mauern bewachen

(Civitatem istam tu circumda D NE et angeli tui custodiant muros eius.)

Am Ende der zweiten Zeile steht mit NE die einzige Ligatur dieser Tafel (auf der Tastatur nicht darstellbar, vergleichbar mit CE oder Æ). „D NE“ bedeutet nach Leiermann „domine Nero“ für den Feldherrn und Augustus-Stiefsohn Nero Claudius Drusus, 38–9. Er weist auch darauf hin, dass zur Zeit der Karolinger nur Bischofssitze als „civitas“ bezeichnet wurden, Corvey hingegen wäre „monasterium“ genannt worden [Kroos/Leiermann, E2].

Illig, Heribert (2016): Corveys Westbau endgültig römisch · Spurensuche mit Klabes und Odysseus; *Zeitensprünge* 28 (3) 307-324

Klabes, Heribert (2008): *Corvey · Eine karolingische Klostergründung an der Weser · auf den Mauern einer römischen Civitas*; A. Otte, Oerlinghausen

Kroos, Gerhard / Leiermann, Horst (2014): *Rotheft 6: Villa Uxerri = Civitas Corvey*; Lemgo · Essen

*

Zur Krönung Karls vor 2.016 Jahren:

„Bei der Heiligsprechung Karls des Großen haben Friedrich I. wohl vor-
ausgehende Kanonisationen anderer Könige in Europa inspiriert: 1144
hatte der französische König Ludwig VII. die Gebeine des französischen
Staatsheiligen Dionysius von der Krypta des Kloster Saint Denis in den
Hochchor getragen. Zwei Jahre später wurde Kaiser Heinrich II. heiligge-
sprochen, und 1161, vier Jahre vor der Kanonisation Karls des Großen,
war König Eduard der Bekenner zu den Ehren der Altäre erhoben worden.
Die Aufwertung des eigenen (staufischen) Königtums durch die Heilig-
sprechung Karls des Großen war für Friedrich I. ein willkommenes Mittel,
um sich gegen den Papst zu positionieren, mit dem er sich zerworfen
hatte“ [kathnews].

kathnews (2016): Kanonisation durch einen schismatischen Papst. Jahrestag der Heiligsprechung Karls des Großen. Interview mit Dr. Gero P. Weishaupt; kathnews-Redaktion, 28. 12.; <http://www.kathnews.de/>

Der uralte Karlskult in Zürich

Da hat man nun die schöne Legende, wonach Karl von Aachen aus einen Hirsch solange verfolgte, bis sein Pferd wegen vergessener Märtyrergräber an einer Stelle in die Knie ging, an der dann das Grossmünster von Zürich erbaut worden wäre. Und dann wird es arg profan:

„Reste eines Vorgängerbaus der heutigen [Grossmünster-]Kirche wurden bei Renovationsarbeiten in den 1930er Jahren entdeckt und dem 11. Jahrhundert zugewiesen. Die heute noch bestehende romanische Kirche wurde um 1100 begonnen und 1220 vollendet. Der Vorgängerbau wurde dazu schrittweise abgebrochen“ [wiki ↔ Grossmünster].

„Einen ersten Höhepunkt erreichte das Geschlecht zwischen 1250 und 1310. Es waren Manesse, die als Pröpste am Grossmünster dem Karlskult zum Durchbruch verhelfen und Konrad von Mure als Kantor anstellten“ [wiki ↔ Manesse].

Ein Fund von Georg Dattenböck, Anzing

*

Dänemark: zurück zu Karl

Anno Domini 811 hat ER zusammen mit dem Wikingerkönig Hemming die Nordgrenze seines Reiches abgesteckt – auf einer Insel in der Eider (Rendsburg?). 935 rückte sie nach Norden bis zur Schlei, 1920 nach Volksabstimmungen noch weiter nach Norden, wo sie blieb. Nun fordert Søren Espersen, Vizechef der rechtspopulistischen Dänischen Volkspartei (DF), „ein Dänemark bis zur Eider“ [Kellerhoff]. Nachdem die Türkei bereits Landkarten mit Gebietsansprüchen im Südosten zeichnet, werden auch in Europa wieder Forderungen laut. So müssen wir befürchten, dass wie zu Karls Zeiten wegen derartiger Ansprüche Krieg geführt werden wird. Sind Rechte unbelehrbar?

Kellerhoff, Sven F. (2017): Deutsche Nordgrenze Schleswig zu Dänemark? Zurück ins Mittelalter! *Welt N24*; 23. 02. <https://www.welt.de/geschichte/article162334648/Schleswig-zu-Daenemark-Zurueck-ins-Mittelalter.html>

*

Torhalle auf Frauenchiemsee

Die Baiern erwiesen sich trotz Theoderich und seinen Arianern in Glaubensdingen als halsstarrig:

„Auch die Anfänge klösterlicher Kultur im bajuwarischen Raum reichen nicht vor das 7. Jh. zurück. So zeichnet sich für Kloster Herrenchiemsee (Lkr. Rosenheim) nach der aktuell laufenden Auswertung eine Gründung vor 630 ab. [...] So eindeutig der Befund auf der Herreninsel ist, so unbefriedigend ist die Situation auf der benachbarten Fraueninsel: Trotz großflächiger Grabungen scheint die klösterliche Besiedlung dort entgegen der

historischen Überlieferung erst deutlich später, vielleicht sogar erst im 9. Jh. einzusetzen.“ [Later 2015, 36]

Eine Bildunterschrift macht alles noch schlimmer:

„Die Torhalle des Klosters Frauenwörth ist ein umstrittenes Bauwerk. Ihre Datierung schwankt zwischen spätagilolfingisch (um 780) und spätottonisch-frühromanisch (um/nach 1000)“ [Later 2015, 37].

2008 habe ich die Torhalle datiert, indem ich Dannheimers „um 780“ und das inselspezifische „um 860“ verworfen habe, um von „um 1000“ bis „ab 1070“ auszugehen [Illig, 134].

Illig, Heribert (2008): *Die Chiemseelöster · Neue Sicht auf alte Kunst*; Mantis, Gräfelfing

Later, Christian (2015): *Kirchen und Klöster – Bauten für das Seelenheil; Archäologie in Deutschland* 3/2015, 36 f.

*

Mintard, Stadtteil von Mülheim an der Ruhr

Das Aufdecken einer Fälschung und das Akzeptieren der Aufdeckung sind zweierlei. Folgendes geschah jüngst zu Mintard. Am 28. 12. 2016 ging es

„um Besitz, Macht und Betrug. So ist es auch im Fall der Mintarder Kirche St. Laurentius. Die sei im Jahre 873 gegründet worden, hieß es bis jetzt. So steht es auf einer Tafel an der Kirche, so kann man es bei Wikipedia lesen. Zurückgeführt wird dieses Gründungsjahr auf die sogenannte Regenbirgsche Urkunde. [...]

Historikerin Brigide Schwarz hat nun herausgefunden, dass das Dokument erst gut 300 Jahre später entstanden ist. »Die Regenbirgsche Urkunde ist eine Fälschung, die erst um 1200 verfasst wurde« [Sasse].

Die Aufdeckung der Fälschung wurde stehenden Fußes, also am selben Dezember-Tag in den Lexikon-Eintrag so eingearbeitet [wiki → St. Laurentius (Mintard)], dass ein Widerspruch blieb:

„Die dem heiligen Märtyrer Laurentius von Rom geweihte katholische Kirche [...] zählt zu den ältesten Kirchengebäuden im ganzen Rheinland. [...] Der Kirchturm der Mintarder Kirche aus dem 11. Jahrhundert gilt heute als ältestes Bauwerk von Mülheim an der Ruhr“ [wiki → St. Laurentius (Mintard)].

Nachdem etwa St. Pantaleon in Köln ins 10. Jh. zurückgeht, müsste man auch St. Laurentius vor 1000 erwarten. Zwei Monate später ist B. Schwarz bei *Wikipedia* [→ St. Laurentius (Mintard)] gestrichen. Nun heißt es:

„Die Pfarrkirche St. Laurentius wurde in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtet im Zusammenhang mit der Gründung der Pfarrei. Die Auffassung, dass bereits im 9. Jahrhundert eine Pfarrkirche in Mintard bestanden habe, beruht auf der sog. Regenbirgischen Urkunde, die auf 873

datiert wurde. Dieses Dokument ist seit 1909 als Fälschung aus der Zeit um 1200 erwiesen“.

Die zugehörige Fußnote greift weiter als bis B. Schwarz zurück. Die Abbildung der bis heute an der Kirche angebrachten Info-Tafel von 2003 weiß jedoch nichts von einer Fälschung. Hat jetzt Schwarz (zu Unrecht) altes Wissen recycelt oder wurde das alte Wissen bis dato verheimlicht?

Sasse, Sebastian (2016): Beim Alter der Dorfkirche in Mintard wurde wohl geschummelt; *WAZ*, 28. 12.

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

*

Gefährlicher Gruß aus dem All

Erst zwei Tage vor dem möglichen Einschlag entdeckten die Himmelswächter den Gesteinsbrocken, der am 09. 01. gewissermaßen zwischen Mond und Erde hindurchflog: Asteroid 2017 AG13, Entfernung zur Erde 203.000 km gegenüber 385.000 km mittlere Entfernung Erde – Mond, also nur 0,53 der Mondstanz; Größe zwischen 11 und 34 km, Geschwindigkeit relativ zur Erde 39.600 kmh. Das würde für ein Desaster ausreichen.

<https://www.gmx.net/magazine/wissen/asteroid-2017-ag13-uebersehen-fliegt-knapp-erde-32115210>

*

Ein harter Schlag

„Letzter Mann auf dem Mond gestorben“ [Überschrift im *Göttinger Tageblatt* lt. *DER SPIEGEL* 5/2017, 132]. Hoffentlich nicht auch der Mann *im* Mond...

*

Leben jenseits der Erde

Sieben vielleicht erdähnliche Planeten in nur 40 Lichtjahren Entfernung! [Weih] Seitdem Stephen Hawking gewarnt hat, der Mensch sei des Menschen und des Planeten Wolf und täte deshalb gut daran, möglichst schnell andere Himmelskörper zu besiedeln, wird die Suche forciert. Hawking: „In den nächsten 1000 Jahren müssen wir die Erde verlassen“ [bild 2016]. Leider ist ihm der Zeitrahmen um den Faktor 10 zu groß geraten und leider hat er vergessen, dass zu jedem möglichen Planeten die unbremssbare Fähigkeit der Menschen zur (Selbst-)Vernichtung mitreisen würde. Das wurde vor 38 Jahren schon wesentlich klarer gesehen (vgl. S. 99). Während Milliardär Elon Musk den Mars favorisiert, denken andere bereits an ein anderes Sonnensystem. Wenn nur die leidige Lichtgeschwindigkeit nicht wäre, wegen der die Antwort auf eine Botschaft mindestens 80 Jahre dauert. 1979 lag die günstigste Entfernung noch bei 800 Lichtjahren:

„Hätte Karl der Große, des Funkens [zweifellos; HI] mächtig, eine solche Botschaft abgesandt, so wäre sie zwar inzwischen draußen gehört worden, aber die Antwort darauf hätte noch nicht die Hälfte ihres Weges zu uns zurückgelegt, vierhundert Jahre müßten wir noch warten, bis wir wüßten, was die Lebensgenossen aus dem Kosmos – nun nicht uns, sondern dem längst verblichenen Karl hatten sagen wollen“ [Dahl 2000, 45].

Bild (2016): Genie Stephen Hawking warnt · In den nächsten 1000 Jahren müssen wir die Erde verlassen; *Bild+*, 16. 11.

Dahl, Jürgen (1979): *Der Tag des Astronomen ist die Nacht · Von der Vergeblichkeit der Himmels-Erforschung*; Langewiesche-Brandt, Ebenhausen (textgleich 2000)

Weih, Ulrich (2017): Leben wohl möglich · Sieben erdähnliche Planeten entdeckt; *T-online*, 25. 02.

*

Trump-time

„Als eine seiner ersten Amtshandlungen hat der amerikanische Präsident Donald Trump die staatlichen Gelder für die Geisteswissenschaften gestrichen. [...] Der direkt der Regierung unterstehende National Endowment for the Humanities (NEH) soll aufgelöst werden. [...] Der bescheidene Jahresetat der NEH macht gerade einmal 0,003 Prozent des amerikanischen Bundeshaushalts aus. [...] Neben dem NEH soll auch der National Endowment for the Arts (NEA), spezialisiert auf die Förderung von Kunst und Literatur, aufgelöst werden“ [F.A.Z.].

„Ich bin im Krieg mit den Medien“ [*bild*].

„Wir werden die Presse zur Rechenschaft ziehen“ [*focus*].

„Wir müssen wieder Kriege gewinnen“ [tagesschau.de].

bild (2017): Trump-Beraterin Kellyanne Conway · „Wir sehen uns genötigt, alternative Fakten zu präsentieren“, *BildPlus*, 26. 01.

F.A.Z. (2017): Trump kürzt Geisteswissenschaft; *F.A.Z.*, 25. 01.

focus (2017): Verstörende Rede vor CIA-Agenten · Trump und sein Pressesprecher starten beispiellosen Angriff auf die Medien; *Focus Online*, 22. 01.

tagesschau.de (2017): Trump will Wehretat ausbauen · „Wir müssen wieder Kriege gewinnen“; 27. 02.

*

Verschwörungstheorie

Im letzten Heft [3/2016, 420 f.] ging es auch um das erfundene Mittelalter als Verschwörungstheorie, um einen BILD-Bericht, der sich auf Prof. Michael Butter berief. Der Herausgeber fragte ihn schriftlich nach den Zusammenhängen, die er da sehe, erhielt aber keine Antwort. Dafür gab Butter im Spiegel [Nr. 9/2017, 40-42] ein Interview als Fachmann für Verschwörungstheorien. Er weiß, dass sie „fast immer konservativ“ sind. Wenn also die Phantomzeit..., dann wäre die akademische Gegnerschaft fast durchwegs progressiv?

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandspporto;
zwei Ermäßigungen bei 2013 und bei 2008)

- 2015 Mayer, Joseph M.: **Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge** ·
Astronomie und Mythos; 97 S. DIN A4, Pb., Farbabb., 22,90 €, für Abo. 21 €
- ⁴2014 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen**. *Technik stürzt sein Reich
ins Nichts*. 215 S., 58 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Gräffeling & Pasing 1250 Jahre?** *Ein kritischer Streifzug
durch Bayerns frühe Geschichte*. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom
Manierismus**. 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abo. **14,90 €**
- ²2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter**. *Das Opfer als Ursprung
der Religion*. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- ²2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen**. *Über Velikovsky hin-
aus*. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- ⁶2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?**
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- ⁶2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?**
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseeklöster**. *Neue Sicht auf alte Kunst*
150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. **7,90 €**
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung**. *Urkunden-
fälschungen auf Otto III*. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 5,90 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon**. *Kulturgeschichte der Kalen-
darik*. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 11,90 €
- ²2007 Heinsohn, Gunnar: **Die Sumerer gab es nicht**
311 S., 30 Abb., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- 2005 Thiel, Werner: **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten**. *Von Phoroneus bis Odys-
seus, von Atlantis bis Troia*. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 12,90 €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte**. *Árpád eroberte
schon 600 das Karpatenbecken*. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit**
Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes**. *Plädoyer für eine Kür-
zung der Waldgeschichte*. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung**. *Anfänge, Frühmittelalter,
Schwarze Madonnen*. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim**. *Eine Entmystifizierung*
327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen
Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge, *Interdisziplinäres Bulletin*, 2017 im 29. Jahrgang, im Inland 35,- €,
im Ausland 40,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 350 DIN A5-Seiten

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 29, Heft 1, April 2017

- 3 Editorial
- 4 Illig, Heribert: „Clovis first“ am Ende! Fünf Nachweise für noch ältere Amerikaner · Ein Nachruf
- 7 Illig: Bernstorf und Nebra · Gefälscht: beides, eines, keines?
- 34 Illig: Ugarit – Velikovskys Stütze fällt
- 38 Diebitz, Stefan: Rechteck und Herd · Phänomenologie und Strukturalismus in der Vorgeschichte der Kultur
- 46 Heinitz, Volker: Gedankensplitter zu antikem Glas – Teil 2, mit einer Ergänzung zum Zinn
- 56 Illig: „Denken statt Glauben“ · Roland Weber erweitert Joseph Atwills Ansatz · Eine Rezension
- 66 Weber, Roland: Perikopen der Römischen Schreibstube Fünf Beispiele
- 76 Weber, R.: Zum Begriff Evangelium · Manche Kleinigkeit sagt mehr als große Worte
- 82 Illig: Daniel nach der Zeitenwende · Eine Umdatierung
- 89 Illig: Umriss der antiken Goldgewinnung · Eine Skizze
- 99 Dahl, Jürgen: Ruina orbis terrarum
- 100 Illig: Das verborgene Offensichtliche · Gedanken zu einer Aachener Neuerscheinung
- 109 Illig: Jus nichtet Karl
- 125 Illig: Böhmisches-mährische Burgen und Könige
- 135 Illig: Skandinaviens unendlich lange Geschichte · Zwei Jahrtausende erfunden
- 144 Soisson, Robert: Frankreich und die Kritik an Karl dem Großen · Philippe Delorme und François de Sarre
- 152 Diebitz, St.: Kulturen vor Kolumbus · Zwei umfangreiche Werke erzählen die Geschichte beider Amerika vor den Europäern
- 160 Friedrich II.: *Vorerinnerung zu Geschichte meiner Zeit*
- 163 Illig: Bärtierchen, Mensch und Strahlung
- 166 Bei Karl alles in Butter? Ein Sammelsurium
- 171 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233